Deutsche Schlösser u. Burgen.

Von

Schulte vom Brühl.

728.81
Sc 81d
v.2

Deutsche Schlösser und Burgen.

Von

Schulte vom Brühl.

Zweiter Band.

Mit neunundneunzig Abbildungen.

Leipzig,
Voß' Sortiment.
G. Haessel.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Vorwort zum zweiten Bande.

Auch im zweiten Bande des vorliegenden Werkes ließ ich mich von dem Grundsatz leiten, nur solche Burgen zu beschreiben, die, wie Kyffhäuser und die Weibertreu, ein allgemeines Interesse für sich in Anspruch nehmen dürfen, oder aber solche, die für die Geschichte bestimmter Landesteile von Wichtigkeit sind, wie Schloß Burg an der Wupper für das Bergische Land, die Burgen Königstein und Cronberg für den Taunus und Burg Nassau für das gleichnamige Gebiet. Ich habe mich bestrebt, die Erfahrungen, die ich beim ersten Bande sammelte, für den zweiten Band nutzbringend zu machen, namentlich auch hinsichtlich der Abbildungen das Deutliche mehr mit dem Malerischen und Verschönernden zu verbinden. Ein Vergleich zwischen den Illustrationen der letzten Hefte und denen der ersten wird dies augenfällig machen. Zur besonderen Freude gereicht es mir, daß sich das Unternehmen eine Anzahl neuer Freunde zu erwerben wußte und durch

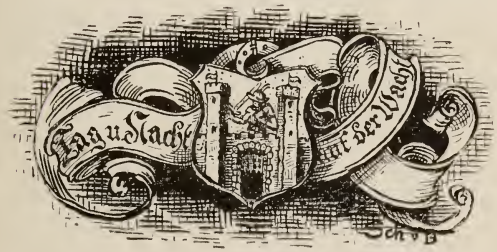
Sr. Excellenz den Herrn Cultusminister von Goßler, sowie durch das Schwarzb.-Rudolstädtische Staatsministerium freundliche Förderung, durch die Kritik warme Empfehlung fand. Für thätige Antheilnahme an diesem Bande und ersprießliche Rathschläge habe ich den Herren: Architekt Fischer in Barmen, Kunstgewerbeschuldirektor Prof. Luthmer in Frankfurt a. M. und Hofrath Dr. Theobald Kerner in Weinsberg noch besonders zu danken. —

Wie Joh. Prölß in seinem dankenswerten, an Material ungewöhnlich reichen biographischen Werke: „Scheffels Leben und Dichten" mittheilt, schrieb Scheffel als eifriger Burgenfreund einst an den Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar: „Jede Ruine hat, wie das Menschenindividuum, ihre ganz individuellen Züge .... hier scheu sich bergende, lauernde Vorsicht — dort cyclopische Roheit und das Thal mit Qual erfüllende Gewaltherrschaft — hier eine bauermäßig umgewandelte Römerwarte und dadurch befestigte deutsche Ackerwirtschaft — dort ein fröhlich aus Rebengeländ zu Gottes Himmelsbläue emporträumendes Haus voll fröhlicher Menschen." Diesen Eindruck werden auch die Leser meines Werkes empfangen haben. Die Geschichte der deutschen Burgen ist in der That abwechslungsreicher und vielseitiger, wie man zu glauben geneigt ist, und so gebe ich mich denn der Hoffnung hin, daß die ihm gewonnenen Freunde dem Werke auch ferner treu bleiben und es nach Kräften empfehlen. Ist doch seine Herstellung mit vielen Kosten und, bei der oft so schwierigen Beibringung des Materials, auch mit großen Mühen verknüpft, — Mühen, welche ein Kritiker der Crefelder Zeitung wohl zu würdigen wußte, indem er schrieb: „Man merkt es dem Werke nicht an, welchen Aufwand von Zeit und Mühe die Vorarbeiten zu demselben erfordert haben mögen."

Da es sich als notwendig erwiesen hat, daß zum Fortbestand des Werkes auch ein, besondere und umständliche Einrichtungen erfordernder örtlicher Vertrieb der einzelnen Hefte in Angriff genommen werden muß, so haben sich Verleger und Autor in freundschaftlicher Weise dahin geeinigt, daß der Verlag in andere Hände übergehe. Von dem Forterscheinen des Unternehmens werden die Leser seiner Zeit durch die Buchhandlungen, von denen sie das Werk beziehen, rechtzeitig in Kenntniß gesetzt.

Wiesbaden, im Herbst 1889.

Schulte vom Brühl.



Anmerkung. Das Inhaltsverzeichniß befindet sich am Schluß des Bandes.

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/deutscheschlsser02schu

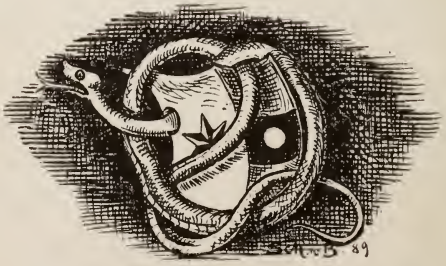
Verzeichniß

sämmtlicher in Band I und II erwähnten Burgen und Schlösser.

(Die Namen derjenigen Burgen, welche eine eingehendere Darstellung erfuhren, sind gesperrt gedruckt. * bedeutet, daß von der betr. Burg eine oder mehrere Abbildungen in dem Werke vorhanden sind.)

Adolfseck II, 266.
Aschaffenburg, Schloß zu, II, 161. 175.
Altenbaumburg I, 75. 78.
*Aulborn (Aulenbach) II, 183. 185.
Berg (Altenberg) II, 24.
Bottenstein I, 127.
Brunegg I, 252. 271.
Büdingen I, 25.
*Burg a. d. Wupper II, 5 u. ff.
Burgen im Allgemeinen s. Einleitung I, I—XXIII.
*Caub II, 73 u. ff. 121.
*Cronberg II, 110. 135. 141 u. ff.
*Deutsches Haus zu Marburg I, 129. 130.
*Dilsberg I, 146 u. ff.
*Ebernburg I, XXI. 63 u. ff. II, 155.
Erbach I, 45.
Eschborn II, 146.
*Falkenstein II, 121. 129. 132 u. ff.
*Fleckenstein i. Els. I, IXX.
*Friedrichshof b. Cronberg II, 142.
*Gelnhausen I, 1 u. ff.
*Gutenfels siehe Caub.
*Habsburg I, XXII. 180. 247 u. ff.
Harfenberg I, 164.
Heidelberg, Schloß, I, 145. 147. 151.
*Hinterburg zu Neckarsteinach I, 143. 169 u. ff.
Hohenberg I, 224.
Hohenburg I, 79.
*Hohengeroldseck I, XX. XXIII. II, 161. 164.
Hohenstaufen I, 8. 179.
*Hohenzollern I, XXII. 177 u. ff.
Hollenfels II, 164.

Insbruck Fürstenburg I, 266.
*Königstein i. Taunus II, 107 u. ff.
Koppenstein I, 79.
Kyburg I, 264. 265. 266.
*Kyffhausen I, 8. II, 203 u. ff.
Landstuhl I, XXII. 79. 95.
*Laurenburg II, 257 u. ff.
Limburg i. Breisg. I, 264.
Lindstetten I, 224.
*Marburg I, XXI. 109 u. ff.
Marienberg II, 194.
Mergentheim II, 159.
*Mespelbrunn II, 169 u. ff.
*Mittelburg (Neckarsteinach) I, 143. 171 u. ff.
*Nassau II, 243 u. ff.
*Neckarsteinach, Burgen zu, I, 143 u. ff.
Nurings II, 136.
Ortenberg I, 25.
*Pfalzgrafenstein II, 73 u. ff.
*Questenberg II, 212.
Reichenberg I, 49.
*Rheingrafenstein 69 u. ff. 75.
*Rodenstein I, 35 u. ff.
Roßla II, 206.
*Rothenburg i. Thür. 206 u. ff. 219.
Sachsenburg II, 213.
Sauerburg II, 95.
*Schadeck oder Schwalbennest I, 143. 157 u. ff.
Schalksburg I, 226.
Schnellerts I, 38 u. 39. 58.
Sondershausen (Schloß) II, 208.
Sonnenberg II, 263.
Stein zu Baden I, 265. 266.
*Stein II, 250 u. ff.
Tannenburg II, 153. 188.
Tilleda II, 215. 218. 219.
Trausnitz I, XXII.
Trifels II, 121.
*Vorderburg zu Neckarsteinach I, 171 u. ff.
Wartburg I, XXI. 126.
Wächtersbach I, 25.
*Weibertreu (Weinsberg) II, 41 u. ff.
*Wildenstein a. d. Donau I, XVIII. 70.



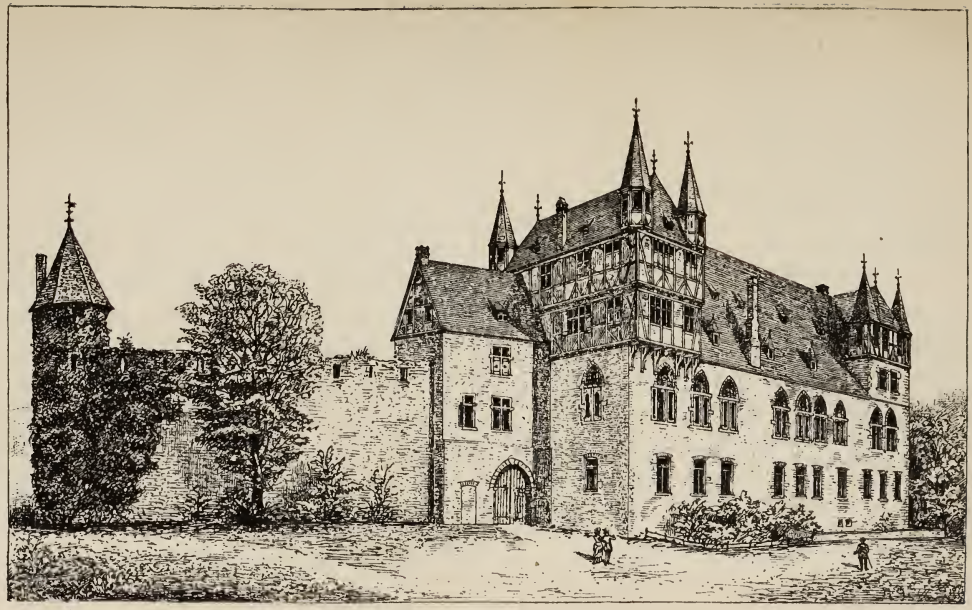
Schloß Burg an der Wupper.

Von

Schulte vom Brühl.

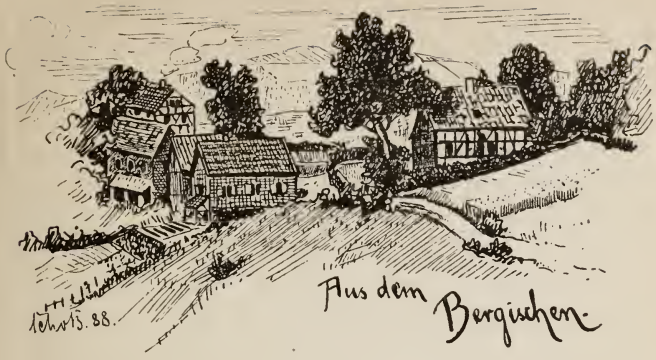
Leipzig,
Voß' Sortiment.
G. Haessel.

Alle Rechte vorbehalten.



Schloß Burg an der Wupper.

(Vorderansicht nach dem Wiederherstellungsplan des Hrn. Architecten G. A. Fischer.)



Noch manche Gegend giebt es in unserm deutschen Vaterlande, die, wenn sie auch aus dem einen oder anderen Grunde weithin bekannt ist, doch der allgemeinen Würdigung ihrer landschaftlichen Schönheiten entbehrt. So ist man auch geneigt, sich von den Industriebezirken des bergischen Landes ein nicht gerade günstiges Bild zu machen. Man hört beispielsweise von den Fabrikschloten Elberfeld-Barmens, von den großen Dampfschleifereien Solingens reden und empfindet ein gelindes Grausen, wenn man das Wort „Wupper“ vernimmt. Der Landeskundige aber weiß das bergische Land wohl zu schätzen und kennt die Naturkleinodien, welche besonders die „Wupperberge“ in sich schließen. Dort wird selbst das, was sich in den größeren Orten des Landes in seiner Anhäufung so oft unangenehm bemerklich macht, poetisch und schön. Die qualmende, lärmende Dampfschleiferei wird zum

romantisch am hellen Felsenbach gelegenen, einsamen Schleifkotten, die große Seidenfabrik schrumpft zum freundlichen Stübchen des Seidenwirkers zusammen, den man hinter blumenbestandenem Fenster an seinem Webstuhl schaffen sieht, und die Wupper sogar, der fleißigste, aber auch schmutzigste Strom in Germanien, erhält etwas poetisches, wenn sie, ihr Schicksal mit Murmeln beklagend, ihre Fluthen durch die waldigen Bergthäler dahinwälzt, ihre schwarzen, dicken Fluthen, die bald einen Stich ins Violette, bald ins Rothe haben, je nachdem es den Wupperthaler Färbereien mit ihren Abflüssen gerade beliebt. Wie hell und klar war einst dieses reizvolle Berggewässer, damals, als Elberfeld-Barmen noch keine Privilegien zur Flußverunreinigung hatte und als die Hausindustrie aus den größern Städten noch nicht so in die Berge zurückgedrängt war, wie es heutzutage vielfach der Fall ist. Es ist das gar nicht so lange her, und mir wurde von glaubwürdigen Leuten versichert, sie hätten noch mit eigenen Augen zahlreiche Fische in der Wupper schwimmen sehen, während jetzt freilich kein Fisch und kein Amphibium unterhalb der industriereichen Schwesterstädte in dem Fluß zu leben vermag, vielweniger schöne Wassernixen mit blanken Leibern und goldenen Haaren. Aber vielleicht wird auch für diese Fabelwesen und für Fische und Frösche wieder eine frohe Zeit in den Wupperbergen angehen, wenn aus den riesigen Klärbeckenanlagen einmal etwas werden sollte, womit sich derzeit die Phantasie der Wupperthaler Naturfreunde vielfach beschäftigt

Wie erwähnt, bieten die Höhen des ehemaligen Herzogthums Berg, das sich auch über ein gut Theil Ebene erstreckte, des Schönen mancherlei, namentlich, wenn der Maler Herbst seine prächtigen Farben zeigt und bleicherer Sonnen-

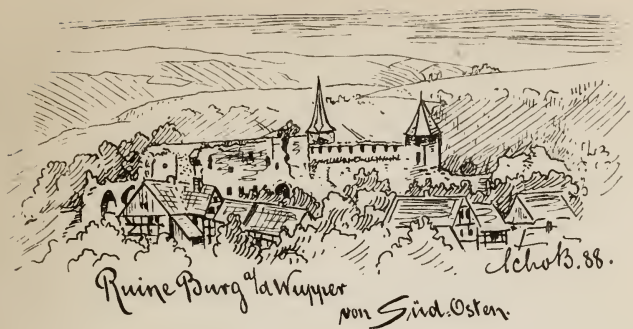
schein auf den sich buntfärbenden Laubwaldungen der Thäler und Hänge spielt, während auf den oft kahlen, felsigen Gipfeln das Haidekraut seinen mattrothen, braundurchwirkten Teppich entfaltet. Ein biederherziges Geschlecht bewohnt jenes schöne Land. Wer es kennen lernen will, das bergische Volk, in seiner Ursprünglichkeit und Frische, der thut wohl, auf steinigen, steilen Pfaden nach den kleinen Gehöften zu wandern, die in den Thälern oder auf den Höhen einzeln zerstreut liegen. Dort, im frischen Waldbereich, wo das Wort „Socialdemokrat" noch als ein Schimpfwort empfunden wird, und wo sich der selbstständige Arbeiter bei seinem Schaffen als ein freier Mann in seinem saubern Häuschen fühlt, da bietet sich ein herzerquickendes Bild echt deutschen Volkswesens. Eine peinliche Sauberkeit herrscht in den kleinen Hütten. Der Ofen ist spiegelblank geputzt und der Stubenboden oft mit weißem Sande zierlich ausgestreut. Ein Vogel zwitschert im Bauer zu der Männer Arbeit und freundliche Blumen stehen an den Fenstern. Außen sind die Häuser meist mit Schieferplatten beschlagen, aber die düstere Farbe gelangt nicht zur Herrschaft, denn die weißgestrichenen Fensterrahmen, die grasgrünen Fensterläden und die rothen oder schwarzglänzenden Dächer machen den Gesammteindruck zu einem höchst freundlichen. Ein Gärtchen, eine lebendige Umzäunung und Bäume, die sich über die Dächer lehnen, vervollkommnen dieses anmuthige Bild. Nicht minder freundlich sind die Fachwerkshäuser mit ihrem schwarzgetheerten Gebälk, zwischen dem die einzelnen Felder sauber verputzt und mit weißem Kalkanstrich versehen sind. Die Leute, die in diesen kleinen Heimwesen wohnen, zeichnen sich ebenfalls durch Reinlichkeit aus. Sie haben einen hellen Blick und einen aufgeweckten Gesichtsausdruck. Das Freie, Selbstbewußte, welches sich in ihrem gan-

zen Wesen kundgiebt, wirkt nicht unangenehm und ist himmelweit verschieden von dem rohen und frechen Betragen, welches die niedere Bevölkerung der Industriestädte so häufig zeigt. Die berüchtigten Messerhelden finden sich kaum in den kleinen Berggehöften, wohingegen ein ehrliches, deutsches Dreinschlagen erforderlich ist, da hat der bergische Mann oft genug bewiesen, was er zu leisten vermag, und der bergische Schlachtruf in der Worringer Schlacht: „Romerike Berga“ (Ruhmreiches Berg) ist im Verlauf der Geschichte noch oft genug zur Wahrheit gemacht worden. Die Faust, die den Stahl so meisterhaft zu bearbeiten versteht, wußte ihn auch zu führen, und Peter Hahn, der biedre Schmied zu Solingen, ist nicht nur der Held eines bekannten Liedes, er war auch in der Wirklichkeit ein thatkräftiger Vaterlandsfreund, wie er denn überhaupt als der Typus eines bergischen Mannes von echtem Schrot und Korn bezeichnet zu werden verdient.

Es war mir eine große Freude, nach vielen Jahren einmal wieder in das Herz der bergischen Heimath hineinzuwandern und ihrer Schönheit inne zu werden. Geschaute Herrlichkeiten anderer Gegenden und Länder vermochten das Bild, das sich mir wiederum darbot, nicht verblassen zu machen, und wohl mag man nach langer Abwesenheit jenes bekannte, etwas überschwängliche Loblied des Remscheiders Aschenberg nachempfinden, welches mit den Worten beginnt:

Land der Heimath, Land der Berge!
Liebend schlägt mein Herz Dir zu!
Fünfzehn Sommer brannten nieder,
Nimmer sah mein Aug' Dich wieder;
Doch mein Sehnen warst nur Du. —

Die Grafen von Berg, welche im Mittelalter das Glück hatten, dieses schöne Land und dieses gesunde Volk zu regie-



ren, erbauten sich inmitten ihres kleinen Reiches eine umfangreiche und starke Feste. Deren Trümmern galt mein Besuch. Von dem Städtchen Wermelskirchen her, welches vor einigen Jahren den Gedenktag seines tausendjährigen Bestehens feierte, kam ich über den Höhenkamm, an dessen steiler Absenkung in das Thal der Wupper die Burg liegt. Weit schweift der Blick über tiefe Schluchten und Berge dahin bis zur Rheinebene, in der man bei günstigem Wetter den Koloß des Cölner Domes aufragen sieht.

Mehrere hundert Schritte bevor man die Ruine und die in ihr und um sie zerstreut liegenden Häuser vom obern Theile des Städtchens Burg erreicht, zeigt sich bereits ein tiefer Einschnitt im Bergrücken, der erste Wallgraben. Wandert man in ihm nach links den Bergesabhang hinunter, und strebt an der andern Seite des mäßigen Thales eine Strecke hinauf, so hat man den prächtigsten Anblick der Ruine, den von Süd-Osten. Ueber Obstbaumhänge und die Dächer freundlicher Häuschen fort sieht man gerade in den innern Schloßhof; rechts ragt ein Stück der Schildmauer, links zeigt sich die lange Rückmauer des Palastes, in den man einen

theilweisen Einblick genießt. An ihn schließt sich eine lange Mauer mit einem Wehrgang, überragt von dem Thurm der katholischen Kirche und nach Norden abgeschlossen von einem noch ziemlich wohlerhaltenen Thurm, der eine Ecke des Hofes bildet. So hebt sich die Ruine malerisch von dem Hintergrunde waldiger Bergzüge ab. Der kleine Seitenabstecher verlohnte sich deshalb wohl der Mühe und der genossene Anblick verstärkt den Wunsch, die Trümmerstätte genauer anzusehen. Auf die Wermelskirchener Straße zurückkehrend und weiter schreitend, läßt man zur rechten den ausgedehnten Schloßgarten, der innerhalb der äußern Umwallung liegt und von den Burganlagen durch einen ins Gestein gesprengten, tiefen Graben getrennt ist. Mächtig über den gewachsenen Felsen aufragend, steigt über ihm, noch in ihrem Verfall uneinnehmbar scheinend, die Schildmauer empor, die Burg gegen den Bergeskamm, die einzige Angriffsseite, vertheidigend. Von den aus dem Graben gewonnenen Steinen aufgeführt, hat sie eine Stärke bis zu $4^1/_2$ Meter, während die übrige Ringmauer, die fast einen Kreis von circa 85 Metern Durchmesser beschreibt, weniger stark war. Die Bergeshänge, die nach drei Seiten steil abfallen, gewährten ja an sich der Burg Schutz genug und waren zum Theil noch künstlich versteilt.

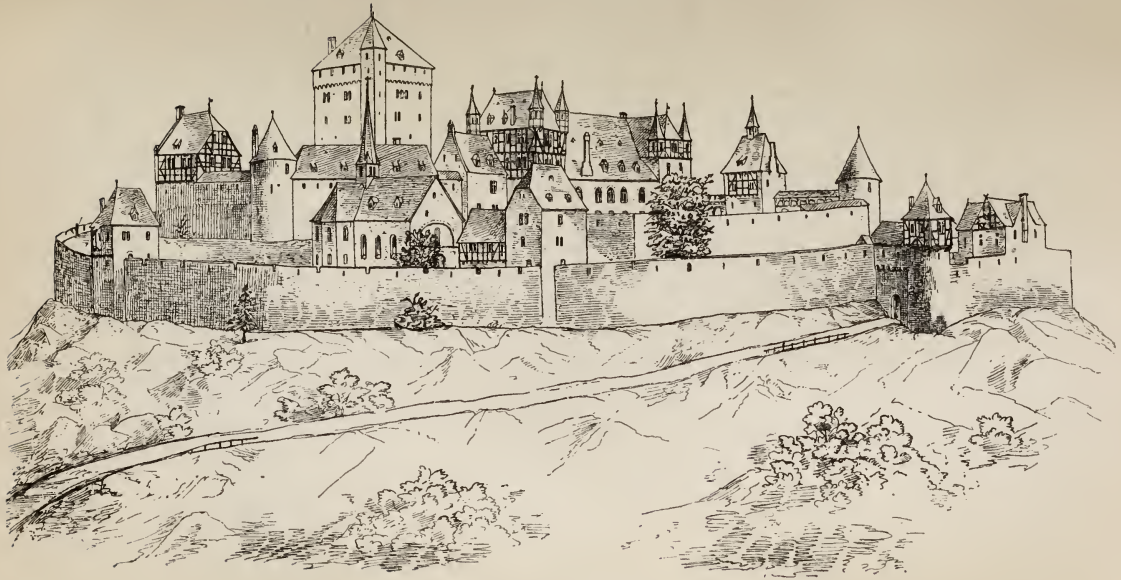
Ueber den erwähnten Graben, den jetzt der Straßendamm durchquert, wird früher eine feste Brücke geführt haben, deren letzter Theil, vom dritten Pfeiler bis an's Thor, wahrscheinlich zum Aufziehen eingerichtet war. Von ihr, wie von diesem stark befestigten Thor, sieht man jetzt nichts mehr und ungehindert betritt der Wanderer den innern Burgfrieden, in dessen äußerem Hof oder Zwinger sich nun eine Anzahl friedlicher Wohnungen erheben. Auch eine Schule hat dort, ganz in der Nähe der Kirche, Platz gefunden. Letztere, aus dem

12. Jahrhundert stammend und wohl der ersten Bauperiode der Burg angehörend, ist zum Theil erneuert worden, doch hat sich darin auch manches noch von früher her erhalten. Das jetzige Pfarrhaus, um einige Schritte westlich von der Kirche gelegen, ist zum Theil auf den Mauern eines viereckigen ehemals den Johannitern eingeräumten Thurmes errichtet, der an die alte Ringmauer lehnte und stolz ins Wupperthal hinabsah.

Als ich die Burg zum ersten Male besuchte, (ich war damals noch ein kleiner Knabe), dünkte mir als das Merkwürdigste dort oben ein starker Lindenbaum im Pfarrgarten, der so gezogen war, daß er in Manneshöhe über der Erde einen viereckigen Raum bildete. Das Fußgebälk waren verknorrte Aeste und die Wände das Lindengezweige. Ich fand auch jetzt diesen alten Bekannten wieder; aber was mir damals mehr seltsam, wie beachtenswerth erschien, nämlich die Ruine, nahm jetzt mein ganzes Interesse gefangen. Vom Wermelskirchener Wege rechts biegend und den Platz überschreitend, wo vermuthlich ein Thor die noch in den Fundamenten nachweisbaren Umfassungsmauern des zweiten Hofes durchbrach, steht man den Resten des einstigen Palasgebäudes gegenüber, das von Erzbischof Engelbert dem Heiligen von Köln und Grafen von Berg entweder erbaut, oder erweitert und verschönert wurde. Es zieht sich von Süden nach Norden und bildet ein Rechteck von 39 Mtr. Länge und 12 Mtr. Breite. Ursprünglich mag der Bau etwas kürzer gewesen sein, doch wurde, vermuthlich um das Jahr 1526, am südlichen Theile ein Stück von 5 Mtr. angesetzt. In jenem Jahre fand nämlich auf Schloß Burg die Hochzeit des Herzogs Friedrich von Sachsen mit Sibylla, der Tochter des Herzogs Johann III. von Cleve-Berg statt; das mag Mitursach zur Erweiterung

und Erneuerung des Palas gewesen sein. Die Verlängerung enthielt unten die Küche und ist durch zwei interessante Bogen mit dem Hauptraum verbunden. Oben trugen sie eine Wand und einen Schornstein, der allem Anscheine nach auch unten benutzt wurde, wie die merkwürdige Durchlöcherung des größeren Bogens in den Schlußsteinen darthut. Die wesentlichste Veränderung aber fand damals bei der Bedachung des Palas statt. Ehedem war diese jedenfalls der Bauweise des früheren Mittelalters entsprechend, höchst einfach, bis die erwähnte Festlichkeit und das Verlangen, möglichst viele Schlafräume für die Gäste zu schaffen, die hohen Dachaufbauten in schöner Holzconstruction an beiden Giebelseiten des Baues schufen. Dadurch entstand ein sehr malerisches Gesammtbild des Schlosses. Daß es uns in einer Zeichnung erhalten wurde, verdanken wir einer Aufnahme von Ploenies aus dem Jahre 1715, die zwar im höchsten Grade naiv ausfiel, aber doch eine Ansicht bot, wie das Schloß zu jener Zeit, als der

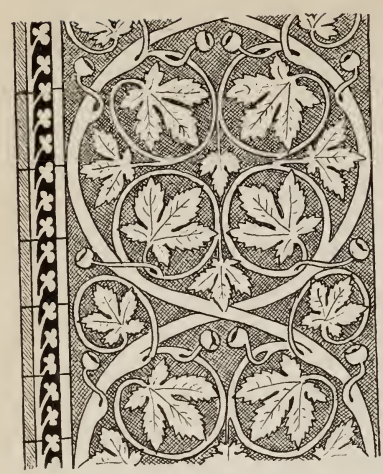
30jährige Krieg schon manches daran zerstört hatte, aussah. Die malerischen Dachbauten wurden leider mit der Zeit baufällig, und deshalb um 1729 abgetragen, während man das Dach, wie es früher war, wieder lang durchführte. Auf diese Weise wurde das Schloß, wie eine Notiz von Wülffing besagt, in „schöne Reparation gestellt". Auf den trefflichen Reconstructionszeichnungen des um die Burg hochverdienten Architecten G. A. Fischer in Barmen, der überhaupt ein seltenes Verständniß für mittelalterliche Bauwerke bekundet, sieht man den Palas noch in seiner schönsten Gestalt. Ein malerisches Gesammtbild, welches er auf Grund jener Ploennies'schen Zeichnung und der vorhandenen, theilweise erst mühsam ausgegrabenen Mauerreste zusammenstellte, dürfte dem Gewesenen, wie es gegen Ende des 16. Jahrhunderts war, im Allgemeinen entsprechen. Es zeigt uns, welch herrlicher umfangreicher Fürstensitz sich einst inmitten der Wupperberge erhob. Von der „schönen Reparation", die der Palas 1729 erleiden mußte, war nach hundert Jahren auch nicht viel mehr zu entdecken. Das Gebäude wurde arg vernachlässigt und im Anfang unseres Jahrhunderts erst zu einer Fabrik, dann zu einer Schule eingerichtet, bis man im Jahre 1846 das Holzwerk abbrach und zum Bau des neuen Landgerichts in Elberfeld verwendete. Natürlich ging nun der seines Dachwerks ledige Palas einem schnellen Verfall entgegen, der noch durch den Umstand gefördert wurde, daß man damals, als das Gebäude Fabrikations- und dann Schulzwecken dienen mußte, neue Fenster in die Mauern gebrochen hatte, die das Ganze seines ursprünglichen Charakters auch vielfach beraubten. Daher konnte es kommen, daß ein auf Veranlassung des kunstsinnigen Königs Friedrich Wilhelm IV. bestellter, gelehrter Gutachter, der vielleicht mehr von der

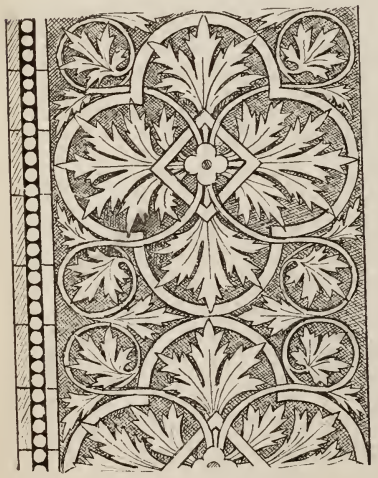


Schloß Burg im 16. Jahrhundert.

Nach einer Zeichnung des Hrn. Architecten G. A. Fischer.

Bauweise der Griechen und Römer, als von der seiner Voreltern verstand, den Palas für ein Werk des 16. Jahrhunderts oder späterer Zeit halten konnte. Die Umfassungsmauern zeigen übrigens Spuren vielfacher Aenderungen. So sieht man zwischen den viereckigen, mit Eisenstäben versehenen Fenstern des unteren und den spitzbogigen des obern Stockwerks vermauerte Stichbögen, die einst höhere Fenster des über den Kellern gelegenen Geschosses überspannt haben mögen. Von architektonischen Verzierungen ist jetzt im Palas nichts mehr zu sehen; nur rohes, ungefügtes zerbröckelndes Mauerwerk starrt uns allenthalben entgegen. Daß aber der Rittersaal in seiner Blüthezeit nicht schmucklos gewesen ist, dafür birgt der Umstand, daß sich bei den Ausgrabungen Reste von Säulenkapitälen im Schutt vorfanden. Auch die schönen Kapitäle in der Wandarkade des Chors der Schloßkirche beweisen, daß auf künstlerische Ausschmückung der Burg Gewicht gelegt wurde. Die Aehnlichkeit dieser Kapitäle mit denen des abgebrochenen Klostergebäudes zu Altenberg beweist, daß von dorther ein künstlerischer Einfluß stattgefunden hat, was um so weniger zu verwundern ist, da ja die Burg, die Jahrhunderte lang zum Unterschiede von Altenberg „Neuenberg" genannt wurde, ihren Ursprung dem genannten Kloster im Dhünthale verdankt, wie ich später noch weiter erörtern werde. Bei der Bedeutung aber, welche das nun abgebrochene Kloster und der in erneuerter Gestalt noch bestehende gothische Dom zu Altenberg für die Geschichte und auch für die Kunstgeschichte des bergischen Landes und zumal für die Burg haben, scheint es mir zweckentsprechend, hier einige Abbildungen von dortigen Säulenkapitälen, Kragsteinen und Motiven aus den schönen, grau in grau gemalten Glasfenstern zu geben. Die fleißigen Cisterzienserm̈önche, die auch in jenem Kloster hausten



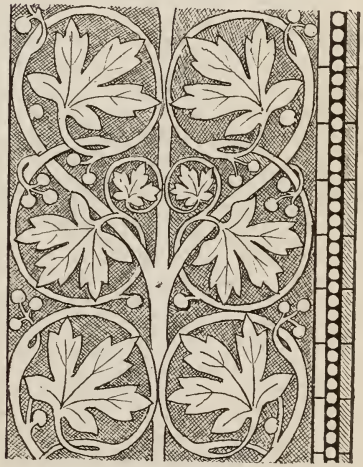


Fenstermotive aus Altenberg.

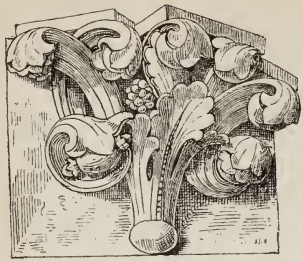
und die dortige, durch Friedrich Wilhelm IV. erneuerte Kirche erbauten, haben ja den wesentlichsten Antheil an der Baukunst des 13. und 14. Jahrhunderts, und ihre Werke in Maulbronn, Bebenhausen, Heisterbach, Altenberg u. s. w. gehören zum Edelsten und Schönsten, was das Mittelalter in dieser Richtung aufzuweisen hat.

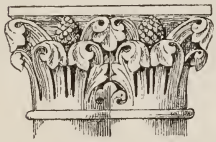
An der Front des Palas entlangschreitend und um seine nordwestliche Ecke biegend, gelangt man durch einen überbauten Thorgang in den innern Schloßhof, der bei den jüngsten Ausgrabungen zur genauen Erforschung der Ruine gründlich durchwühlt wurde, wobei man eine große Anzahl von Fundamentmauern bloslegte. Ich glaube kaum, daß auf allen zu

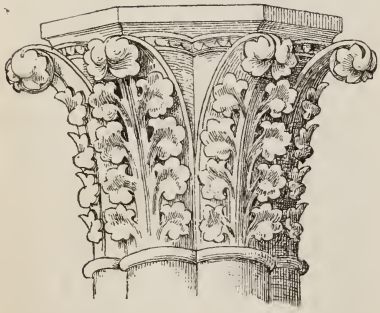
gleicher Zeit Gebäude gestanden haben. Da mag dieser oder jener Theil baufällig geworden sein, so daß er gänzlich abgetragen wurde; oder aber man hielt es für nöthig, hier oder dort eine Stallung, ein Wirthschaftshaus zu vergrößern und die Fundamente zu erweitern. Nur so läßt sich diese Fülle von Mauerresten im Boden, welche die verschiedensten Grundformen haben und zum Theil von runden oder eckigen Thürmen herrühren, erklären. Auch glaube ich Angesichts dieser Funde wohl annehmen zu dürfen, daß hier die Trümmer einer Burg im Boden liegen, die schon bestand, als die bergischen Grafen ihre Residenz hierher verlegten. Zwar weiß die Geschichte nichts Bestimmtes von einer äl-



Fenstermotive aus Altenberg.



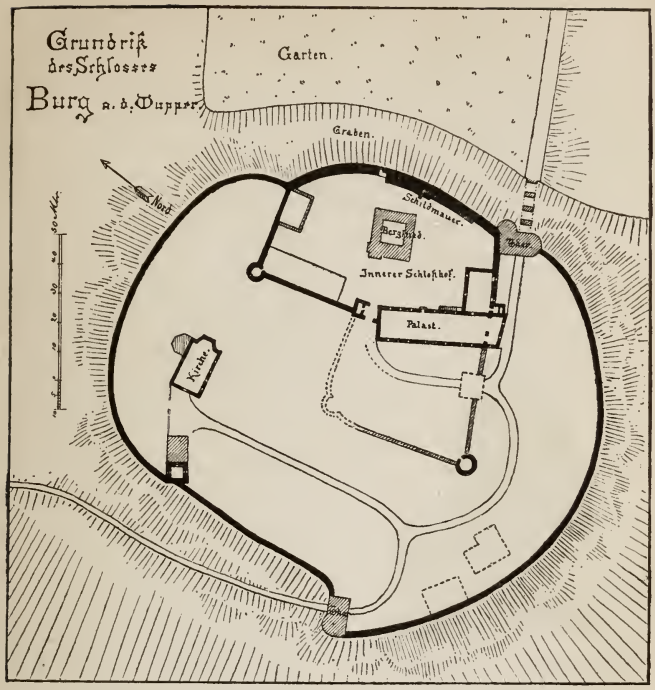




Kragstein und Säulenkapitäle aus der Cisterzienserabtei Altenberg.

teren Burg an jener Stelle zu melden, aber ein befestigter Stützpunkt des Herrschers innerhalb der Berge ist hier um so eher zu muthmaßen, da es ihnen ein Leichtes war, von der Hauptverkehrsader des Rheins schnell dorthin zu gelangen, während einem Feinde das Vordringen in die Berge ungemein erschwert war. Generalstabskarten gab es damals noch nicht, wohl aber mußte der Feind auf einem ihm unbekannten bergigen Terrain jeden Augenblick gewärtigen, in einen Hinterhalt zu fallen. Aus einer kleinen, uralten Bergfeste mag somit erst die ganze stolze Anlage entstanden sein.

Was im Hofe der Ruine noch besonders in die Augen fällt, ist der ungefähr in der Mitte gelegene Trümmerhaufe des



(Anm.: Die neuesten Ausgrabungen haben noch weitere Fundamentmauern im Schloßhof zu Tage gefördert, doch bleibt dieser Grundriß im Wesentlichen richtig.)

mächtigen viereckigen Bergfrieds, der, nach Angabe des Hrn. Architecten Fischer, ca. $14^1/_2$ Mtr. im Quadrat groß war, bei einer Mauerstärke von $2^{80}:3^{60}$ Mtr. und darüber. Mit noch andern Thürmen von der abziehenden, kaiserlichen Besatzung im Jahre 1648 gesprengt, bildete er einen großen Schutthaufen, auf dem sich ein Gemüsegärtchen befand, bis im gegenwärtigen Jahre 1888 die Forschung den Schutt

forträumte und die Fundamente des steinernen Riesen bloslegte. Da fand sich u. a. in einer Ecke des Thurmes zu unterst am Mauerwerk ein zertrümmertes Thongefäß mit einem Knochen, den ein Arzt als von einem Menschen herrührend bezeichnete. Ob wir es hier mit einem im Thurmverließ Vermoderten zu thun haben, oder mit der Bethätigung eines mittelalterlichen Aberglaubens, demzufolge in die Fundamente vermauerte Jungfrauenknochen dem Bau eine besondere Festigkeit verleihen sollen, wird wohl ewig ungewiß bleiben. Ein ziemlich wohlerhaltener von Epheu umgrünter Thurm findet sich an der nordwestlichen Ecke des Hofes. Eine hohe Mauer mit einem Wehrgang verbindet ihn mit der schon erwähnten Thorhalle. Früher bildete jene Mauer die Rückwand eines langen Gebäudes, welches noch auf der Ploennies'schen Zeichnung zu sehen ist und welches auch in die Fischer'sche Reconstructions-Ansicht aufgenommen wurde. An der dem Thurm entgegengesetzt liegenden Seite, an die Südostseite des Palas angemauert, ist noch ein zweitheiliger, thurmartiger Aufbau. Als man sein Inneres von dem Schutt der eingestürzten Decken und des Daches befreite, zeigte sich seine Sohle muldenförmig mit Steinen ausgelegt, als sei der untere Raum zu einem Abfluß eingerichtet gewesen. Wir

haben hier entweder die Aborte vor uns, oder aber der Anbau enthielt in den obern Stockwerken mehrere Badestuben, was um so erklärlicher scheint, da er mit dem Wohnhaus der Herrschaft, dem Palas, verbunden war. Ueberdies war die Burg nicht nur mit einem tiefen, noch bestehenden Brunnen im innern Schloßhof, sondern auch mit einer Wasserleitung versehen, die den Bewohnern von Oberburg bis zur Stunde gute Dienste thut. Gen Osten wird der Hof durch die starke Schildmauer abgeschlossen, von der aus man in den tiefen Graben hinabblickt. Aus den Steinen, die man aus ihm und bei der vielfach künstlichen Abteilung des Berges, sowie auch aus einem am Südabhang liegenden, nun ganz überwucherten Steinbruch gewann, wurde die Anlage zum größten Theil aufgeführt, wobei ein trefflicher Mörtel aus Kalk, Sand und Traß zur Verwendung kam. Doch alles das hat dem Einfluß der Zeit, der Zerstörungswuth kriegerischer Jahre und den Angriffen von Menschenhand nicht zu widerstehen vermocht, so daß heute das alte Stammschloß der bergischen Dynasten von seiner Höhe (es liegt ca. 104 Mtr. über dem Spiegel der Wupper und ca. 195 Mtr. über dem Meer) als ein riesiger Trümmerhaufe in die waldigen Gründe, in die Thäler der Wupper und des klaren, forellenreichen Eschbachs hinabschaut.

Die Geschichte der Burg ist, wenigstens in dem, was uns davon überliefert wurde, nicht gerade reich zu nennen. Von großartigen Stürmen und Belagerungen ist nirgendswo die Rede, wenn sie auch unter kriegerischen Zeitläuften manches zu erleiden hatte. Ihre Erhebung zur Residenz der Grafschaft Berg verdankt sie folgendem Umstand. Nachkommen der Grafen des Deutzgaues, die vielleicht seit der Zeit, wo der heilige Suitbertus (geb. 647, † 717) der bergische Apostel,

in jenen Gegenden das Evangelium verkündete, das Land beherrschten, waren die im ersten Drittel des 12. Jahrhunderts auf ihrem alten Stammsitze Berg im reizenden Dhünthal lebenden Brüder Adolf und Eberhard. Adolf, der 1152 als Mönch in dem von ihm gestifteten Kloster starb, übergab in Uebereinstimmung mit seinem Bruder das Schloß den Cisterziensermönchen von Morimond. Sie zogen am 25. August 1133 dort ein und bewohnten es, bis ihnen Abt Beno im Thale eine bequemere Stätte bereitete. Der Haupt- und Stammsitz der Grafen wurde seit jener Stiftung nach Berg an der Wupper, dem jetzigen Burg, verlegt. Dort wurde, wie ich schon andeutete, entweder ein ganz neues Schloß erbaut oder aber, was wahrscheinlicher ist, eine schon vorhandene Burg vergrößert, verstärkt und verschönert. Zum Unterschied von dem alten Stammsitz Berg an der Dhün nannte man den neuen „Neuenberg" oder „Neue Burg", welche Bezeichnung er Jahrhunderte lang führte. Urkundlich erwähnt ist der neue Herrschersitz zuerst in den letzten Lebensjahren Adolfs II., des Sohnes jenes vorerwähnten Grafen. Es handelte sich da um eine Schenkung zweier Ehegatten an die dem heil. Pankratius geweihte Schloßkapelle. Bei dem Acte wurden die gräflichen Ministerialien Wolfhard von Grünscheid, Gerhard von der Burg, Heinrich von Herbede und Egilmar von Flittart als Zeugen genannt. In dem letzteren dürfen wir wohl einen würdigen Ahnen jenes Bruno von Flittart begrüßen, der als Schenke unter Heinrich von Limburg, Grafen von Berg, oder unter Adolf IV. sich des Rufes erfreute, ein furchtbarer Trinker vor dem Herrn zu sein, der aber anderseits auch als ein ebenso großer Geizkragen und Bedrücker der Armen bezeichnet wird.

Adolfs jüngster Sohn Engelbert I. erhielt bei der Erb-

theilung mit den rheinfränkischen Besitzungen des Hauses Altena auch die neue Stammburg. Dem Kaiser Barbarossa ein treuer Diener, wußte er die Besitzthümer und das Ansehen seines Hauses zu mehren, so z. B. wurden ihm von dem edlen Herrn Arnold von Tyverne, den er als Hausgenossen aufnahm, dessen reiche Besitzungen verpfändet. Engelbert gründete auch im Innern des Burgfriedens eine Niederlassung des Johanniterordens, dessen Brüder an seinem Tische speisten und denen er neben der Pankratiuskapelle und deren Gerechtsamen noch andere Stiftungen machte, die sein Nachfolger 1217 bestätigte. Die Brüder, die im Schlosse wohnten, bauten später an die Pankratiuskapelle die St. Johanniskirche, die 1228 zuerst erwähnt wird. Im Jahre 1362 erweiterte die Gräfin Margarethe und deren Sohn Wilhelm, Graf von Berg und Ravensberg, den Besitz des Ordens auf Neuenburg und die Mönche, deren sechs dort oben den Kirchen- und Schuldienst versahen, ließen es sich wohl sein in den Wupperbergen, deren reicher Wildstand ihrer ritterlichen Neigung zur Jagd entsprach. Mit der Zeit wurden sie immer bequemer. Sie ließen den Gottesdienst durch andere Ordensgeistliche versehen, die den Titel Kapellane führten und nur spärlich bezahlt wurden, wodurch Kirche und Schule erheblich litten. Die Gunst des Herrscherhauses aber scheint den Johannitern stetig geblüht zu haben. So ließ Herzog Adolf in den zwanziger Jahren des 15. Jahrhunderts, dem „guten St. Johann zu Liebe“ ihre Kirche mit 12 Gulden wieder herstellen, da ihre, der Brüder, reichen Gefälle wahrscheinlich in angenehmerer Art vernutzt wurden. Später scheint es den Herren etwas einsam auf der Burg geworden zu sein, denn um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde die Klage laut, daß der Comthur im „Ausland“ lebe und sich

alle Renten nach Hessen und Mainz nachsenden ließe. Noch bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1804 besaß der Orden in Burg Güter, Patronatsrechte u. dergl. Da ich einmal bei den „ritterlichen Mönchen" zu Burg bin, will ich hier gleich erwähnen, daß auch ein Bruder des Deutschherrenordens, Namens Mengaud, um das Jahr 1222 dort Priester war, irrig hingegen scheint die Ansicht, daß Tempelherren auf der Burg gewohnt hätten. Sie mag vielleicht dadurch entstanden sein, daß der Orden jener Ritter von einem nahegelegenen Gute eine Rente bezog, welche aber die Johanniter später käuflich an sich brachten und einzogen. Uebrigens erzählt eine Sage, die Montanus, der 1876 verstorbene, beliebte bergische Geschichtsschreiber Vincenz von Zuccelmaglio, in Verse brachte, daß ein Comthur der Tempelherren zu Burg nur durch die Treue seines Knappen dem Tode entgehen konnte, als er auf einer französischen Grenzfeste weilte und dort heimlich ermordet werden sollte. Hatte doch Philipp der Schöne von Frankreich im Jahre 1309, im Einvernehmen mit Papst Clemens V., den Orden aufgehoben, um dessen reiche Güter zu ergattern, während er die schmählich verleumdeten Ritter überall in Frankreich verfolgen und tödten ließ.

Doch kehren wir nun von den geistlichen Miteſſern, die auf der Burg gehegt wurden, zu den Schloßherren zurück.

Adolf III., der Sohn Engelberts, des Stifters des Johanniter-Ordens, trat im Jahre 1217 einen Kreuzzug an, von dem er nicht zurückkehren sollte. Er starb vor Damiette, wahrscheinlich an der Ruhr. Bevor er seine Kreuzfahrt antrat, hatte er seinem Bruder, dem nachmals heilig gesprochenen Erzbischof Engelbert von Cöln, die Herrschaft seiner Lande übertragen, bis daß er wieder daheim sei. Daraus leitete Engelbert, der sich im Allgemeinen als ein trefflicher

Regent bewährte und dem die Rüstung besser angepaßt schien, als der Priestermantel, das Recht her, die Grafschaft bis zu seinem eigenen Tode zu regieren, da ja der Bruder nicht zurückkehrte. Es kam deshalb zu Streitigkeiten mit Adolfs Schwiegersohn, dem tapferen und würdigen Heinrich von Limburg, der die ebenso kluge, wie schöne bergische Erbtochter Irmengard geheirathet hatte. Der Zwist wurde aber 1220 durch Vergleich beigelegt. Heinrich erhielt eine jährliche Pension und lebte mit seiner Gattin in einer mustergültigen Ehe zurückgezogen auf Schloß Neuenburg, während Engelbert den Herrscher machte. Allein der Umstand, daß er Klöster und Mönche bevorzugte, den freien übermüthigen Adel aber zu bedrücken suchte, schaffte ihm grimmige Feinde, deren verbissenster Heinrichs Schwager Friedrich von Isenburg war. Dieser überfiel mit einigen verbündeten Mordgesellen am 7. November 1225 den arglosen Erzbischof in einem Walde bei Gevelsberg und erschlug ihn, obgleich sich jener tapfer zur Wehr setzte. Der mit Wunden übersäte Leichnam Engelberts wurde zuerst auf einem Karren nach Schwelm gefahren; dort verweigerte jedoch der Pfarrer die Aufbahrung der Leiche in der Kirche, besorgt, das Heiligthum zu verunreinigen. Unter ungeheurem Zulauf des aufrichtig trauernden Volkes wurde der Todte dann nach Neuenburg geleitet. Aber fürchtend, daß der nunmehrige Herrscher Heinrich von Limburg, der gerade abwesend war, erzürne, wenn die Leiche dessen, der ihm den Herrscherstab so lange vorenthalten hatte, in der Burg gewaschen und ausgestattet würde, hielt die Besatzung die Thore verschlossen. So nahm das Schloß, in dem Engelbert geboren und das er, wie Cäsarius von Heisterbach berichtet, „auf seine Kosten gebaut“, d. h. erweitert und verschönert hatte, den Todten nicht auf, und am späten Abend

noch zog man davon, ihn nach Altenberg zu geleiten, dessen Kloster ihm von jeher ein lieber Aufenthalt war. Dort wurde der Leichnam aufgebahrt und Ritter hielten die Totenwacht. Drei Tage nach dem grausenvollen Morde brachte man dann den Körper des letzten Erzbischofs aus dem bergischen Fürstenhause nach Cöln, während sein Herz und die Intestina im genannten Kloster, das auch die Ahnengruft der bergischen Grafen enthielt, beigesetzt wurden.

Die Trauer um Engelbert war im deutschen Reiche groß und allgemein. Dichter stimmten Klagelieder an und Walther von der Vogelweide sang:

Den ich im Leben pries, des Tod muß ich beklagen,
Drum weh' ihm, der den edlen Fürsten hat erschlagen,
O weh, daß ihn die Erde noch mag tragen.
Ich kann ihm seiner Schuld gemäß noch keine Marter finden,
Ihm wäre zu gelind ein eigner Strang um seinen Kragen;
Ich will ihn auch nicht brennen, viertheilen oder schinden,
Noch mit dem Rad zermalmen, noch darüber binden:
Ich hoff: er werd' lebend noch den Weg zur Hölle finden.

Den Mörder ereilte aber doch ein irdisches Strafgericht. Ein Jahr nach dem entsetzlichen Mord wurde er gefesselt in Köln eingebracht und nach der Weise des Mittelalters qualvoll gerichtet, nachdem er seine Gräuelthat aufrichtig bereut hatte.

Heinrich von Limburg regierte nun das Land noch neunzehn Jahre lang als ein guter und würdiger Fürst. Die Sage hat aus seiner Herrscherzeit auch eine kleine Geschichte bewahrt, die sich zu Burg abgespielt haben soll. Graf Heinrich hielt unter der Dingseiche am südlichen Abhang des Schloßberges Gericht, als der Edle Engelbrecht von Boldenberg einen der Schöffen, Namens Gerhard von Steinbach, des Mordes zieh; er habe im Schwelmer Walde den Ritter Ger-

lach von Scherven meuchlings erschlagen. Steinbach nannte den Ankläger, der sich weigerte mit einem Mörder den üblichen Waffengang zu thun, einen Lügner, denn er, der Angeklagte, habe in ehrlichem Kampfe den Gegner getödtet. Um nun aber seine Unschuld vollkommen zu erweisen, erbot er sich, mit Roß und Wehr im Fluge den steilen Bergeshang hinabzusprengen.

Der wahnsinnige Ritt gelang. Unverletzt sprangen drunten Roß und Reiter in die aufspritzende Wupper, stiegen jenseits ans Land, und gleich, als sei nichts geschehen, ritt der Edle von Steinbach davon, ohne sich noch einmal umzusehen. Sein Wagestück ging über Reiterthat und alle erkannten nun wohl, daß Gott selber den Ritter beschützt haben müsse, um dessen vollkommene Unschuld zu erweisen. Der Ankläger aber mußte nach solchem Gottesurtheil beschämt die Ungerechtigkeit seiner Anklage einsehen.

Heinrich von Limburg starb am 7. November 1244 zu Lennep im 60. Jahre seines Lebens. Er bestimmte vor seinem Tode, daß seine Gemahlin Irmengard und sein Sohn Adolf das Land fortab gemeinschaftlich regieren sollten; da aber die Gräfin den Hohenstaufen zugethan war, der Graf hingegen zu deren Feinden zählte, entwickelten sich bald Streitigkeiten zwischen Mutter und Sohn. Es kam zu einer Theilung, wobei Irmengard die Neuenburg erhielt. Die Fürstin starb im Jahre 1247, während Adolf ungefähr zehn Jahre später bei einem Turnier zu Neuß durch einen unglücklichen Zufall sein Leben einbüßte. Des Gegners Lanze drang nämlich durch die Augenschlitz in Adolfs Helm und und fuhr ihm tief ins Gehirn.

Nach wie vor blieb die Neuenburg Hauptresidenz der bergischen Dynasten, unter denen uns zunächst die edle Ge-

stalt Adolf V., zubenannt „der Gute“ entgegentritt. Er war ein Vater seiner Unterthanen und zeigte sich besonders bedacht, die Industrie seiner Lande zu heben. Längst blühte in der Umgegend seines Residenzschlosses die Waffenfabrikation und es ist wohl anzunehmen, daß die im frühen Mittelalter schon berühmten „Cölnischen Schwerter“ den Solinger Waffenschmieden entstammten und daß Cöln nur der Stapelplatz der bergischen Waffenindustrie war. Freilich findet sich die erste urkundliche Erwähnung der Solinger Klingen erst um den Anfang des 14. Jahrhunderts. Die Pfarrei Solingen bestand aber schon seit dem Jahre 1000, und da Adolf Harzer Bergleute kommen und zwischen Agger und Dhün fleißig Eisen graben ließ, so darf wohl angenommen werden, daß er dies lediglich zum Nutzen der Stahlindustrie in seinen Landen that. Seine lange segensreiche Regierung sollte übrigens nicht ohne mancherlei kriegerische Wirren abgehen. So wurde er hauptsächlich mit in die Fehde verwickelt, welche der Herzog Johann der Siegreiche von Brabant gegen den herrschsüchtigen und vielgehaßten Kölner Erzbischof Siegfried von Westerburg führte und die mit der Schlacht von Worringen (5. Juni 1288) ihr Ende erreichte. Dort erwarben sich die bergischen Schaaren, die unter dem Ruf „Haya, Berge roemerik!“ wie Löwen kämpften, neue Lorbeeren. Der stolze Erzbischof fiel in die Hände des Grafen Adolf, der ihn erst in der Kirche zu Monheim einsperrte, um ihn dann auf der Neuenburg dreizehn Monate lang in strenger Haft zu halten, aus der sich Siegfried nur durch das Versprechen eines bedeutenden Lösegelds frei machte. Später hatte sich der tückische Prälat durch großen Treubruch der Person seines arglosen einstigen Gegners versichert, um ihm zu zeigen, was es heiße „einen Erzbischof gefangen zu halten“, und Adolf

blieb über ein Jahr in der Gewalt des Grausamen, der allerlei Qualen für seinen hohen Gefangenen ersonnen haben soll. Adolf starb 1295 auf der Neuenburg und wurde im Kloster zu Gräfrath begraben, in welchem dann seine Gattin, Elisabeth von Geldern, den Nonnenschleier nahm. Jenes Kloster stand während des Mittelalters in hohem Ansehen und bis zum heutigen Tage sollen dort, resp. in der katholischen Kirche, seltene Reliquien sorglich verwahrt werden, so u. a. „das Bild Maria", so der heilige Evangelist Lukas gemalt, von ihrer Milch, damit der Erlöser getränkt, von ihrem Pelze (de pelliceo Sanctae Mariae) ꝛc., von den Dingen nicht zu reden, die dem bei der Flucht nach Egypten gebranchten Eselein entfielen und, im Mittelalter wenigstens, als Reliquien Ansehen genossen.

Nachdem Düsseldorf infolge der erwähnten Schlacht durch Urkunde vom 14. August 1288 zur Stadt erhoben worden war, wurde es Hauptort der Grafschaft. Neuenburg aber blieb noch lange eine beliebte Residenz, wenn auch die Landesfürsten, der Sitte ihrer Zeit gemäß, nicht ständig an einem Orte Hof hielten, sondern auf ihren Schlössern umherzogen. Sehr bemerkenswerthe Ereignisse haben, bis vor dem dreißigjährigen Kriege, auf Schloß Neuenburg, das vom 15. Jahrhundert ab einfach „Burg", oder „zur Burg" genannt wurde, nicht mehr stattgefunden. Es sei nur erwähnt, daß Adolf VI. dort am Ostermontag des Jahres 1312 mit Agnes von Cleve Hochzeit feierte, und daß Wilhelm I. (1359—1408), unter dem Berg zum Herzogthum erhoben wurde, gegen das Ende seines Lebens fast neun Monate lang daselbst eingekerkert saß, bis ihn der treue Junker Heinrich von Oer durch List befreite. Der Frevelmuth seines eignen Sohnes Adolf hatte den Herzog des Regiments und der persönlichen Freiheit be-

raubt. Wie bereits bei der Baugeschichte der Burg angedeutet ist, feierte man am 8. September 1526 dort die Hochzeit Sibyllas von Berg mit dem jungen Herzoge Johann Friedrich von Sachsen „feierlich und fröhlich, wenn auch nicht prächtig". 1560 wurde in der Gemeinde Burg durch Johann Weinseipen das lutherische Bekenntniß eingeführt, doch hatte er und die Anhänger seiner Lehre mancherlei Anfechtungen und Bedrückungen zu erleiden.

Mit dem Ausbruch des Jülich-Cleve'schen Erbfolgestreits, der von 1609—1666 währte, begann für Burg eine bewegte, kriegerische Zeit, während der es alle Wechselfälle des Krieges erdulden mußte. Im Jahre 1614 nahm Pfalzgraf Wolfang Wilhelm das Schloß ein. Was es dann in den ersten zwanzig Jahren des dreißigjährigen Krieges erlitt, darüber finden sich im Allgemeinen nur wenig Notizen. Es scheint, daß eine hessische Besatzung im Schloß lag, als im Juli 1641 der kaiserliche Oberst Sparr vor die Feste zog und sie durch Kanonen- und Brandkugeln zur Uebergabe zwang. Im Juli und August des folgenden Jahres finden wir dort kaiserliche Sauve-Garde, im folgenden Winter bedrückte der kaiserliche Oberstlieutnant Heinrich von Plettenberg die Gegend durch starke Contributionen. Im September 1643 sind hessische Truppen unter dem Hauptmann Heinrich Plücker droben, im folgenden Winter wieder kaiserliche, die 1645 von Schweden vertrieben wurden. Und wiederum lagerten sich 1646 Kaiserliche ein. Als diese Besatzung im Mai 1647 durch eine andere abgelöst werden sollte, wurde die heranrückende Mannschaft von den Hessen überfallen, welche sieben tödteten und die übrigen, sechzig, gefangen nahmen und nach Neuß führten. Dann rückten sie gegen Mitte Juni (4000 Mann mit fünf Geschützen), vor die Burg, richteten einige

Schüsse darauf und zogen unverrichteter Sache nach Mülheim. Nach dem Münsterschen Friedensschlusse, der dem entsetzlichen Kriege ein Ende bereitete, zog die kaiserliche Besatzung unter dem schon genannten Heinrich von Plettenberg ab, zum Zeichen aber, daß Reichsvölker in der Gegend gehaust, demolirten sie den Ort, der ihnen Schutz gewährt hatte, auf das gründlichste. Die vandalische Zerstörung soll alle Umfassungsmauern und Thürme mehr oder weniger stark betroffen haben, „sogar auch den Pferdsstall, Backhauß und Brawhauß, also daß nichts mehr unter Dach stehet als das hohe Gebew, so man von den Solinger seithen her siehet, neben der Kellnerey, so allein noch bewohnet und brauchbahr ist."

Nicht allein durch feindliche, sondern auch durch befreundete Truppen hatte während dieser ganzen Zeit die Bevölkerung des zu Füßen des Schloßberges gelegenen Fleckens Burg und die der ganzen Gegend Unglaubliches erduldet. Mit jedem Einrücken anderer Kriegsvölker fast wechselte der Glaube oder wenigstens die freie Ausübung desselben, und es giebt, wie Montanus schreibt, mehrere Orte im Bergischen, wo die Einwohner mit Waffengewalt gezwungen wurden, an einem Tag dem katholischen und am andern dem reformirten Gottesdienste beizuwohnen. Dazu kamen unerträgliche Kriegssteuern und Brandschatzungen, nicht zu gedenken der Roheiten und Gräuelthaten, die von der wilden Soldateska verübt wurden. Schweden, Holländer, Franzosen, Hessen und Spanier, alle hausten sie zeitweise im Bergischen, und der eine wird nicht viel besser gewesen sein, als der andere.

Der allgemeine Krieg war mit dem Westfälischen Friedensschluß nun zwar beendet, doch am Niederrhein dauerten die Wirren fort. Durch Bedrückung der Evangelischen entfachte der Pfalzgraf Wilhelm von Neuburg neuen Kampf,

weshalb der große Kurfürst, der Erbansprüche im bergischen Lande geltend zu machen hatte, Truppen entsandte, die mehrere Orte besetzten, bis dann 1666 endlich der lange Streit durch die Clevisch-Jülichsche Erbverbrüderung, die Jülich und Berg beim Hause Pfalz-Neuburg ließ, beendigt wurde.

Kaiserliche Völker machten sich im Laufe der Zeit bei dieser oder jener Action immer noch im Bergischen zu schaffen. So hatte Burg im Winter 1674 eine kaiserliche Einquartierung und 1743 bezog eine halbe Compagnie kaiserlicher Kürassiere dort Winterquartier. Dann brachte der siebenjährige Krieg wieder mancherlei Ungemach, so im Frühjahr 1758 dem Städtchen Burg eine Kriegscontribution von 1000 Reichsthalern für die Verbündeten Preußens. Schlimmeres folgte nach. Die von Roßbach westwärts geflüchteten Franzosen waren in Westfalen unter dem Grafen von Clermont vom Herzog von Braunschweig erneuert aufs Haupt geschlagen worden (März 1758) und liefen nun, was sie laufen konnten, dem Rheine zu, um dort in den festen Plätzen etwas Athem zu schöpfen. Im Bergischen kamen die schnellfüßigsten Anfangs April an, hausten wie die Barbaren und machten sich nicht am wenigsten durch ihre galanten Neigungen verhaßt und gefürchtet. Auf der Burg wurde im Sommer eine Abtheilung französischer Freiwilliger unter de Murat einquartirt, der vom December bis zum Mai 1759 Turpinische Husaren folgten. Kaum weniger entsittlichend, als die des dreißigjährigen Krieges, waren auch die Folgen dieses siebenjährigen für das bergische Land. Räuberhorden hausten in der Ebene, wie in den Wupperbergen und der Name des Klauberger Hannes, eines Haupträubers, ist heute noch hier und da im Munde des Volkes.

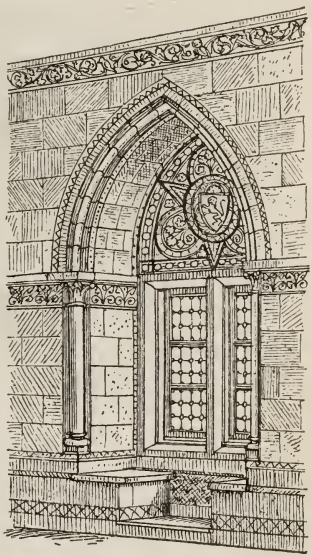
Obgleich die Burg, wie schon früher berichtet wurde, zu

Anfang jenes Jahrhunderts wieder in „schöne Reparation gestellt“ war, eignete sie sich doch nicht mehr zu einem fürstlichen Aufenthalte, und nur einige Beamte fanden droben leidliche Wohnung. Dann und wann berührte die Landesherrschaft flüchtig den ehemaligen Stammsitz der bergischen Grafen, wenn sie in den wildreichen Forsten der Gegend jagen wollte. Von solch hohem Besuch wird am 18. April 1774 berichtet. Der Landesherr Churfürst Carl Theodor kam mit Gemahlin und dem Prinzen und der Prinzessin von Birkenfeld gen Burg, wo die Herrschaften die Walkmühle besichtigten und dem Schmieden von Flintenläufen zusahen. —

Bisher habe ich hauptsächlich nur des Schlosses gedacht, doch scheint es mir angebracht, auch den Ort nicht zu übergehen, der jenem seinen Ursprung verdankt. Anfänglich befanden sich im Bereich der Burg nur einige Höfe und die Hütten höriger Leute. Auch Burgmannen und gräfliche Ministerialen hatten feste Rittersitze innerhalb der Ringmauern oder in der Nähe des Platzes gegründet, so soll sich z. B. jenseits der Wupper, auf dem sogenannten Körschknappen, der Sage nach, eine Burg befunden haben. Im Schutze des festen Schlosses bauten sich dann immer mehr Leute an und die Grafen verliehen der aufstrebenden industriereichen Ortschaft, die sich im Thale drunten schnell ausbreitete und im Jahre 1436 zu einer sogenannten Freiheit erhoben wurde, mancherlei Gerechtsame. Im Jahre 1487 war bereits die Burger Tuchmacherzunft weit berühmt und hatte nützliche Privilegien inne. Auch die Schmiedekunst scheint, wie die Erwähnung der Flintenlauffabrikation beweist und wie die Nähe des deutschen Toledo oder Damaskus, die Solingens, wahrscheinlich macht, eifrig betrieben worden zu sein, ist aber im Lauf der Zeit von der Deckenmacherei verdrängt worden.

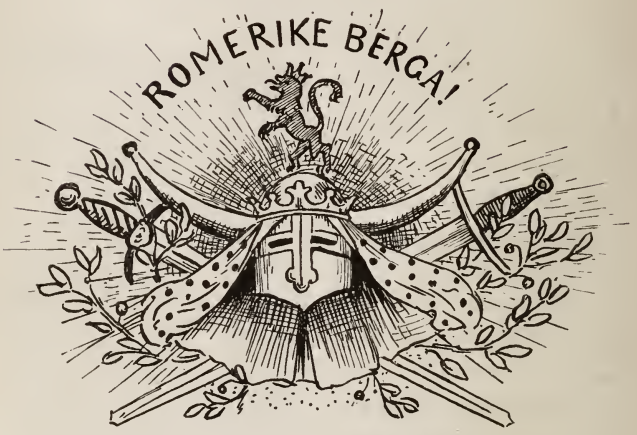
Die letztere litt besonders schwer im französischen Revolutionskrieg, während dessen öfter Soldatenabtheilungen in Burg lagen. Heute aber ist sie wieder ein blühendes Gewerbe. Sie beschäftigt einen großen Theil der Bevölkerung des einige tausend Einwohner zählenden Städtchens, das überdies durch seine Bretzelbäckerei bekannt und berühmt ist. Der Ort breitet sich im Thale zwischen waldigen Bergen aus. Seine saubern Häuschen gewähren einen freundlichen Anblick, der das Auge des Malers durch seine kräftigen Farbengegensätze entzücken muß. Dazu tragen besonders die überall in Gärten und Grasplätzen auf Gestellen zum Dehnen ausgespannten, scharlachrothen oder weißen Deckenstücke bei, die dem Bilde ein originelles Gepräge geben. An einzelnen Stellen steigen die Häuser Burgs steil den Berg hinan und auf der Höh', wo die Trümmer des Schlosses über Bäumen aufragen, scheinen sie förmlich am Felsen zu kleben, Schwalbennestern vergleichbar. Kein Wunder, daß nach dem hübschen Städtchen und der Ruine häufig von den benachbarten Städten her Ausflüge unternommen werden. Vielleicht werden diese noch zahlreicher, wenn der geplante, theilweise Ausbau der Schloßtrümmer zu Stande kommt. Es hat sich zu diesem Zwecke eine Anzahl patriotisch-gesinnter Männer zusammengefunden, die den „Verein zur Erhaltung der Schloßruine zu Burg an der Wupper" gründeten. Unter dem äußerst rührigen Vorsitzenden desselben, Herrn Julius Schuhmacher in Wermelskirchen, ist auch schon vieles geschehen; so ist namentlich durch zahlreiche Ausgrabungsversuche der Grundplan der ganzen Burganlage ziemlich genau festgestellt. An einem Ausbau des Ganzen ist natürlich nicht zu denken, doch hat man im Sinne, den Palas sammt dem anliegenden Thorbau wiederherzustellen, während das andere thunlichst erhalten und vor wei-

terer Zerstörung durch die Witterung bewahrt werden soll. Kommt es zur Ausführung des Planes, so wird unter der kundigen Leitung des Herrn Architekten Fischer aus Barmen jedenfalls eine historisch ebenso richtige, wie schöne Wiederherstellung stattfinden, die wie die dem Hefte vorstehende Zeichnung des genannten Herrn zeigt, eine prächtige Frontansicht bietet. Auf die Gediegenheit der geplanten innern Ausführung deutet die Skizze zu einem spitzbogigen Fenster hin. Einstweilen sind allerdings die nöthigen Mittel noch nicht vorhanden, doch soll von der bisher eingekommenen Summe im laufenden Jahre einstweilen der Thorbau wiederhergestellt werden, der dann nothdürftigen Raum gewährt, um in seinen beiden obern Gemächern den Anfang einer Sammlung bergischer Alterthümer aufzunehmen. Ist in dieser Weise der erste Schritt zur Verwirklichung des Projectes geschehen, dann wird das allzeit vaterländisch gesinnte, bergische Volk gewiß nicht zögern, die Mittel aufzubringen, die erforderlich sind, den Stammsitz seines ehemaligen, ruhmreichen Herrschergeschlechts, das dem preußischen Königshause eine Ahnfrau gab, in schöner Form wiederherzustellen. Dann wird sich innerhalb der Wupperberge ein



Entwurf zu einem goth. Fenster für den event. Neubau des Palas zu Burg.

würdiges Seitenstück jenes Domes an der Dhün erheben, der in seiner erneuerten Gestalt an alte glanzvolle Zeiten erinnert und an das:



Burg Weibertreu

bei

Weinsberg.

Von

Schulte vom Brühl.

Leipzig,

Voß' Sortiment.

G. Haessel.

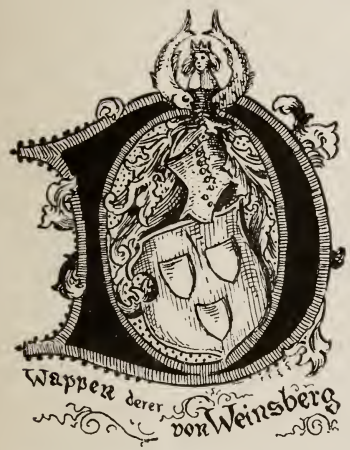
Alle Rechte vorbehalten.

Im Garten bei Justinus Kerner.

Nach einem für die Gartenlaube gezeichneten Bild von H. Kuſtige.

(Rechts im Hintergrund die Weibertreu, links der Geiſterthurm.)

Theobald Kerner. G. Schwab. Carl Meyer. Frau Friedrike Kerner. Varnhagen von Enſe.
N. Lenau. Alex v. Württemb. Juſt. Kerner. Uhland.



Deutschland ist nicht nur das sagenreichste Land in ganz Europa, sondern seine Sagen sind auch zum größten Theil von hohem poetischen Werthe und spiegeln, im Volk entstanden, häufig dessen Charactereigenschaften treulich wieder. Unzählige künden von deutschem Heldenmuth und deutscher Mannestreue, aber auch der deutschen Frauentreue sind unvergängliche Denkmäler in dieser Art entstanden. Die Siegfriedssage zeichnet uns diese Treue in einer großartigen, fast erschreckenden Weise, indem sie die Gattin entsetzliche Rache nehmen läßt an den Mördern des Geliebten, die Genovevasage wiederum erzählt

von treuem Ausharren in ergebenem Dulderthum, während uns in der Sage von den treuen Weibern zu Weinsberg nicht nur jene schönen Charactereigenschaften der deutschen Frau, hier im Verein mit List und Thatkraft, entgegentreten, sondern auch ein gut Theil echten, kernigen Volkshumors.

Eine alte Urkunde erzählt die Sage wie folgt:

„Anno 1140 da hat König Cunrad die Burg Welfs Winsperc belagert und auch bekummen. Den Weibern that er vergünstigen, was jede auf den Schultern Kostbarlichs fortbringen mag, das sollten sie mitnehmen. Die hielten Rath und han in trewen ihre Männer hinabgetragen. Dem Herzog Friedrich aber, so dem wehren wollt, sagt der Konig, ob der Weiber List ergezet, daß ein Konigwort nit geändert werden sollt."

Zwar will mancher Geschichtsforscher diese erbauliche Mär nicht als Thatsache gelten lassen, ebensowenig wie eine ähnliche Geschichte, die sich, einem alten Cölnischen Chronisten zufolge, i. J. 1159 irgendwo in Italien abgespielt haben soll. Nichtsdestoweniger behält sie ihren Werth und der mythische Ruhm der treuen Weiber von Weinsberg ist darum nicht schlechter, als der historische der Schorndorfer Frauen, die sich eben so tapfer erwiesen, wie jene treu und listig. Hier wie dort haben sich die Schwäbinnen als echte, deutsche Weiber gezeigt und mit Recht ist ihr Ruhm hundertfach durch Dichtermund verkündet worden.

Die Mär von der Errettung der männlichen Besatzung der Weinsberger Burg, welch letztere nachmals den Ehrennamen „Die Weibertreu" erhielt, ist mit einem geschichtlichen Ereigniß eng verknüpft, das Burg und Städtchen zuerst aus dem Dunkel des Mittelalters hervortreten ließ, nämlich mit der Belagerung und Einnahme der von den

Welfen besetzten Burg durch den Hohenstaufen-König Konrad. Herzog Welf VI. hatte nach dem Tode seines Bruders, Heinrichs des Stolzen, dessen Ansprüche auf das ihm vom Konrad genommene Herzogthum Bayern, das an Leopold von Oestreich vergeben war, übernommen und kämpfte, tapfer und mächtig, anfangs mit Glück gegen den König, nachdem er schon den Herzog Leopold geschlagen hatte. So war er siegreich durch Schwaben gezogen. Zwischen Weinsberg und Ellhofen kam es zum Entscheidungskampfe. Es war mitten im Winter, — am 21. December 1140 — als dort zum ersten Male die Schlachtrufe: „Hie Welf!“ — „Hie Waibling!“ erschollen, die noch so oft in der Geschichte wiederkehrten und die später in den Parteinamen der Welfen und Ghibellinen, welche in Italien zur Bezeichnung der päpstlichen und kaiserlichen Partei gebräuchlich wurden, aufgingen. Der tapfere Herzog Welf wurde aufs Haupt geschlagen und die ihm ergebene Burg Weinsberg, zu deren Entsatz er herbeigeeilt war, mußte sich auf Gnade oder Ungnade ergeben. Dabei soll denn die Eingangs mitgetheilte Geschichte passirt sein, die den Weinsberger Frauen nicht minder zur Ehre gereicht, wie dem König dessen stolze Entgegnung: „Ich hab es zugesagt und ein Königswort soll man nicht drehn und deuteln“, Worte, die er seinem mit dem Abzug der Besatzung unzufriedenen Bruder, dem Herzog Friedrich von Schwaben entgegnet haben soll.

Mit dieser Belagerung tritt uns, wie schon bemerkt, zum ersten Male der Name Weinsberg geschichtlich entgegen. Zwar nennt das Turnierbuch schon in dem Jahre 942 einen Herrn von Weinsberg, der bei einem vom Herzog Konrad von Franken zu Rothenburg an der Tauber gegebenen Turnier dabei gewesen sei und andere Ritter gleichen Namens seien

948 bei einem Turnier in Konstanz, 969 bei einem zu Merseburg betheiligt gewesen. So führt es uns noch mehrere des Namens auf, aber es kann keineswegs als lautere Quelle dienen und erst in den Herren Rugger, Belram und Wolfram von Weinsberg begegnen wir sieben Jahre nach gedachter Belagerung der Burg, den ersten geschichtlichen Vertretern der Burgherren. Sie finden sich in einer Urkunde des Klosters Maulbronn verzeichnet. Es wird vielfach angenommen, daß das Geschlecht der Weinsberger dem von Spoleto entstamme und von Konrad mit der von ihm eroberten Burg, von der die Herren nun den Namen annahmen, belehnt worden sei. Im Jahre 1150 finden wir einen „Diepartus de Weinsperg", der als Zeuge in einer Urkunde genannt wird, dreißig Jahre später soll ein Berthold von Weinsberg eine Helfensteiner Gräfin geheirathet haben. Von nun an führen die Sprossen des Geschlechts fast alle den Namen Konrad oder Engelhard und wir könnten ihrer eine ganze Reihe aufzählen, wenn wir es für interessant und wesentlich erachteten, ihre Namen aus Urkunden, von Grabsteinen u. dergl. zusammenzulesen. Für uns können nur diejenigen in Betracht kommen, die nicht nur den Zweck erfüllten, Ahne zu werden, sondern auch eine geschichtliche Bedeutung hatten. Zu diesen gehören die Brüder Konrad III. und Konrad IV., die im Auftrage des Königs Rudolfs von Habsburg gegen den Unruhestifter Graf Eberhard von Württemberg mit auszogen und kurz darauf (1287) zu Eßlingen als Schiedsmänner zwischen jenen beiden Fürsten auftraten. Aber der trutzige Städtefeind, der seinen Wahlspruch „Gottes Freund, aller Welt Feind" nicht vergaß, hielt nicht lange Ruh und so standen denn die beiden Weinsberger Herren, die vielleicht auch geheime Eifersucht ob Eberhards Landerwerbungen hegten, bald wieder in den Reihen seiner

Feinde, zu deren mächtigsten sie zählten. Als Kaiser Adolph i. J. 1293 selber in Schwaben umherzog, um das von den stetigen Kämpfen aufgeregte Land zu beruhigen, weilte er einige Zeit auf der Burg seiner getreuen Vasallen. Diese standen ihm auch treu zur Seite, als er mit Albrecht von Oestreich um die Krone focht, und einer von ihnen, wahrscheinlich Konrad III., wurde sogar in dem für Adolf so unglücklichen Treffen bei Worms gefangen. Derselbe hing auch dem auf Albrecht folgenden Kaiser Heinrich VII. an und wurde, als dieser nach Italien ziehen mußte, zum Landvogt in Schwaben bestellt und neuerdings beauftragt, den wieder gegen den Kaiser und die Reichsstädte trutzenden Eberhard von Württemberg zu strafen. Konrad, dem allen Vermuthen nach auch seine beiden Söhne Konrad und Engelhard folgten, übernahm die Führerschaft über das Kriegsvolk, das gegen Württemberg aufgebracht war und fiel in die Lande des tapfern Grafen Eberhard ein, der sich vergeblich gegen die Uebermacht zu wehren suchte. Wie die Wilden hausten die kaiserlichen und städtischen Schaaren während zweier Jahre in dem unglücklichen Lande, und Konrad erwies sich als ein harter Sieger, unter dem nicht nur Städte und Burgen jämmerlich zerstört wurden, nein, er schonte selbst die Todten nicht und seine zügellose Bande zerstreute frech die Gebeine der Württembergischen Grafen, die im Stift Beutelsbach begraben lagen. So mag es fast als eine gerechte Wiedervergeltung erscheinen, daß nach mehr als zweihundert Jahren die zügellosen Horden aufrührerischer Bauern in gleicher vandalischer Weise mit seiner Burg und den Denkmälern seines Hauses verfuhren. Sein vorgedachter Sohn Konrad V., der diesen Krieg mitmachte, war nachmals Stadthauptmann von Speier und vertheidigte, auf der Seite Ludwigs des Bayern stehend, die

Stadt aufs Tapferste, wofür er von den, dem gegnerischen Herzog Friedrich von Oestreich anhängenden Papst Johann XXII. in den Bann gethan wurde, der erst nach seinem Tode Aufhebung fand. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts begegnen wir einem Engelhard von Weinsberg, der kaiserlicher Landvogt in Schwaben, dann auch im Elsaß und Breisgau war und schließlich kaiserlicher Hofrichter wurde. Zu noch höheren Würden stieg sein Bruder Konrad, der überhaupt den höchsten Rang unter den Weinsbergern erreichte und Kurfürst und Erzbischof von Mainz war. Einer der reichsten des Geschlechts war wiederum ein anderer Bruder von ihm, der den gleichen Namen führte und i. J. 1396 vom Grafen von Hohenlohe mehrere Städte kaufte.

Als den größten des Geschlechts darf man Konrad, den dritten Sohn des letzterwähnten Hofrichters Engelhard bezeichnen. Im Jahre 1421 belehnte ihn Kaiser Sigismund mit dem Erbkämmereramt und gab ihm die Herrschaften Falkenstein, Münzenberg und Königsstein als Reichslehen. Mit der Stadt Weinsberg, die auf einige ihr mit der Zeit errungenen Rechte einer Reichsstadt trumpfte, gerieth Konrad in allerlei Zwistigkeiten. Schon lange lag Weinsberg mit den Burgherren, die gewisse Ansprüche an sie hatten und diese oft nachdrücklich geltend machten, im Hader. Als nun der letztgenannte, um seinen zerrütteten Finanzen wieder aufzuhelfen, erneuerte und größere Ansprüche an die Stadt stellte und, auf sein Ansehen beim Kaiser sich stützend, seine Ziele zu erreichen hoffte, traten 33 Reichsstädte, Augsburg, Ulm und Konstanz an der Spitze, zusammen, um die Bundesstadt zu schützen. Auf Betreiben Konrads kam sie in die Acht, und i. J. 1425 that der Kaiser sogar ihre ganze männliche Bevölkerung über 14 Jahre in des Reiches Aberacht. Während nun die hartbedrängte Stadt

und ihre Bundesgenossen um Aufhebung dieser harten Maßregel einkamen und langwierige Verhandlungen pflegten, gerieth ihr Feind, der sich gegen den Kaiser für den Pfalzgrafen Ludwig erklärt und sich als Reichserbkämmerer verschiedene Eigenmächtigkeiten hatte zu Schulden kommen lassen, selber in des Herrschers Ungnade. Immer mehr von seinen Schulden bedrückt, suchte er sich durch allerlei Listen zu helfen und machte selbst den verbündeten Städten diesbezügliche Vorschläge. Als diese jedoch zu lange darob beriethen, brauchte er Gewalt. Er warf die zur Messe ziehenden Kaufleute der ihm feindlichen Städte nieder (einst allein 200 Augsburger) und verübte mancherlei Gewalthat, so daß Weinsberg, einen Ueberfall befürchtend, sich in Vertheidigungsstand setzte. Eßlingen und Heilbronn wurden ermahnt, in die bedrohte Stadt Schützen zur Hülfe zu entsenden. Inzwischen hielt Konrad die aufgegriffenen schwäbischen Kaufleute mit ihrem Gut in Heidelberg zurück und brachte es schließlich dahin, daß ihm die Städte i. J. 1429 eine Entschädigung von 30,000 fl. bewilligten, wogegen er die Gefangenen loszugeben hatte und die Zugehörigkeit Weinsbergs zum Reiche anerkennen mußte. Mit dieser Uebereinkunft aber war Kaiser Sigismund nicht einverstanden und er befahl, daß jene Summe dem Weinsberger nicht ausbezahlt werde, bevor nicht er und die Fürsten darüber entschieden hätten. Da diese Entscheidung nun zu Gunsten Konrads ausfiel, erhielt dieser Seitens der Stadt Nürnberg seine 30,000 Gulden und die Fehde hatte ein Ende. Später bestellte Kaiser Albrecht II. den angesehenen Herrn wiederum zum Erbkämmerer und als seinen Kanzler zum Schirmer der Basler Kirchenversammlung, wie ihn denn auch Theoderich von Erbach, der Erzbischof von Mainz, zu wichtigen Geschäften brauchte. Diese verschiedenen ehrenvollen

Stellungen, die einen großen Aufwand erforderten, trugen hauptsächlich die Schuld an seinen Geldnöthen, nicht minder aber seine Verschwendung dem Kloster Schönthal gegenüber, in dem er mit seiner ersten Gemahlin Anna von Hohenlohe, (die zweite war aus dem Hause Henneberg), auch die letzte Ruhestätte fand. Von seiner ersten Gemahlin hatte er zwei Söhne und eine Tochter. Der jüngste Sohn, Philipp, wurde geistlich, der älteste, gleichen Namens, trug i. J. 1495 auf dem großen Königstage zu Worms als Reichserbkämmerer das Scepter. Zwar werden später noch mehrmals Weinsberger genannt, aber allem Vermuthen nach erlosch mit jenem Philipp die Hauptlinie des mächtigen Geschlechts, das in der nächsten Verbindung mit den angesehendsten Häusern von Schwaben, Franken und am Rhein stand, mit den Markgrafen von Baden, den Grafen von Löwenstein, von Kalw, Erbach, Limpurg, Tübingen, Henneberg, Helfenstein, Hohenlohe u. a. Das Wappen des Geschlechts zeigte ein rothes Feld, belegt mit drei weißen Schildchen, der Helm golden, darüber ein Frauenrumpf, wachsend, ohne Arme, halb weiß, halb roth. Auf dem Haupte falbe Haare und eine goldene Krone. Rechts hat die Figur einen weißen Fisch, dessen Kopf an der Seite anliegt, während sein Körper aufwärts gekrümmt ist. Links befindet sich ein rother Fisch in gleicher Stellung. Die Helmdecke ist roth und weiß.

Gehen wir nun von den Mittheilungen über das Geschlecht zu den Schicksalen seines Stammsitzes über, dessen erster Belagerung ja bereits Erwähnung geschah, so müssen wir zunächst der Bedrängnisse gedenken, welche die Burg im pfälzischen Krieg und zwar im ersten Decennium des 16. Jahrhunderts zu bestehen hatte. Allerdings wissen wir von älteren Belagerungen, so z. B. von der i. J. 1429, wo der Reichs-

erbkämmerer Konrad in seiner Burg dem Kurfürsten von der Pfalz erfolgreichen Widerstand leistete; auch ungefähr zehn Jahre später bemühten sich einige von Konrad gekränkte Herren vergeblich, die Feste zu erobern.* Aber diese Stürme sind nicht sehr wesentlich und es haben sich wenig Mittheilungen darüber erhalten. Erst in jenem Kriege, den Herzog Ulrich von Württemberg als Vollstrecker der Reichsacht gegen den Kurfürsten von der Pfalz, dem Weinsberg zugefallen war, zu führen hatte, kam groß Unglück über die Burg und die Stadt. Erstere wurde fast ganz zusammengeschossen und letztere, vor welcher der Herzog drei Wochen lang mit den Truppen des schwäbischen Bundes lag, mußte sich auch, trotz ihrer Festigkeit, schließlich dem Feinde ergeben und blieb fortan mitsammt dem Schloß in Württembergischem Besitz. Der Büchsenmeister Johann Glaser Wartmann, der mit seiner verderblichen Kunst in diesem Kriege betheiligt war und auch von Weinsberg und der Weibertreu sein Geschütz spielen ließ, hat seine Erlebnisse in säuberliche Reime gebracht, von denen ich die auf unsere Burg bezüglichen, der Merkwürdigkeit halber, hier mittheilen will. Das Heer kam von Neustadt her und an die Mittheilungen hierüber anknüpfend, fährt der Büchsenmeister des Herzogs Ulrich fort:

„Darnach man weiter gerückt hat
Gehn Weinsperg für die hohen Vest
Selzam waren ir solche Gäst

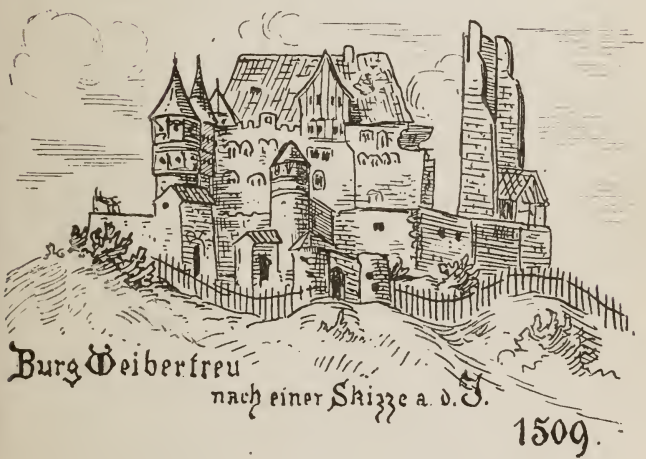
* Um dieselbe Zeit soll die Stadt, von einigen Adligen befehdet, dadurch gewonnen worden sein, daß jene Bewaffnete in Fässer versteckten, welch letztere in die Stadt gebracht wurden. Nachts entstiegen dann die Feinde, wie einst die Griechen dem Trojanischen Pferd, ihren Verstecken, öffneten die Thore und so ward die Stadt erobert, die dann um 3300 Fl. an den „Pfälzer Fritz“ verkauft wurde.

Den Berg belagert man überal
Zu beiden Seiten bis in das Thal
Die Mutter ist daruf in Kirchwyhe kommen
Hat Schwester und Bruder mit ir gnommen
Die habend da ein Hofrecht gmacht
Und sechs von Ulm mit in gebracht
Auch den Trachen* von Hall
Und aine haißt die Nachtegall
Vier Korthonen richt man darzu
Und aine haist die Unrhu.
Der Narre wollt auch sein im Spiel
Der selb der gab der Würff so vil
Hat die von Weinsperg übel verdrossen
Vier die habend Eisen geschossen
Die habens auch übel gebissen
Das ist manchem Mann wohl zu wissen
Ain Thurn den schoß man oben ab
Und auch die Mauer bis uff den Grab
Man zerschoß den Mantel und das Ritterhaus
Die Stain die wüschten hinden hinaus
Das Schloß ward beschossen nach aller Not
Darnach schanzt man für die Statt Drot
Zur allernächst für die Porten
Man hat sie geengst an allen Orten
Man nahm in den Brunnen mit Abendtheur
Und warf hinein mit brinnendem Fewr
Deß Nachts ward uffgerufft ain Frid
Das wußten die von Meckmillen nit
Sie wolten morgens in gehüllff fern kommen
Deß hand sie großen Schaden gnommen
Sie wurden trieben bis an den Graben
Die von Urach ir vil erstochen haben
Und auch die von Rosenfeld

---

* Die in diesen Zeilen enthaltenen Namen beziehen sich auf die bei der Belagerung verwendeten Geschütze, die ja zu jener Zeit und auch später noch Namen führen.

Darum ichs jezund billich meld
Und thaten da ain gute Sach
Dieselbe Nacht hand sie gewacht
Hett man sie bei Zeit laufen lon
So wer ir kainer kommen davon
Doch hab ich selbs müntlich hören sagen
Man gewinß nit inn Jar vnd Tagen
Man mieß davon ziehen abe
Ich lob Gott das sie glogen haben
Und die Wahrheit nit gesprochen
Er gewans en dann in drey Wochen
Und rückt in der dritten Wochen darvon
Ain ander Ort nam man an
Ich main Widern die alte Stadt.



Nach dieser Belagerung ist die Burg wieder nothdürftig ausgebessert worden, doch zeigen sich die Spuren jener Beschießung noch auf einer Skizze der Weibertreu, die ein Maler auf seinen Wanderungen in Schwaben i. J. 1509 mit noch

anderen Burgen aufnahm und die sich erhalten hat und in Karlsruhe aufbewahrt wird. Merkwürdig ist bei dieser Zeichnung, daß sie nichts von dem Dasein des dicken runden Thurmes verräth, dessen Reste heute noch vorhanden sind. Daß dieser Thurm nicht nach der Zerstörung des Schlosses im Bauernkriege, von welcher Zeit an es Ruine war, aufgeführt wurde, ist gewiß, doch als eben so sicher ist anzunehmen, daß er nicht in der Zeit der verworrenen Regierung des Herzog Ulrich entstand, der ja viel auf der Flucht war und überdies kein Geld hatte, um solche Thürme aufzuführen. Man kann vermuthen, daß der Thurm, als der Maler die Burg, wahrscheinlich von einem entfernteren Punkte aus, zeichnete, durch einen Baum oder ein Gebüsch verdeckt war. Den Mantel, den des Künstlers Skizze so genau zeigt und der zum Schutz des Palas gegen etwa vom nahen Schemelsberg herüberfliegende Geschosse errichtet war, konnte er hingegen von der Seite aus, von der er die Burg aufnahm, gar nicht sehen und so ist wohl anzunehmen, daß er dies ihm als charakteristisch erscheinende Bauwerk, das er beim weiteren Umgang um den Schloßberg bemerkte, noch auf seiner Zeichnung anbrachte.

Die Weibertreu hatte, als i. J. 1519 Herzog Ulrich durch den schwäbischen Bund aus seinem Lande vertrieben war, wiederm eine Belagerung und Einnahme zu bestehen und blieb dann im Besitz ihrer Eroberer, bis der alles vernichtende und zerstörende Bauernkrieg sich auch in diese Gegend wälzte. Unter ihrem Anführer Hans Wunderer kamen die Aufrührer aus dem Odenwald herangezogen und wußten die Bürger Weinsbergs zum guten Theil für ihre Pläne zu gewinnen. Der schwäbische Bund sandte, den drohenden Gefahren zu begegnen, den 27jährigen Grafen Ludwig von

Helfenstein nebst 70 Rittern und Knechten ab, um Burg und Stadt zu besetzen, und die Bürger Weinsbergs wurden verpflichtet, im Falle der Noth gegen die Bauern zu kämpfen. So kam der 16. April, der Ostersonntag d. J. 1525 heran. Der wüthende Bauernhaufe, der sich, wie er sagte, bei den Weinsbergern die Ostereier holen wollte, stand vor der Stadt und der Burg. Die Aufforderung der Empörer, sich zu übergeben, soll von der Besatzung der Weibertreu dadurch beantwortet worden sein, daß sie auf die Boten schossen und durch dieses völkerrechtwidrige Verfahren die Wuth der Bauern aufs Höchste reizten. Während der kaiserliche Obervogt, der Helfensteiner, mit mehreren Rittern in der Stadt war, die Bürgerschaft zu ermuthigen, erstieg eine Anzahl Bauern, wahrscheinlich unter Führung Florian Geyers, eines Edelmannes, die Burg von der der Stadt entgegengesetzten Seite, die gerade wenig bewacht war, und deren Schwäche ein Fuhrmann, genannt Sammelhaas, verrathen hatte. Die Besatzung wurde theils niedergemacht, theils gefangen genommen. Auch des Helfensteiners junge Gattin, Margarethe von Edelsheim, eine natürliche Tochter Kaiser Maximilians I., fiel nebst ihrem zweijährigen Söhnchen in die Gewalt der Sieger, die sich nun der Stadt zuwendeten. Der Graf hatte eben Kunde von dem unglücklichen Vorfall erhalten, aber ehe er mit seinem Häuflein zu einem Entschluß gelangen konnte, stürmten durch die Thore der Stadt, welche von verrätherischen, mit den Aufrührern verbündeten Bürgern geöffnet worden waren, andere Bauernschaaren und kampflos gerieth der Helfensteiner mit den meisten seiner Ritter (nur drei sollen in Weiberkleidern entflohen sein) in ihre Gewalt. Einer der Ritter, Dietrich von Weiler, der, noch ahnungslos, den Burgpfad hinangeschritten war und plötzlich der Bauern ansichtig wurde,

flüchtete in die Kirche, in welcher auch die andern Edelleute vergeblich Schutz suchten. Aufs Aeußerste bedrängt, trat er auf den Umgang des Thurmes hinaus und bot 30,000 Gulden, falls man ihn und seine Genossen frei ziehen lasse; aber höhnische Reden waren die Antwort, man schoß nach ihm und tödtlich getroffen sank er zu Boden. Als dann die Bauern die Kirche gestürmt und die Ritter gefangen hatten, warfen sie den noch röchelnden Dietrich aus der Höhe auf den Kirchhof hinunter; ein ähnliches Schicksal sollen noch einige Ritter erlitten haben. Die Gefangenen wurden dann zunächst in das Verließ eines Mauerthurms gebracht, der heute noch im Kerner'schen Garten zu sehen und unter dem Namen „der Geisterthurm" bekannt ist. Ihr Schicksal war besiegelt. Während Florian Geyer mit seiner schwarzen Schaar droben auf der Burg mit Zerstörung derselben und mit dem Raub der Kostbarkeiten beschäftigt war und andere in der Stadt plünderten und zechten, beschloß der ehemalige Wirth Jäcklein Rohrbach, der blutigsten und grausamsten Anführer einer, auf eigene Faust ein grausiges Strafgericht an den Gefangenen vollziehen zu lassen. Er ließ durch speerbewaffnete Bauern eine Gasse bilden, die Todgeweihten mußten sie unter Vortritt eines Trommlers einzeln beschreiten und jeder stach auf sie ein, bis sie zusammenbrachen. Graf Ludwig kam als dritter an die Reihe. Vergebens war seine unglückliche Gattin herbeigeeilt und hatte, dem blutigen Jäcklein Rohrbach ihr Söhnchen entgegenhaltend, fußfällig um Gnade für ihren Gatten und den Vater des Kindes gefleht. Der Helfensteiner, dem Jacob Leutz, der Feldprobst der Aufrührer, die Beichte abnahm, wurde von den Bauern Urban Metzger aus Waldbach und Schmid von Rapbach an die Gasse geführt. Vor ihm her schritt Melchior Nonnenmacher, ein Zinkenbläser,

der dem Grafen oft zur Tafel aufgespielt hatte und von diesem später aus dem Dienste gejagt worden war. Mit fröhlichen Weisen blies der Unhold seinem ehemaligen Herrn, mit dessen Federhute er sich vorher geschmückt hatte, zum Tode auf. Urban Metzger stieß den Grafen in die Gasse und nach wenigen Schritten sank dieser, von zahlreichen Speerstichen durchbohrt, todt zu Boden. Der Blutthat, von der übrigens nur ein geringer Theil der Bauern Kunde hatte und die von den meisten, vor allen von den Anführern Florian Geyer und Georg Metzler, auf das Entschiedenste mißbilligt wurde, fügten die wilden Horden noch eine weitere That der Gemeinheit hinzu. Die Gattin des Gemordeten beraubte man ihres Schmuckes, und gehöhnt und gelästert wurde die Bejammernswerthe und ihr Söhnchen sowie ihre Kammerfrau auf einen schmutzigen Düngerwagen gesetzt und gen Heilbronn geleitet. Sie trug ihr schweres Leid in christlicher Ergebung, indem sie sich der Leiden ihres Heilandes erinnerte.

Die Strafe für die begangenen Frevel sollte die Bauern bald erreichen. Schon am Tage der Blutthat wurden ihrer 70 von dem pfälzischen Hauptmann Wilhelm Haber niedergemacht und kaum zwei Wochen nach der Einnahme Weinsbergs schlug der Oberfeldherr des Schwäbischen Bundes Georg Truchseß von Waldburg ihr aus 25000 Mann bestehendes Hauptheer bei Böblingen in die Flucht und wiederum 10 Tage später erlitten die Aufrührer bei Sindelfingen eine zweite, furchtbare Niederlage. Unter anderem fiel der erwähnte Zinkenbläser, der dem Helfensteiner zum Tode aufgespielt hatte, ferner auch Jäcklein Rohrbach, dem Sieger in die Hände, und beide mußten ihre Thaten schrecklich büßen. Mittelst einer Kette, die ihnen einige Bewegung frei ließ, befestigte man sie an einen Pfahl und ringsher, in kurzer Entfernung, wurde ein

Feuer um sie angezündet, zu dem der Truchseß und seine Ritter selber Holz beitrugen. Von der Gluth gräßlich gefoltert, sprangen die Uebelthäter an ihrer Kette auf und nieder, tanzten unter entsetzlichem Geheul um den Pfahl herum, fielen, sprangen wieder auf, bis ihre untern Gliedmaßen angekohlt waren und sie schließlich unter Höllenqualen die mörderische Seele aushauchten. Auch Samuel Haas oder Sammelhaas, der die Burg verrathen hatte, wurde bei einem Gefecht erwischt und zu Hall öffentlich hingerichtet. Ueber Weinsberg erging ebenfalls schweres Strafgericht, weil es mit den Bauern gemeinschaftliche Sache gemacht hatte. Am 21. Mai, am Tage nach dem Feuertode Jäckleins, wurde die Stadt von einem Abgeordneten des Bauerngörgs, wie der Truchseß genannt wurde, von einem bayrischen Ritter Trautskirchen, an den vier Enden angezündet und sollte den Bauern zum abschreckenden Exempel und dem Adel zur Genugthuung ewig so wüst und in Trümmern liegen. Aber die Einsicht, daß nur etliche böse Buben mit den Bauern paktirt hatten, machte später milderen Erwägungen Platz. Die Weinsberger durften ein Dorf auf den Trümmern erbauen und erhielten nach und nach ihre Rechte zurück, besonders, als Herzog Ulrich mit dem Jahre 1534 wieder in den Besitz seiner Lande gekommen war. Die von den Bauern fast zerstörte Burg, die nicht nur durch die Beschießung, sondern auch durch Feuer schwer gelitten hatte, ist nie mehr vollständig ausgebaut worden; 1546, im Schmalkaldischen Kriege, lagen spanische Soldaten droben und in der Stadt. Auch im dreißigjährigen Kriege wurde sie mehrmals von durchziehenden Truppen zum Quartier erwählt und dabei immer mehr zerstört. Seit langer Zeit ist sie nun schon gänzlich zerfallen und kaum noch kann man aus den Trümmerresten ihre voreinstige Gestalt muthmaßen. Aber dennoch ist der ruinen-

Weinsberg und die Weibertreu.

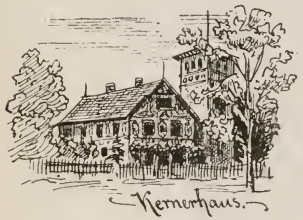
gekrönte Berg ein Wanderziel für Viele, und mit Recht, denn die Weibertreu und das ihr zu Fuß liegende alte, circa zweiundeinhalbtausend Einwohner zählende Städtchen (Geburtsort des Reformators Oecolampadius) mit der hochragenden Kirche bieten der landschaftlichen Schönheit mancherlei. Schon die Römer fanden die Gegend der Besiedlung werth, wenigstens führten südlich von Weinsberg zwei alte Römerstraßen vorbei.

Die Stadt, von der ein Reimlein sagt:

Durch treue Weiber, Wein und Sang
Hat Weinsberg seinen guten Klang.

ist von der alten Reichsstadt am Neckar, von Heilbronn, leicht und in kurzer Zeit mit der Bahn zu erreichen, doch empfiehlt es sich für den Freund der Natur, von genannter Stadt aus per pedes apostolorum diesen Ausflug zu machen. Bei meiner Wanderung zur sagenumwebten Höh' hielt ich an ihrem Fuße Rast, um eine Stätte zu besuchen, die mit der heutigen Burg in innigster Beziehung steht. Diese ist das Kernerhaus, die ehemalige Wohnung des Sängers unsterblicher Volksweisen, wie „Wohlauf noch getrunken, den funkelnden Wein" und „Der Wandrer in der Sägemühle", es ist das Dichterheim Justinius Kerners. Mehr als ein Vierteljahrhundert ist seit seinem Tode hingegangen, er schläft im grünumhegten Grab den ewigen Schlaf, aber was sein Heim zum oft und gern besuchten Ziele erlauchter Geister, wie z. B. eines Uhland,

Lenau, Graf Alexander von Württemberg, Carl Meyer, Gustav Schwab, Varnhagen von Ense, Geibel, Freiligrath und anderer Dichter machte, nämlich edle Gastlichkeit und geistvoller Umgang, das ziert auch heute noch das idyllische Haus, das sich mit der Zeit vergrößerte und veränderte und doch nichts von seiner alten Gemüthlichkeit verlor. Hofrath Theobald Kerner, des Dichters Sohn und selbst ein begabter Dichter und seine höchst anmuthige, von Poeten und Malern vielverherrlichte Gattin Else halten die Tradition aufrecht, und gleich, als lebe der Vater noch (dessen von Alldeutschland gespendetes Denkmal dem Hause nahe steht und dessen erzgegossener Kopf seiner lieben Weibertreu zugewendet ist), so geht es auch jetzt von Künstlern, Gelehrten und Dichtern im Kernerhause aus und ein. Wohl kein Besucher der Burg, deß Name Ansehn genießt, läßt das Poetenheim unberücksichtigt. Es ist angefüllt mit Reliquien von dem Freunde der Seherin von Prevorst, dem Freunde der erlesensten Geister seiner Zeit. Seinen dicken spanischen Rohrstock, der ihn stets begleitete und den er auch auf seinem bekanntesten Bildnisse trägt, finden wir dort und wir sehen die Ringlein mit Steinsplitterchen der Weibertreu, Ringe, durch deren Verkauf zum Theil die Kosten zur Erhaltung der geweihten Trümmerstätte aufgebracht wurden. In der That, eine echte Poetenidee, durch solche Symbole eine vaterländische Sache zu fördern. Ein förmliches Museum ist das Kernerhaus, und nicht nur Reliquien, die an Justinus Kerner und seine berühmten Gäste erinnern, sondern auch seltene Kunstschätze, die von den jetzigen Inhabern des Hauses gesammelt



wurden, finden sich in allen Zimmern, von der Hand der Hausfrau geschmackvoll geordnet. Tritt man in den lauschigen Garten, so werden neue Erinnerungen wach. Dort ist das Plätzchen, wo der Dichter im Kreise seiner Freunde weilte, wie es Prof. Rustige in unserm, der Gartenlaube entnommenen Hauptbilde darstellte. Im Hintergrunde ragt der Berg mit der Trümmerkrone der berühmten Burg, links sieht man den sogenannten Geisterthurm, der im Kernerschen Garten, an der früheren Stadtmauer, gelegen ist. Hier saß der unglückliche Helfenstein gefangen, bis ihn die entmenschte Bauernrotte durch die Spieße jagte; hier dichtete 300 Jahre später Lenau, als Gast bei Justinus verweilend, seinen Faust und das Gedenken an die blutige Vorgeschichte dieses Ortes mag ihn zu düsteren Phantasien begeistert haben.

Jenseits der an der Vorderseite des Hauses vorbeiführenden Straße befindet sich noch ein größerer Garten, ehemaliger Friedhof, der der Kernerschen Familie zugehört und nicht minder interessante Reminiscenzen bietet wie der vorerwähnte. In dem in seiner Mitte befindlichen kleinen Gartenhäuschen, das i. J. 1610 erbaut wurde, und ehemals als Leichenhalle diente, wohnte der Dichter Graf Alexander von Württemberg öfter als Gast, weshalb es den Namen Alexanderhäuschen erhielt. Es soll dort nicht geheuer sein und E. Geibel, der auch einst dort nächtigte, behauptete noch in seinem hohen Alter auf den Bestimmteste, er sei aus dem Schlafe emporgeschreckt und habe mit Grausen eine helle Gestalt, die sich über sein Bett neigte, durch das Dunkel deutlich gesehen. Um keinen Preis wollte er mehr in dem Häuschen schlafen. Aber später, als sich Theobald Kerner dort ebenfalls einquartierte, entschloß er sich doch wieder dazu. Einst nun, in tiefer Nacht, wurde der erstere geweckt. Angstbebend erzählte

der im Hemd vor ihm stehende Dichter, es raschele ums Haus, klopfe an die Thür und rufe geisterhaft Kerners Namen. — „Da werde ich wohl zu einem Kranken verlangt werden", sagte Theobald, (der, ebenso wie sein Vater, Arzt war), gelassen zu dem Aengstlichen, und er hatte in der That recht. Aber Geibel war nicht zu überreden, allein zurückzubleiben und den Schlaf zu suchen. Diesmal, und auch später bei ähnlichen Fällen, ging er lieber in tiefer Nacht mit dem Freunde stundenweit zu einem Krankenlager, als daß er allein in dem ihm unheimlichen Häuschen geblieben wäre. Herr Hofrath Dr. Kerner erzählte mir dies selber und so kann nicht daran gezweifelt werden, daß der Dichter der „Heroldsrufe" in Hinsicht auf seine Gespensterfurcht kein Geistesritter sonder Furcht und Tadel war.

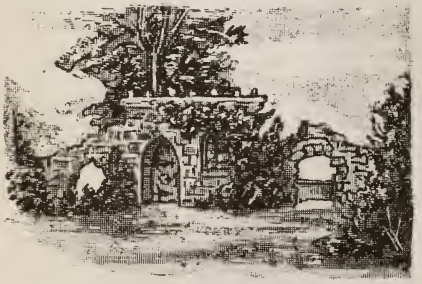
Doch nehmen wir Abschied von dem freundlichen Dichterheim und seinen mannigfachen Erinnerungen, um nunmehr die Burg zu besuchen. Sie liegt vom Kernerhause kaum 1 km entfernt und der Weg, der in seinem letzten Theile durch sorgfältig bebaute Weinberge hinführt, ist ziemlich bequem. Selbst der Anstieg zur Burg ist nicht sonderlich beschwerlich, da der Hügel, oder sagen wir stolzer: die Bergkuppe, auf der sie liegt, nur eine mäßige Höhe hat. Tritt man durch einen noch stehenden Rest der Ringmauer, deren Spuren sich leicht rings um die Kuppe verfolgen lassen, in den Burgfrieden ein, so steht man einem hohen, noch ziemlich wohl erhaltenen, unten runden und oben achteckigen Thurm gegenüber; vermuthlich ist er einer der Eckthürme des Palas, die man auf der dem Jahre 1509 entstammenden Skizze sieht. Damals war er allerdings noch mit einem Dache versehen, welches, wie das ganze Innere des Bauwerks, zerstört wurde oder zerfiel. Jetzt führt eine Treppe zur Höhe empor und droben hat

man eine prächtige Aussicht in die Nähe und Weite. Von dem erwähnten Eingang in die Burg zieht sich noch rechts ein Pfad den Berg hinunter, der die Bezeichnung „Frauenweg“ führt und dem man nachsagt, daß ihn die Frauen benutzt hätten, als sie ihr Kostbarstes, ihre Männer, Huckepack in die Freiheit trugen.

Thurm am Eingang.

Links weiterschreitend gelangt man an ein eigenthümliches, kleines Bauwerk, das seine Entstehung erst der Restauration

des Jahres 1824 verdanken mag und den stolzen Namen eines Kapellchens führt. Im Innern ist ein Bild jener denkwürdigen Belagerung von 1140 zu sehen, das aber ohne besondern historischen oder künstlerischen Werth ist. In dem Häuschen liegt auch ein Fremdenbuch auf. Von der ehemaligen Burgkapelle ist nichts Sichtbares mehr vorhanden, nur eine auf sie bezügliche Sage hat sich noch erhalten. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts lebte auf der Burg ein Schloßvogt, der im Zorn einen seiner Knappen erschlug. Der Geist des Ermordeten erschien darauf an einem schönen Sonnabend seinem Mörder, als dieser in der Burgkapelle gerade sein Abendgebet hielt. Der Vogt erkrankte vor Schreck und von nun ab trieb der Geist sein Wesen mit Poltern und Heulen, Rasseln und Werfen, quälte die Besatzung auf mancherlei Art und zog schließlich auch in die Stadt hinab, um dort sein Unwesen fortzusetzen Erst als der Vogt gestorben war, soll der Geist seine Ruhe gefunden haben.



Das Kapellchen.

Hinter dem vorgedachten Kapellchen ist die Ringmauer noch auf eine Strecke gut erhalten. Auf wohlgepflegtem Wege an ihrer Innenseite entlang schreitend, gelangt man erst an die Trümmer einstiger Gebäude und dann an den Rest eines gewaltigen, an die 20 Meter im Durchmesser haltenden, runden Thurmes. Eintretend wird man von einer eigenthümlich me-

lodischen, bald rauschenden und brausenden, bald leise säuselnden, immer klagenden Musik empfangen. Die Töne kommen von den drei Aeolsharfen, welche Justinus Kerner in den Mauerscharten des Thurmstocks anbringen ließ. Stetig klagen sie fort und nehmen den Sinn des Besuchers mit einem eigenen Zauber gefangen.

Inmitten des Thurmes, in dem steinernen Fußboden, sieht man ein viereckiges Gitter, das jene Oeffnung bedeckt, durch welche die Gefangenen in das drunter befindliche Gewölbe, in das schauerliche Burgverließ, hinabgelassen wurden. Ehemals war dies der einzige Zugang in den lichtlosen Raum, aber i. J. 1824 wurde die 6 Meter dicke Mauer von außen durchbrochen und so kann heute Jeder hinabsteigen und sich einen Begriff von diesem entsetzlichen Gefängniß machen.

Das Verließ.

Das Verließ wurde noch zu Anfang dieses Jahrhunderts als nicht geheuer angesehen. Ein Raubritter aus dem Murrthale, hieß es, sei einst von einem der Weinsberger Herren gefangen worden und habe im Verließ den Hungertod erleiden müssen. Nun gehe sein Geist um, verlasse Nachts die Höhle und spuke in der Gegend umher, habe auch verschiedentlich die Steine wieder fortgewälzt, mit denen man die Oeffnung zum Verließ vermauerte, um ihm das Handwerk zu legen.

Man kann von außen bequem auf den Mauerrand des Thurmstumpfes gelangen und dieser Rand, auf dem sich zum Theil niederes Gesträuch angesiedelt hat, ist so breit, daß, wie man sagt, Graf Alexander von Württemberg einst mit dem Pferde droben einen Umritt machte. In der Nähe dieses Thurmes befindet sich auch noch ein verschütteter ehemaliger Wasserbehälter. Da die Burg selbst kein Wasser besaß, mußte das in der Nähe liegende Dorf Gellmersbach früher ein Eselein stellen, das die mühselige Aufgabe hatte, auf seinem geduldigen Rücken das kostbare Naß in die Feste zu tragen. Für diesen Frohndienst genoß das Dorf einige besondere Gerechtsame.

Von vielen Punkten der Weibertreu aus hat man den schönsten Ausblick in die Gegend. So sieht man vom Rande des letzterwähnten Thurmes, zwischen dem und dem Thurm am Eingang einst das Ritterhaus, der Palas lag, über die Stadt und das schöne Weinsberger Thal mit seinen Dörfern hin bis zu den Löwensteiner und Mainhardter Bergen und zu den Waldenburger Höhen. Nordwärts schweift der Blick bis in das Thal von Eberstadt und gen Nordwesten schauend sieht man über das Thal des Sulmbachs und das untere Neckarthal in den Odenwald hinein, aus dessen Höhen der Katzenbuckel deutlich hervortritt. Westwärts schiebt sich der Wartberg bei Heilbronn vor. Naturschönheiten und gesegnete Fluren, freundliche Ortschaften überall, soweit das Auge reicht.

In den hübschen Anlagen des Burgfriedens umherwandelnd stößt man noch auf verschiedene Ueberreste der alten Befestigungen. Hier ragen einige Trümmer des ehemaligen, viereckigen Hauptthurms, des Bergfrieds, dort zeigen sich Spuren anderer Thürme. Auch ein Ausfallpförtchen in der Ringmauer ist noch wohl erhalten, aber wir können diesen Ueberbleibseln keine weitere Beachtung schenken, um so weniger, als

die Burg an sich in architektonischer Beziehung wohl nie von besonderer Bedeutung gewesen ist. Daß die Ruine aus einem wüsten Ort, an dem ein Weingärtner seine Reben zog, zu einem freundlichen Ausflugspunkte umgewandelt wurde, ist in erster Linie dem 1862 verstorbenen Justinus Kerner zu verdanken. Auf seine Anregung entstand der Weinsberger Frauenverein, der Beiträge für die Weibertreu sammelte, er war es auch, der Steinchen aus der Ruine in Ringe fassen ließ, um durch Verkauf derselben Mittel zu seinem Zweck zu gewinnen, und als dann i. J. 1824 der König Wilhelm von Württemberg die Burg angekauft und dem genannten Verein geschenkt hatte, konnte das Werk der Ordnung beginnen. Die Trümmer wurden vor weiterem Verfall bewahrt und reizende Anlagen geschaffen, die sich heute zu einem schattigen, kleinen Park ausgewachsen haben. Was der Vater gegründet, das setzte der Sohn Theobald pietätvoll fort und er ist gegenwärtig der getreue Burggeist. Eigenartig und reizvoll ist die Art, wie er die geweihte Trümmerstätte in ein steinernes Album umgewandelt hat. So liest man, droben umherwandelnd, überall die eingehauenen Namen hervorragender Leute, welche die Weibertreu besuchten und meist im Kernerhause Rast hielten. Auch fürstliche Personen, so z. B. Kaiser Franz I., König Karl von Württemberg nebst Gemahlin, der Kronprinz von Württemberg u. a. sind so verzeichnet. Von den vielen andern, bedeutenden Besuchern der Burg nennen wir nur noch außer den früher bereits erwähnten berühmten Dichterfreunden Kerners: Tieck, Matthison, Achim v. Arnim, W. Hauff, H. Kurz, G. Pfizer, E. Mörike, Anast. Grün, Brentano, Freiligrath, Levin Schücking, O. Wildermuth, Jul. Mosen, Wolfg. Müller, Moriz Hartmann, Gaudy, L. Pfau, J. G. Fischer, Alfred Meißner, Max Waldau, Fouqué, Fr. Rückert, Fr. Stoltze, Fr. Dingelstett,

Fr. Kobell u. s. f. Hier sind auch die ebenfalls in den Mauern eingehauenen, meist auf die Stätte bezüglichen Sprüche einzelner berühmter Weibertreufreunde zu erwähnen. Wie man von einem schönen Ausflugsort sich wohl zum Andenken ein Sträußlein pflückt und mit heimführt, so will ich, Abschied nehmend von diesem geschichtlich interessanten, von Sage und Poesie umwebten Orte, eine kleine Anzahl dort gefundener poetischer Aussprüche zusammenfassen.

Die Gedichte in der von den süßklagenden Tönen der Aeolsharfe erfüllten Thurm-Rotunde lauten:

Poesie ist tiefes Schmerzen
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchzieht.

Just. Kerner.

*

Linde werd' ich hier umweht
Von geheimen, frohen Schauern,
Gleich als hätt' ein still Gebet
Sich verspätet in den Mauern.

Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen,
Süße Todesmüdigkeit
Hält die Seele hier umschlossen.

Lenau.

*

Von mancher edlen Burg in Deutschlands Gauen
Versanken längst in Nacht die letzten Trümmer,
Auch Barbarossas Burg erblickt ich nimmer,
Kahl steht der Berg, auf dem sie war zu schauen.

Zu Staub verweht was Stolz und Herrschsucht bauen,
Was Treu' und Liebe bauen, dauert immer,
Seht Weinsbergs Burg! wie glänzt mit neuem Schimmer
Dies Mal der Lieb' und Treue deutscher Frauen.

Just. Kerner.

*

Winde hauchen hier so leise
Rätselstimmen tiefer Trauer. Lenau.

*

Du einer luftgebornen Muse
Geheimnißvolles Saitenspiel,
Fang an,
Fang wieder an
Deine melodische Klage. Eduard Mörike.

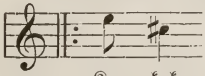
Einen düster melancholischen Nachhall dieser verschiedenen Verse finden wir über dem Eingang zum Burgverließ; Frau Else Kerner gedenkt dort derer, die einst in diesem Gefängniß schmachteten, mit folgenden poetischen, tief empfundenen Worten:

Geworfen in des Kerkers düstre Nacht,
Geschlossen aus von Lieb und Sonnenschein,
Wie manches Leben welkte hier dahin
Und ihre Seufzer hörte Gott allein.

Im Verließe selbst liest man die von Theobald Kerner herrührenden Zeilen:

Nicht todt und doch gelegt ins Grab,
Sie starrten in die Nacht hinein,
Zuweilen nur aus Mitleid gab
Der Schlaf den Traum von Sonnenschein.

In fröhlichere Stimmung kann schon das an einer andern Stelle in den Steinen der Ruinen eingehauenen



Ku = kuk Silcher 1827.

versetzen, ein Gruß, mit dem Silcher einen Brief an Justinus Kerner begann. Von letzterem finden wir am Thurm nächst dem Eingang zur Burg die launigen, auf die Burgsage sich beziehenden Worte:

Getragen hat mein Weib mich nicht, aber ertragen,
Das ist ein schwereres Gewicht, als ich mag sagen.

Derber lautet eine Reimerei, mit der sich ein Jemand aus dem karnevalsfrohen Mainz in dem mit mancherlei zweifelhaften Versen versehenen Fremdenbuche verewigte. Er sagt:

Meine Frau, die Philippine
Ist auch eine alte Ruine,
Eine versteinerte Weibertreu,
Doch die Romantik ist vorbei.

. . . . . .

Um noch einmal einen jähen Stimmungswechsel bei der Mittheilung dieser in Stein gehauenen Spruchpoesie der Weibertreu eintreten zu lassen, führe ich ein Hexameter von Uhland an, das eine Felswand an einer idyllischen Ruhebank ziert:

„Wandrer, es ziemt dir wohl, in der Burg Ruinen zu schlummern,
Träumend baust du vielleicht herrlich sie wieder dir auf."

Den Beschluß dieses Heftes und dieser Sträußleins kurzer Sprüche mache Carl Meyers wunderbar poetisches Wort:

Ich und das Abendsonnenlicht
Sind still hier eingekehrt.

Der Pfalzgrafenstein

und die

Burg Caub oder Gutenfels.

Von

Schulte vom Brühl.

Leipzig,

Voß' Sortiment.

G. Haessel.

Alle Rechte vorbehalten.

Die Burg Gutenfels oder Caub und der Pfalzgrafenstein.

(Gutenfels.) (Pfalzgrafenstein im Rhein.) (Bergsturz.)

Vor mir liegt ein interessanter Holzschnitt aus der Pariser Zeitschrift „Le musée artistique et littéraire“, interessant insofern, als er Beweis liefert, daß der große französische Dichter Victor Hugo auch der bildenden Kunst fröhnte; und das mit einem gewissen Selbstbewußtsein, denn seine Tuschzeichnung, welche jener Holzschnitt widergiebt, zeigt quer über, in dicken Pinselstrichen hingesetzt, den Namenszug des Unsterblichen, so groß und stolz, daß er die berühmten, eine ganze Ecke in Anspruch nehmenden Bilderunterschriften unseres großen Adolf Menzel in Schatten stellen könnte. Was das Blatt noch besonders interessant macht, ist der Gegenstand, den es vorstellt, nämlich: „Un Chateau au moyen-age sur les bords du Rhin.“ So lautet der Titel. Hugo hat hier

mit mächtiger Phantasie, schwarz auf weiß, die vielzackigen, wild in die Lüfte starrenden, malerischen Trümmer einer gothischen Burg entstehen lassen, wohl in Erinnerung an die mächtigen Eindrücke, die er einst bei einer Rheinfahrt empfangen haben mag.

Es bedarf übrigens keines starken, dichterischen Empfindens, um die ganze Romantik zu erfassen, die der Rhein, besonders auf seinem Laufe von Bingen bis Bonn, in ungemein zahlreichen, von allen rebenumkränzten oder waldumstandenen Felsenhöhen in den grünen Strom niederschauenden Burgruinen gewährt. Die Bilder, die sich da bieten, sind allzeit herrlich, bei Sonne und Regen, beim Grün des Sommers oder im Schnee des Winters. Mancher freilich hat besonderes Glück bei einer Rheinfahrt und mag wohl den Gesang der Lorelei vernommen, den Reigen der Rheintöchter erschaut und den Recken Roland auf einem Geisterroß gen Rolandseck haben reiten sehen. Aehnliches, so wage ich keck zu behaupten, habe ich erlebt und zwar vor mehr als zehn Jahren in einer wunderbaren Septembernacht.

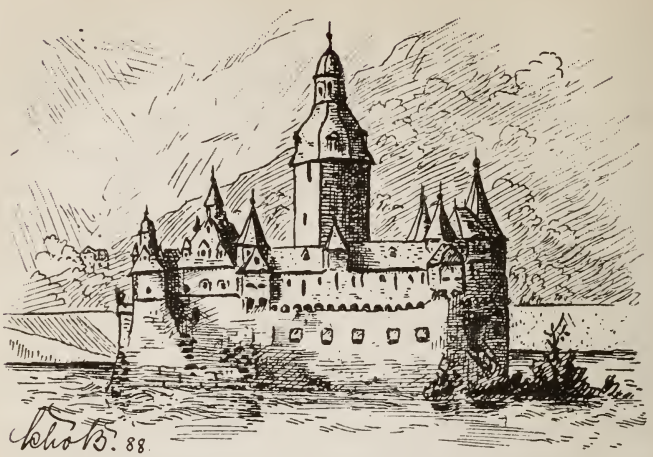
„Zu Bacharach am Rheine" war's, im Gasthof zur Post, wo wir uns, zwei Bonner Studenten und ich, eines Abends an flüssigem Rheingold so sehr erlabten, daß wir den erhabenen Gedanken faßten, uns einem leichten Kahne anzuvertrauen und auf dem Rücken des guten Vater Rhein sänftlich bis Coblenz hinabzugleiten. Einige Flaschen Wein waren mit von der Partie; schwieriger war es, einen Schiffer aufzutreiben, und als wir solchen Biedermann endlich in einer kleinen Kneipe ausfindig gemacht hatten, bedurfte es vieler Bitten und klingender Ueberredung, bis er sich bereit erklärte, an dem Abendthener theil zu nehmen. Dann schaukelten wir auf dem leise murmelnden Strom. Er glitzerte und gleißte

geheimnißvoll im Lichte des Mondes, der über den dunkeln Bergen hing. Leichte Nebel geisteten hie und dort und ganz aus der Ferne, von Lorchhausen her, zitterten die Klänge einer Ziehharmonika über die Wasser.

Das alles war sehr zauberhaft und poetisch, aber ein wenig frostig und einer von uns, der keinen Plaid besaß, meinte kleinmüthig, das Couleurband, das er über seiner Sammetpekesche trug, wärme doch nicht genug. Es wurde darauf die ersprießliche Thätigkeit des Einheizens tapfer fortgesetzt, die Geister des Weins spukten schon leise im Hirn und so glitten wir schnell flußab. Da kam es uns entgegen, unheimlich und still, gespensterhaft schimmernd. Aus einem leichten, über die Fläche ziehenden Nebelschwaden hob es sich empor wie der Bug eines riesigen Schiffes. Etwas wie Tauwerk, Masten und Segel schien droben vom Mondlicht umspielt zu werden und ringsum in glitzernden Wellen hob es und senkte es sich und leuchtete, wie die weißen Arme und Nacken der Rheintöchter, während das leichte Glucksen und Murmeln der Wasser fast wie Klage scholl. Wir starrten das scheinbar schnell auf uns zusteuernde phantastische Fahrzeug verwundert an, bis der Ferge in dem Ruf: „Die Pfalz!" das erlösende Wort fand.

Anders, wie in jener Märchennacht, in der wir in vielstündiger Bootfahrt des Rheinthals schönste Strecke durcheilten, erschien mir die Pfalz ein Decenium später an einem hellen Octobermorgen, als ich in der nüchternen Absicht, die eigenartige Inselburg zum Zweck einer Beschreibung zu besuchen, mit der Bahn von Coblenz gen Caub fuhr.

Das Gespenstisch-Phantastische hatte sie ganz verloren, aber wie sie dort aus den Fluthen des durch wochenlangen Regen hochgeschwollnen Rheins emporragte, mit ihren zahl-



Der Pfalzgrafenstein vom rechten Rheinufer aus. (Bei Hochwasser.)

reichen Thürmchen und Wetterfahnen, Erkern, Lucken und Schießscharten, gewährte sie einen selten malerischen Anblick, mit dem sich kaum das in unzähligen Bildern verherrlichte Chillon im Genfer See messen kann, obgleich die Pfalz im Allgemeinen an jenes Schloß erinnert.

Wegen des hohen Wasserstandes wurde es mir schwer, den Schiffer zur Ueberfahrt zu bestimmen. Er führte endlich seinen Kahn eine gute Strecke rheinaufwärts, ehe er mich einnahm, dann sausten wir unheimlich schnell auf den regentrüben Fluthen abwärts, fuhren mit aller Wucht in das auf dem unbebauten Theil der Wörth stehende Weidengestrüpp, das nur mit den Spitzen aus dem Wasser ragte, und schwangen uns aus dem Fahrzeug auf die Stiege, die an der nordöstlichen Seite der Burg zu dem Eingang emporführt. Dieser, fast 2 Mtr. über dem aus festem Thonschiefer bestehenden Felsen des Inselchens gelegen, war ehemals durch

ein Gatter besonders geschützt, das aber jetzt emporgezogen ist, so daß man ohne Schwierigkeiten durch die Thür ins Innere der Burganlage tritt. Diese, fünfeckig, hat eine fast keilförmige Gestalt. Die Spitze, deren festes Quadersteingefüge durch viele Eisenklammern noch mehr gesichert wurde, und die als Zierrath den Pfälzischen Wappenhalter, den Löwen, trägt, schaut stromaufwärts und bildet einen gewaltigen Eisbrecher. Als vor einigen Jahren sich das Rheineis hier staute und sich, von den nachfolgenden Schollen gedrängt, zu hohen Eisbergen aufthürmte, vermochte es trotz seiner ungeheuern Wucht dem Bauwerk keinen nennenswerthen Schaden zu thun.

In der Mitte der Anlage, in dem 15 Schritt breiten und fast doppelt so langen, mit einigen hohen Bäumen bestandenen Hofe erhebt sich einzeln der mächtige Thurm, der, wie die Burg, eine fünfeckige Form hat und dessen scharfe Kante auch stromauf gerichtet ist. Der Hof wird von kasemattenartigen, festen Bogengewölben und von Gallerien umzogen. Eine Stiege führt zu den ringsumlaufenden mit zahlreichen Schießscharten versehenen Wehrgängen und zu den vereinzelt dazwischen liegenden, niedrigen und meist engen Gemächern empor. Das kleinste von ihnen, kaum $1\frac{1}{2}$ Mtr. breit und $3\frac{1}{2}$ Mtr. lang führt den Namen des Pfalzgrafinnenzimmerchens; ich werde weiterhin noch auf die damit verknüpfte Sage zurückkommen. Das vor dieser engen Kammer liegende etwas größere Gemach wird als Speisesaal der Pfalzgräfin bezeichnet; allerdings ein ärmlicher Speisesaal, in dem auch nicht die geringste Spur einer Verzierung zu sehen ist. Alles kahl und öde, ganz wie in einer Wachtstube, und so darf man denn auch wohl annehmen, daß diese sagenreichen Gemächer wie die übrigen nichts weiter waren, als

Aufenthaltsorte für die Besatzung der eigenartigen kleinen Inselfeste.

Beim weiteren Umgang kommt man zu einer schmalen Ueberführung, die in den etwa 28 Mtr. hohen Thurm leitet. In das finstere Verließ desselben, das bis zum Grunde des Rheins gehen mag, führen, wie mir der Fährmann sagte, 15 Stufen hinab. Bis zum obern Gemach des Thurmes, das 10 Schritte im Durchmesser hält, zählte ich 70 Stufen. Man hat droben einen prächtigen, freien Ausblick, rheinauf und rheinab. Besonders malerisch zeigt sich die benachbarte Burg Gutenfels, die hoch und gewaltig über dem sich am Rhein entlang ziehenden Städtchen Caub aufragt. Rechts von ihm erblickt man an dem Felsenhang noch deutlich die Spuren des Bergsturzes, der vor mehreren Jahren an dem Orte stattfand (s. auch unser Hauptbild).

Zu der Beschreibung der Pfalz mag noch bemerkt werden, daß sie einen tief in den Felsen gehauenen, mit dem Rheine in keiner Verbindung stehenden Brunnen enthält, der ein recht gutes Trinkwasser geliefert haben soll.

Was nun Zweck und Geschichte des seltsamen Bauwerks inmitten des Rheines anbelangt, so möge zunächst die Sage zum Worte gelangen. Nicolaus Vogt hat sie, wie folgt, gefaßt:

„Kaiser Heinrich VI. suchte 1194 des Pfalzgrafen Conrad Tochter Agnes († 1204) an einen seiner Freunde oder Verwandten zu vermählen, um dadurch die Pfalzgrafschaft bei seinem Hause zu erhalten. Indeß aber hatte Heinrich von Braunschweig, welcher ein schöner und tapferer Prinz war, schon ihr Herz gewonnen. Als Pfalzgraf Conrad hiervon Kunde erhielt, ließ er, weil er den Zorn des Kaisers fürchtete, die Feste unter Bacharach mitten im Rheine erbauen

und sperrte dahin seine Tochter ein. Aber weder die Tiefe des Rheins noch die Härte der Mauern konnten die List und Macht der Liebe abhalten. Heinrich wurde von der Mutter unterstützt und heimlich in Pagenkleidern in die Feste eingelassen. Nach einiger Zeit wurde die Prinzessin gesegnet und nun trat die listige Mutter zu ihrem Gemahl und stellte ihm die Unmöglichkeit einer andern Vermählung als mit Heinrich von Braunschweig vor. So wurde dieser später Pfalzgraf, der Vater aber verordnete der Sicherheit wegen durch ein Familiengesetz, daß alle künftigen Pfalzgräfinnen in dem engen Kämmerlein der Rheinburg den Stammfürsten zur Welt bringen sollten. Noch bis auf diese Stunde zeigt man dasselbe allen Reisenden, welche die Festung besehen wollen. Es ist so enge, daß es kaum ein Bett und neben demselben eine Amme fassen kann. Die Zeugen müssen also an der Thür gestanden haben. Höchst wahrscheinlich ist diese Sage durch obige Liebesgeschichte entstanden und die Feste hat von ihr eigens den Namen Pfalz oder Pfalzgrafenstein erhalten."

Soweit Nicolaus Vogt, dem man in Hinsicht auf diese Erzählung zurufen könnte: „Weniger wäre mehr", denn die Zuthat der kuppelnden Mutter verdirbt manches an der ursprünglich reinen und naiven Sage von der treuen Liebe zweier Fürstenkinder. Die Poesie hat sich dieses schönen Stoffes mehrfach bemächtigt, so hat z. B. in letzter Zeit erst Martin Greif ein historisches Schauspiel: „Die Pfalz im Rhein" geschaffen, das diese Herzensgeschichte zur Grundlage hat und dramatische Kraft mit zartester Poesie vielfach vereinigt.

Es mag sein, daß der Sage ein historischer Kern zu Grunde liegt, vielleicht insofern sich der Verbindung Agnesens von Hohenstaufen mit Heinrich von Braunschweig Schwierig-

keiten entgegenstellten. Thatsache ist, daß eine Ehe zwischen ihnen zu Stande kam. Eben so unwahrscheinlich, wie die romanhafte Einkleidung der Herzensgeschichte, ist die Sage, daß die späteren Pfalzgräfinnen in jenem erbärmlichen Kämmerchen ihr Wochenbett hätten abhalten müssen. Die seltsame Lage der Burg inmitten des Rheins, 150 Schritt vom rechten und noch weiter vom linken Ufer entfernt, dazu die malerische äußere Gestaltung forderten allerdings geradezu zur Sagenbildung heraus, doch ist die Rheinfeste niemals etwas anderes gewesen als eine Zollburg, bestimmt, von den rheinauf und abwärts fahrenden Schiffen einen jedenfalls nicht geringen Tribut einzufordern. Denn um einer kleinen Zolleinnahme willen errichtet man nicht ein so kostspieliges Bauwerk.

Die Insel, auf der sich die Burg erhebt, soll nach der einen Lesart zur Grafschaft Stahleck gehört haben, nach andern sei sie, wie Caub und Gutenfels, den Falkensteinern zu eigen gewesen und habe eine Burg mit Namen Falkenau enthalten. Daß die Insel zu Caub gehörte ist kaum zu bezweifeln, daß dort eine Burg Falkenau gestanden habe, scheint aber unglaubwürdig. Als geschichtlich mag gelten, daß zu Anfang des 14. Jahrhunderts dort auf der Insel zuerst einige Bauten entstanden, die Ludwig der Bayer zum Zwecke der Zollerpressung errichtete. Darauf deutet auf das bestimmteste eine Bulle des Papstes Johann XXII. vom 23. Juli 1327, gerichtet an die Herren und Städte des Erzstiftes Trier, worin es in deutscher Uebersetzung heißt: „Ludwig, ehemals Herzog in Bayern, in zwiespältiger Wahl zur Regierung des Römischen Reiches erkoren, nun aber wegen seiner ungeheuern Verbrechen aller Würden und Ehren beraubt, hat bei der Burg Caub neue und schwere Auflagen den dort mit Waaren Vor-

beiziehenden auferlegt zum Nachtheil der geistlichen und weltlichen Personen. Wegen dieser Thatsachen ist er mit dem Bann belegt und dessen Verkündigung schon früher dem Erzbischofe von Trier aufgetragen worden. Nichtsdestoweniger fährt Ludwig mit Erpressung dieser Auflagen fort, ja, er hat sogar den früheren Verbrechen noch das neue hinzugefügt: daß er einen überaus festen Thurm auf der Rheininsel bei jener Burg zu erbauen begonnen hat, um die schädlichen Auflagen und Erpressungen nur noch länger und grausamer fortzusetzen und mächtiger zu vertheidigen. Diesen verderblichen Bestrebungen entgegenzutreten fordern wir deshalb die Herren und Städte des Erzstiftes auf, sich mit ihrem Erzbischof zu verbinden und auf jede mögliche Weise dazu beizutragen, daß der Zoll und jener feste Thurm abgethan werde."

Aus diesem Erlaß ergiebt sich wohl zur Genüge, daß jenes Inselchen erst von Ludwig dem Bayern bebaut wurde. In einer späteren Urkunde aus dem Jahre 1344, in dem Ludwig seinem Neffen, dem Pfalzgrafen Rudolf bestätigt, daß er vier Turnosen (bestimmte Zollantheile), auf die Zollstätte legen könne, bis er oder seine Erben 20,000 Pfund Heller eingenommen hätten, wird das Inselchen der Pfalzgrafenwerth, der früher hieß „Helbingswerth" genannt. Daß die wehrhafte Zollfeste allen am Rhein gelegenen Städten ein höchst unbequemes Bauwerk war, ergiebt sich von selbst; ihre Gewölbe und das Verließ wurden aber auch gewiß von „Missethätigen" als recht unbequem gefunden, die dort vom Amte Caub abgeliefert und vom Vogt in der Pfalz „gefänglich gesetzt" wurden. Als Gefängniß zeitenweise, wie als Zollstätte, hat dann die Rheinburg der Pfalzgrafen bis zum Niedergang der Pfälzischen Herrschaft eine ständige, unter dem

Commandanten von Burg Gutenfels stehende Besatzung gehabt, die mitunter ein halbes hundert Köpfe betragen haben mag. Heute steht das Bauwerk, das im allgemeinen gut erhalten ist, leer und hat eigentlich keinen weiteren Zweck mehr, als mit seinen 25 Thürmchen den Rheinreisenden einen interessanten Anblick zu bieten. Für den Vaterlandsfreund freilich mag es noch eine tiefere Bedeutung haben, denn es erinnert ihn lebhaft an die Zeit der Befreiung Deutschlands von langjähriger Fremdherrschaft. Und wer die Feste so liegen sieht, der träumt sich vielleicht eine kalte Winternacht mit glitzerndem Sternenlicht dazu, sieht im Geiste, wie unablässig Eisschollen den Fluß hinabtreiben und wie dunkle Boote, mit schweigenden Männern gefüllt, lautlosen Kampf gegen den Strom und das Eis kämpfen und vom rechten Ufer aus dem jenseitigen, in der Gewalt der Franzosen befindlichen, zustreben. Kaum ist hin und wieder ein leises Waffenklirren zu vernehmen. Drei Uhr morgens ist es, als so die Avantgarde des preußischen Corps, 200 Brandenburger Füsiliere unter dem Major Graf Brandenburg und dem Hauptmann v. Arnauld, über den Rhein setzt. Auf dem feindlichen Ufer ist alles todesstill; da landen die ersten Kähne und, von wildem Kampfesmuth erfüllt, springen die Soldaten mit stürmischem Hurrah, dem Befehl entgegen, an's Land. Aus einem Douanenhäuschen, in dem die französische Wache postirt ist, fallen die ersten Schüsse, die einen Jäger und einen Führer, der sich die Ehre nicht versagen wollte, die ersten preußischen Truppen über den Rhein zu geleiten, verwundeten. Bald darauf entstand, wie ein Augenzeuge, der General von Grolmann berichtet, ein Tirailleur-Gefecht mit kleinen Truppenabtheilungen des Feindes, die von Bacharach und Oberwesel herbeieilten. Aber die Franzosen wichen, als sie von den

auf der Pfalz liegenden preußischen Jägern mit Erfolg beschossen wurden.

Das geschah in der Neujahrsnacht des Jahres 1814 an derselben Stelle, an der schon im März 1793 ein preußisches Corps auf seinem Marsch nach Frankreich übergesetzt war.

Aber der Kampf mit dem Feinde war nicht der einzige, der in jener Nacht gekämpft wurde. Weit schwieriger gestaltete sich der Kampf mit dem Elemente. Eine Brücke zum Uebergang der Truppen mußte über den Rhein geschlagen werden. Um Mitternacht, als die ersten Pontons eintrafen, begann dies schwierige Werk. Der greise Marschall „Vorwärts" selbst, unermüdlich bedacht, sein Wort: „Bonaparte muß 'runter vom Thron!" wahr zu machen, gönnte sich kaum Rast und Ruh und suchte durch seine Gegenwart die Pioniere und die Cauber Schiffer, die eifrige Beihülfe leisteten, anzufeuern. Bis Morgens 9 Uhr war der erste Theil der Brücke, vom rechten Ufer bis zur Pfalz, fertig gestellt. Die Verankerung der Pontons war bei dem starken Strom besonders schwierig gewesen. Dann gings an den zweiten Theil, doch als dieser der Vollendung nahe war, zerstörte der reißende Fluß die Arbeit wieder und erst am 2. Januar gegen 9 Uhr Morgens war das Werk vollendet und das Heer, aus einem preußischen und einem russischen Corps bestehend, konnte den Rhein auf der über 71 Pontons ruhenden, 390 Schritte langen Brücke passiren. Im October desselbigen Jahres, als er von seinem Siegesmarsch aus Frankreich zurückkehrte, besuchte der greise Held noch einmal jene Stelle, die ihm so viele Schwierigkeiten gemacht hatte.

An einem Felsen oberhalb der Pfalz, am linken Ufer, haben Vaterlandsfreunde zum Gedächtniß jenes denkwürdigen Uebergangs eine eiserne Tafel anbringen lassen, welche die Inschrift trägt:

Gutenfels und die Pfalz von Nordosten.

„Im Jahre des Heils 1813, am 31. Decbr. um Mitternacht zog siegreich an dieser Stelle Fürst Blücher von Wahlstadt, Feldmarschall, gen. Vorwärts, mit seinen Tapfern über den Rhein, zur Wiedergeburt Preußens und des deutschen Vaterlandes. Errichtet im November 1853 von Ferd. Diepenbrock und C. Denzin."

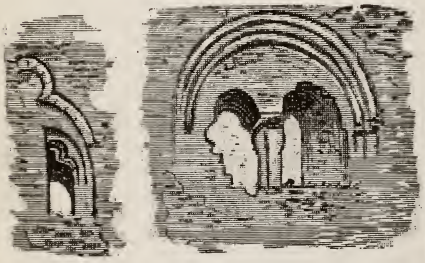
Wer die merkwürdige Inselburg inmitten des Rheins besichtigt, sollte nicht versäumen, auch der über das Städtchen aufragenden Burg Caub oder Gutenfels, mit deren Schicksalen diejenigen des Pfalzgrafensteines von jeher enge verknüpft waren, zu besuchen. Jedes Kind im Orte kann sagen, wer derzeit gerade den Schlüssel zu der Burg in Verwahrung hat. So wandert man denn durch die engen und holperigen, doch malerischen Straßen des uralten, thurmgeschmückten Städtchens dahin und läßt sich, meist wohl von einem Angehörigen des Groß-Schlüsselbewahrers geleitet, auf steilem Pfade die Höhe hinanführen. Weinberge und späterhin prächtige Wallnußbäume finden sich zu Seiten des in Schlangenwindungen aufstrebenden Weges. An dunkelgähnenden Oeffnungen im Berge kommt man vorüber. Es sind Schiefer-

gruben, die während meiner Anwesenheit allerdings außer Betrieb waren. Das schwarze Material, aus dunkeln Schachten ans Licht geführt, wird gleich an Ort und Stelle zu dünnen Platten gespalten. Das, was werthlos ist, gleitet den Hang hinab und dort hat sich mit der Zeit ein gewaltiger schwarzer Berg dieses Schiefergerölls gebildet. Caub ist ein Hauptsitz des rheinischen Schieferhandels und seine Platten, dort Leyen genannt, gehen in alle Welt.

Von den erwähnten Gruben aus gelangt man nach wenigen Schritten zum Eingang der Burg, zunächst an eine große Thorhalle, der zur Seite sich ein kleines Gelaß befindet und in deren Wölbung man noch die Oeffnungen für das ehemals vorhandene Fallgatter bemerkt, das von einem oberen Raume, dem Zimmer des Thorwarts, herabgelassen werden konnte. Hat man die Halle durchschritten, so kommt man in den äußern Hof, der, obgleich ziemlich umfangreich, doch einen beengenden Eindruck macht, denn nach der einen Seite steigt ein ungeheurer, viereckiger Thurm empor, der seine 30 Mtr. Höhe haben mag und, wenn ich mich recht entsinne, im rheinischen Antiquarius gar als 130 Fuß hoch angegeben wird, und nach der Bergseite zu wird der Hof von einer glatten, kaum weniger hohen Felsenwand abgeschlossen, die oben von einer Ringmauer bekrönt wird. Unten sind tiefe Keller eingesprengt, in denen sich ein Brunnen befindet. Ein anderer Brunnen, oder vielmehr eine Cisterne, deren Wasser jetzt grüner Entenflat bedeckt, ist im Hofe zu sehen und ein dritter befindet sich in der innern Burg. An Wasser scheint demnach die ungemein starke Bergveste schwerlich Mangel gelitten zu haben. Der Hof, jetzt mit Bäumen, die auf dem Schutt zusammengestürzter Mauern munter wachsen, rings bestanden, war ehemals kleiner als jetzt. Noch sieht man die

kargen Reste von Gebäuden, die ihn einst zum Theil ausfüllten.

Eine zweite, überwölbte Thorhalle führt in die innere Burg. Kleine, viereckige Höfe, einst vielleicht überbaut, sind mehrere vorhanden. Ein wunderbarer Blick thut sich von dort aus gegen das Rheinthal auf. Zu Füßen liegt das altersgraue Städtchen, zu dem die Ringmauern der Burg, einst mit den Befestigungen Caubs zusammenhängend, staffelförmig hinabsteigen. Seitab inmitten der wie mattes Silber



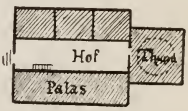
Fenster im Palast.

schimmernden Fläche des Rheins ragt, von hier aus betrachtet, ziemlich winzig, der Pfalzgrafenstein. Weinbergumgürtete, von zahllosen Stützmauern durchzogene Bergflächen, hie und da von Wald bedeckt, begleiten den mächtigen Strom, der in der Ferne leuchtend strahlt und der stetig von zahlreichen auf und abfahrenden Dampfern und andern Schiffen belebt wird.

Rückwärts schauend gewahrt man die hohe Mauer des einstigen Palasts, eines gewaltigen Gebäudes, von dem Dach und Böden eingestürzt sind und in dem sich der Bergholunder mit seinen rothen Beerentrauben vergeblich bemüht, die Wüstenei

mitleidig zu bedecken. Trostlos gähnen die Höhlungen der romanischen Fenster in das herrliche Thal des Rheines hinaus und langsam, aber stetig, löst sich der fast eisenharte Bewurf der großen Mauerflächen und das ursprüngliche Mauerwerk tritt zu Tage. Ein eigenthümliches Material hat hier Verwendung gefunden, nämlich die rohen Schieferplatten. Sie bilden einen Steinverband, so fest, als sei er für die Ewigkeit geschaffen, und nur die zerstörende Gewalt des Sprengpulvers konnte diesen Mauern etwas anhaben. Man sollte gar nicht glauben, wie sehr der Schiefer, den man doch so leicht schaben, schneiden und spalten kann, sich als Baumaterial bewährt. Treppenstufen und Schwellen, welche hier ihre sechs Jahrhunderte liegen mögen und die stetig begangen wurden, sind nicht im Wenigsten ausgeschliffen. Harter Stahl kann den Stiefelsohlen nicht besseren Widerstand leisten, wie diese schwarzen Steinplatten, die fast unverändert bleiben, während sich die besten Sandsteinschwellen schon bald austreten.

Hat man sich in den Höfen und Terrassen, die von ihren Brüstungen aus überall entzückende Aussichten ins Rheinthal bieten, umgesehen und in einem noch erhaltenen Gemach vielleicht seinen Namen in das dort aufliegende Fremdenbuch eingetragen, so schreitet man ein Paar Stufen hinan zur obern Burg. Ein romanischer $1\frac{1}{3}$ Mtr. breiter Thürbogen führt in den innern 23 Schritte langen und 9 Schritte breiten Hof, der rechts von dem Palast, links von einem andern Wohngebäude eingefaßt wird, während ihn nach der Bergseite zu der mächtige Hauptthurm abschließt. Ein durch die $6\frac{1}{3}$ Mtr. dicke Mauer gebrochener Eingang ermöglicht einen Blick ins Innere. Der untere Theil desselben ist rund und



erst in der Höhe wird der innere Raum viereckig. Vom Thurmverließ aus soll sich ein unterirdischer Gang durch den Berg ziehen und außerhalb der Befestigungen ins Freie geführt haben.

Der ganze Eindruck, den man von der Burg empfängt, ist der einer einst gewaltigen Feste, die eine reiche und blutige, aber ehrenvolle Geschichte hinter sich hat. Schon die umfangreichen, oft $^1/_2$ Mtr. im Durchmesser haltenden, meist unregelmäßigen Steinkugeln, die allenthalben in den Ruinen umherliegen und an schwere Belagerungen aus der Anfangszeit des Feuergeschützwesens mahnen, rufen diesen Eindruck hervor, und in der That ist die Geschichte der Burg Caub eine sehr bewegte.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts finden wir als ihren ersten, urkundlich nachzuweisenden Besitzer und den des Ortes Philipp I. von Falkenstein, der, ein Sohn Werners III. von Bolanden, eine Isengard von Münzenberg zur Frau hatte und der die berühmte Dynastenfamilie Falkenstein-Münzenberg begründete. Ein eifriger Anhänger der Hohenstaufen, hat er im Jahre 1253 eine Belagerung Seitens des Gegenkönigs Wilhelm von Holland zu bestehen, von dem zwei Urkunden, datirt vom 4. und 31. August aus dem Lager vor Caub (in castris ante Cubam) vorhanden sind. Von dem Namen der ältesten Tochter Philipps: Jutta, „die wegen ihrer ausnehmenden Schönheit bei König Richard viel gegolten haben soll" könnte man, nach Widder, den zweiten Namen der Burg Caub, nämlich Gutenfels, (also Juttasfels) herleiten. Aber jener Name taucht erst nach dreihundert Jahren auf und überdies hat der deutsche König Richard von Cornwallis, wie der scharfsichtige Historiker Hofrath Weidenbach in einer sehr verdienstvollen Arbeit über die Burg

Caub überzeugend darlegt, nie eine Falkensteinerin zur Frau gehabt, sondern seine Gattin, die nicht Gutta, sondern Beatrix hieß, war eine Tochter Theoderichs von Falkenberg (Falkemonte, Falkemorite, Falkestone u. s. f., wie das Geschlecht bei den verschiedensten alten Geschichtsschreibern genannt wird). Somit fällt leider jene schöne Sage in sich zusammen und wir werden weiterhin sehen, wie die Burg Caub zu ihrem Namen Gutenfels kam.

Ueber die Herkunft der Bezeichnung Caub oder, wie Burg und Stadt in den verschiedensten alten Urkunden und Schriften genannt wird: Chube, Cuba, Cube, ist man sich noch nicht einig und wird auch wohl schwerlich darüber Gewißheit erlangen, ob der Name aus dem Lateinischen stammt oder mit der durchlöcherten Kufe in verwandtschaftlicher Beziehung steht, in welcher der heilige Theonest an der Stelle des heutigen Kaub landete.

Kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung wieder zur Geschichte der Burg zurück. Werner, der zweite Sohn des vorerwähnten, im October 1271 verstorbenen Philipp I. verkaufte am 11. April 1277 für 21,000 Mark Aachener Denare seine Zollburg Caub und die dazu gehörige Stadt (ausgenommen einen Hof) mit allen ihren Rechten (vornehmlich des Rheinzolles), ferner das Patronat zu Weisel, an den Rheinpfalzgrafen Ludwig. Auch wurde er gegen weitere 200 Mk. dessen erblicher Burgmann, verpflichtet, in Zeiten der Noth selbst oder durch einen passenden, ritterlichen Vertreter Hülfe zu leisten. Wie wichtig und ausgedehnt damals schon die Falkensteinische Feste gewesen sein muß, geht am besten aus der großen Zahl der mit der Burg übergebenen Burgmannen hervor. Es finden sich da verzeichnet: Antilman von Diebach, Werner Gutende, Wilderich, Wenzo und Herbord, Gebrüder

und Söhne Waldemars, Dudo von Steeg, Christian, Anzilman und Peter, Gebrüder und Söhne Chusnie, Voglo und Heinrich Hunno, Brüder Johanns von Lorch, dann Lambert und der Burgmann mit dem vielleicht sehr bezeichnenden Namen Heinrich Raubsack. Sie alle waren als kleine Lehensträger oder als baar bezahlte Streiter verpflichtet, selbst oder durch einen Vertreter die Burg zu vertheidigen oder auch sonst deren Besitzer mit dem Schwerte zu dienen, wenn es Noth that. Im Laufe der Zeit finden wir auch Edle von berühmtem Namen als zur Burghut verpflichtet, so zu Ende der achtziger Jahre des 13. Jahrhunderts den Grafen Adolf von Nassau, einem wenig begüterten Herrn, der vom Pfalzgrafen Ludwig gegen 200 Mark Kölnische Denare als Burgmann zu Caub angenommen wurde unter der Bedingung einen tauglichen Ritter zu stellen, der stets am Platze sein mußte, im Kriegsfalle aber persönlich zu erscheinen, um des Pfalzgrafen Ehre und Rechte zu vertheidigen. Adolf wurde 1292 zum deutschen König erwählt; Bruder Werner von Saulheim erzählt dies also: „Nach geschahe, daß der König Rudolff Römischer Kayser von dieser Welt Todes verschied und die Churfürsten nach ihrer Gewohnheit gehn Franckfurth kamen, einen andern König zu erwehlen, und den Edlen Mann, Graue Adolffen von Nassaw vorgenannt, von seines Adels und starcken, vesten Gemüths wegen, auch von Miltigkeit vnd tugendlichen Wandels, indem er alle ander vbertraff, vff St. Johannis Tag, genannt ante portam Latinam, erwähleten." In der That, auf einen Burgmann, dem solches Zeugniß ausgestellt wurde, durfte die Feste Caub stolz sein. Unter den gleichen Bedingungen, wie die dieses Edlen, wurde vom Pfalzgrafen Ludwig, der am 1. Febr. 1294 starb, auch der Graf Wilhelm von Katzenelnbogen zum Burgmann ange-

nommen. Daß es unter des Fürsten Regierung für die Besatzung zu Caub hin und wieder etwas zu thun gab, ist wohl anzunehmen. So gabs 1289 mit den Brüdern von Milewalt aus Oberwesel eine Fehde, die, wie es scheint, zu einer Einnahme des Städtchens Caub führte. Später mußten sie allerdings nach dem Beschluß eines Schiedsgerichts Schadenersatz dafür leisten.

Des Pfalzgrafen Ludwig Nachfolger wurde sein 20jähriger Sohn Rudolf der Stammler, dem sich später als Mitregent sein acht Jahre jüngerer Bruder Ludwig zugesellte. Bei der gewaltthätigen, herrischen Natur Rudolfs kam es mehrfach zum heftigen Bruderkriege, in dem er schließlich unterlag. Die bayrischen Lande fielen an den Sieger, dazu fast alle Lande am Rhein, und der Besiegte behielt sich außer einigen Orten, darunter auch Caub, Burg und Zoll, nur ein jährliches Geding von 5000 Pfd. Pfennigen, 12 Fuder Wein und 3000 — Käsen vor. Rudolf, der in den letzten Jahren ein unstätes Leben führte, starb 1319 in Wien.

Im Jahre 1314 war Ludwig als König gegen den 1322 von ihm besiegten und gefangenen Friedrich den Schönen von Oestreich gewählt worden. 1324 verlobte er sich mit Margaretha, der Tochter des Grafen Wilhelm von Hennegau, der er als Heirathsgabe eine jährliche Rente von 11,000 Pfd. Heller anwies. Ein Theil dieser Einkünfte sollte aus denen der Burg Caub und dem dortigen Zoll gezogen werden. Diesem Zoll, den der Kaiser zu vergeben hatte, war ein wechselreiches Dasein beschieden. Im Laufe der Zeit ist er bald diesem, bald jenem für diese oder jene Leistung auf längere oder kürzere Zeit verpfändet gewesen. Auch traten oft zu gleicher Zeit eine ganze Anzahl von Antheilhabern auf, die, je nach dem, einen oder mehrere Turnosen (bestimmte

Antheile an den Zollgefällen) hatten. Einträglich muß das Geschäft besonders in der Zeit des Interregnums gewesen sein und Philipp II. von Falkenstein, der nachher ja die Zollstätte verkaufte, hat dort gewiß nicht übel als Erpresser gehaust. Machte er doch später, am 12. Nov. 1285 mit seiner Gemahlin dem Dom zu Mainz eine Stiftung lediglich deshalb, weil sie, wie es in der betr. Urkunde heißt, wegen der Zollerhebung zu Caub das Gewissen drücke. Welcher Sturm sich gegen Ludwig den Bayern ob des Baues einer festen Zollstätte inmitten des Rheins erhob, haben wir bereits bei der Geschichte der Zollburg Pfalzgrafenstein gesehen. Die Nähe einer solchen Goldquelle mochte ihm verlockend erscheinen und mehrmals hielt er Hoflager auf Burg Caub. Im Jahre 1228, auf der Rückreise von seiner Krönungsreise nach Rom, machte er zu Pisa die Herren Johann und Reinhard von Westerburg für ihre treuen Dienste zu Erbburgmännern in Caub. Burg, Stadt und der Pfalzgrafenstein kamen mit

den andern pfälzischen Besitzungen 1329 durch den Vertrag von Pavia wieder in den Besitz der rechtmäßigen Erben, der Nachkommen des Pfalzgrafen Rudolf und der Kaiser behielt für sich nur Bayern.

Die drei Erben Rudolfs, seine Söhne Rudolf II. und Ruprecht I. und deren Neffe Ruprecht II. regierten mehrere Jahre gemeinschaftlich. 1339 schlossen sie einen Burgfrieden, der Caub, Burg und Stadt, den „Pfallenzgrafenstein" und die Mark, die dazu gehört, auf dem Wasser und auf dem Lande, umfaßte und das gegenseitige Verhältniß der Antheilhaber, vor allem auch die Frage über den zu ernennenden Burggrafen, regelte. Dies Amt bekleidete drei Jahre später um 250 Pfd. Heller jährlichen Lohn Cuno von Reiffenberg, dem Ruprecht der Aeltere, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Bayern, ansehnliche Summen schuldete. Unter denen dem Burggrafen verpfändeten Liegenschaften werden auch die Schiefergruben zu Caub genannt, die also damals schon im Betrieb waren. 1360 waren übrigens jene Schulden getilgt. 1361 schlossen Ruprecht der Aeltere und Ruprecht der Jüngere einen neuen Burgfrieden wegen Caub ab. Gerhard von Steinkallenfels war um 1379 Burggraf zu Caub, zehn Jahre später Johann von Liebenstein. An neuen Burgmannen finden sich 1390 Mettfried von Braubach, 1399 Graf Johann zu Solms. Die beiden Ruprechte, Onkel und Neffe, waren damals schon gestorben. Der Sohn des Jüngeren, Ruprecht III. folgte dem Vater 1398 in der Regierung. Am 21. August 1400 wurde er auf dem Königsstuhl zu Rhense an Stelle des abgesetzten unwürdigen Wenzel zum deutschen Könige gewählt, ohne jemals zur allgemeinen Anerkennung zu kommen. 1403 verpfändete er dem Symon Grans von Rheinberg das Burggrafenamt zu Caub und Sauerburg auf Lebzeiten, vor-

ausgesetzt, daß nicht vorher, nach $1^1/_2$jähriger Kündigung der Aemter, dem Burggrafen 2000 gute, schwere Gulden, ausbezahlt würden.

Wenn wir uns nicht in eine für unsere Zwecke undienliche, langathmige Geschichte von allerlei Verpfändungen an Liegenschaften und Einkünften, vornehmlich aus dem Zoll, verlieren wollen und ferner in eine Aufzählung der Herren, welche die Burg ererbten und der Diener, welche sie verwalteten, so müssen wir einen guten Zeitraum überspringen und sie zur Zeit des Anfangs des 16. Jahrhunderts wieder einmal besuchen. Die Kriegsfurie brauste damals wild durch die Pfälzischen Lande. Die Ursache des blutigen Krieges war folgende. Herzog Georg der Reiche in Bayern (von der Landshuter Linie) hatte seine einzige Tochter mit dem Pfalzgrafen Ruprecht, seinem Neffen, vermählt und ihn testamentarisch zum Erben seiner Lande eingesetzt, obgleich dem Reichs-Gesetz zufolge der Münchener Linie des Bayrischen Fürstenhauses, die er gründlich haßte, die Erbschaft zugefallen wäre. Als nun Georg am 1. Dec. 1503 gestorben war, erhielt Herzog Albrecht von jener Linie vom Kaiser Max die Belehnung mit den Ländern Georgs. Aber weder Ruprecht, noch seine Gemahlin, gaben sich mit dieser gesetzmäßigen Lösung der Erbschaftsfrage zufrieden. Sie fielen in die ihnen testamentarisch vermachten Lande ein und ließen sich huldigen. Da belegte sie der Kaiser im Mai 1504 mit der Reichsacht. Churfürst Philipp, Ruprechts Vater, unterstützte den Sohn und die Folge davon war, daß zugleich mit dem Kaiser und dem Herzog Albrecht eine ganze Anzahl von großen und kleinen, auf die Pfälzische Macht eifersüchtige Fürsten rüsteten und von allen Seiten in die unglücklichen, Pfälzischen Lande einbrachen. Neben dem Kaiser und dem Herzog Albrecht

waren der Herzog Ulrich von Württemberg, Landgraf Wilhelm von Hessen, Pfalzgraf Alexander von Veldenz, die Markgrafen Joachim und Friedrich von Brandenburg des Churfürsten mächtigste Feinde. Kein Wunder, daß es ihm ein wenig schwül unter seinem Churhute wurde und daß er sich um Einstellung der Feindseligkeiten bittend an den Kaiser wandte. Aber vergebens.

Weniger verzagt war der junge und feurige Pfalzgraf Ruprecht. In seinem übergroßen Selbstvertrauen ließ er sogar eine Münze schlagen, in deren Inschrift er die Feinde verspottete und u. a. sagte:

Ich will bleiben Pfalzgraff am Rhein
Und widerstehn allen Feinden mein

und

Der ganze Bund steht wider mich
Dawider streit ich ritterlich.

Aber der Muth und die Reichthümer seines Schwiegervaters, auf welch beides er so stolz pochte, vermochten der andrängenden Uebermacht nicht zu widerstehen und die Pfälzischen Lande hatten schweres zu erdulden. Natürlich wehrte sich Ruprecht auf das Tapferste und die Pfälzischen Feldhauptleute, so u. a. der Ritter Landschad von Steinach* (s. 166 d. I. Bandes) fügten dem Feinde manche empfindliche Niederlage zu. Der schlimmsten einer von den argen Nachbarn war

* In Bezug auf diesen tapferen Feldhauptmann hat sich in dem 5. Hefte des ersten Bandes der deutsch. Schl. u. B. durch Wortverschiebung im Schriftsatze ein sinnentstellender Fehler eingeschlichen, den ich die Besitzer jenes Bandes zu verbessern bitte. Seite 166 Z. 3—5 muß es natürlich heißen: diente auch dem Kaiser Max in drei Schlachten und war Pfälzischer Kriegsoberster in der Pfälz.-bayer. Fehde. D. V.

der Landgraf Wilhelm von Hessen, bei dessen Heer sich die Herzoge Heinrich von Mecklenburg, und Heinrich von Braunschweig, die Grafen Emich von Leinigen, von Königsstein, von Lippe u. a. mächtige Herren befanden. Die landgräflichen Horden wütheten wie die Heiden, verbrannten und verwüsteten Dörfer, Kirchen und Klöster und raubten und brandschatzten bald hier, bald dort. Oft fanden sie tapferen Widerstand, so z. B. von den Bürgern zu Ingelheim, oft begegneten sie der jämmerlichsten Feigheit, so z. B. bei den Einwohnern des Städtchens Gaudernheim und Sprendlingen.

Die Geschichte des Bayrisch-Pfälzischen Krieges ist ungemein reich und interessant, aber wir müssen uns hier darauf beschränken, nur eine Episode näher zu erwähnen, nämlich die heldenmüthige Vertheidigung der Burg und der Stadt Caub durch die Burgmannschaft und die Bürger des Ortes. Johannes Trithem (Trithemius), eigentlich Heidenberg, ein Zeitgenosse, hat die Geschichte des Krieges verfaßt und auch jener Belagerung ausführlich gedacht. Er erzählt, wie der Landgraf, nachdem er in Ingelheim nichts auszurichten vermochte, rheinabwärts gen Caub zog, um die Bergfeste, das damit verbundene Städtchen und den einträglichen Zoll in seine Gewalt zu bringen. Am 18. Aug. 1504 schlug er auf dem Berge, an dessen Fuß die Stadt liegt, sein Lager auf. Das Heer vermochte bequem in die Stadt hineinzusehen, aber nur schwer hineinzuschießen, während die Feinde, besonders wenn sie von den Höhen herniederstiegen, erfolgreich beschossen werden konnten, „weil die Wurfgeschosse sicherer nach der Höhe, als in die Tiefe geschleudert werden können. Deshalb kamen viele Hessen, welche mit ihren Geschossen bisweilen von dem Gipfel herabstiegen, durch die Würfe der Cauber um, während sie selbst keinen oder nur selten Jemanden trafen, da

ihre Geschosse in den Rhein fielen." In der Feste lagen anderthalbtausend Streiter, die wahrscheinlich erfolgreiche Ausfälle machten, denn Trithem erzählt, sie hätten eine Menge Hessen getödtet, die, um reifende Trauben zu holen, in die Weinberge hinabgestiegen seien.

Inzwischen war der bereits erwähnte Johann von Landschad mit 300 Reitern und vielen Fußknechten von Kreuznach aus herbeigezogen und schlug auf der linken Rheinseite, dem Feinde gegenüber, sein Lager auf. Durch eifriges Schießen über den Rhein suchte man sich gegenseitig Abbruch zu thun und der Geschützdonner war so stark, daß man ihn bis Kreuznach hören konnte. Es war dies am 28. August. In der Nacht brachte Landschad dann einen Theil seiner Leute zur Verstärkung der Besatzung in die Stadt. Der Landgraf war es endlich müde geworden, seine sinnreich erfundenen, aber theuren Kriegsmaschinen nutzlos spielen zu lassen. Pech, Schwefel und anderes Brennmaterial, welches er aus Mörsern in die Stadt schleuderte, hatten fast gar keinen Schaden gethan, überdies waren eine Anzahl seiner Geschütze zersprungen oder sonst werthlos geworden. „Ob das durch Zufall oder durch Zauberei geschah", sagt Trithemius, „weiß ich nicht, obwohl damals in Caub ein Fußknecht war, der damit prahlte, er könne durch eine geheime, um nicht zu sagen feile Kunst alle Geschütze zerspringen machen, wenn er auch nicht gegenwärtig sei, sobald er sie nur von ferne sehe oder ihren Donner höre."

Der Feind wollte es nun klüger anfangen, er ließ, während der Nacht, sein schweres Geschütz (Karthaunen), an Ketten den Berg hinab und pflanzte es an einer Stelle auf, wo er hoffen durfte, die Stadt erfolgreicher beschießen zu können, als aus der Höhe. Die Cauber jedoch merkten die Absicht

und schossen aus Burg und Stadt so gewaltig nach jenem Ort, daß die Hessen ihre Stücke im Stich lassen mußten, die dann in nächstfolgender Nacht (wahrscheinlich vom 4. auf den 5. September), von den Hessen unbemerkt, durch eine Anzahl beherzter Männer nach der Stadt geschafft wurden. Leider brach in selbiger Nacht, durch Unvorsichtigkeit hervorgerufen, ein Brand aus. 20 Häuser wurden eingeäschert und 11 Menschen kamen in den Flammen um.

Am 7. September traf der 26jährige Churprinz selbst mit 500 Mann zu Roß und 600 zu Fuß in Bacharach ein, den tapfern Caubern Hülfe zu bringen, aber auch der Landgraf erhielt durch den Braunschweiger und den Grafen von der Lippe bedeutende Verstärkung, nämlich 2000 Mann und viele Geschütze und Kriegsgeräthe. Aber noch drei Wochen fast brauchte er, um einzusehen, daß er gegen die starke Burg und ihre tapfere Besatzung und gegen den Heldenmuth der Bevölkerung vergeblich kämpfe. Am 25. September hob er die Belagerung auf, welche 39 Tage gedauert hatte, und zog ärgerlich von dannen. Er hatte mehr Schaden erlitten, als zugefügt. Sein Verlust an zersprungenen Geschützen und vergebens errichteten Maschinen war sehr bedeutend und mehr als 600 eiserne Vollkugeln ruhten, nutzlos verschossen, auf dem Grunde des Rheins.

Zum Angedenken an die so ruhmvoll überstandene Belagerung hat die Stadt eine Steintafel errichten lassen, die heute noch an dem ehemaligen Rheinzollamt zu sehen ist und die in folgenden Reimen jene denkwürdige Begebenheit mittheilt:

„Die Jar von crist geburt man zalt
fünffzehenhundert vnd vier alt
Von sontag nach mari Himelfert
wart cub sechsthalb woche belegert

mit gaczen macht vnd herescrafft
durch hessen die landgraueschafft.
Nünhundert steyn gehauwen*
als ihr die groiß hie wol schauwen
Und echthundert drissig echt gegossen
sint sonde worden vo den verschossen
On die zerbroche vnd verlore seyn
auch etlich versunken jn den ryn.
Und wie wol daß schloß nit ware erbuwe
als es sit der zyt her von nuwen
Von pfaltzgraue Ludwig worde beuest
noch danach mußte die frembde gest
Cub by der paltz lassen bliben
Das wir gottes gnade zuschriben
Und auch der werhafften handt
Dies behelt all vatterlandt."

Ja, die Stadt hat Ursache, auf die wehrhafte Hand ihrer Bürger stolz zu sein, aber so sehr auch jenes leuchtende Beispiel die übrigen Pfälzer ermuthigte, die Zahl der Feinde war doch zu groß; der Churfürst mußte schließlich den Kampf ruhen lassen und sich den Beschlüssen des 1507 zu Costnitz abgehaltenen Reichstages unterwerfen. Während den Kindern des Pfalzgrafen Ruprecht von der Hinterlassenschaft ihres Großvaters, des Herzogs Georg des Reichen in Bayern, nur ein kleiner Theil zugesprochen wurde, mußte der Churfürst an den Gebieten der Unterpfalz schwere Verluste erleiden. Auch Caub sollte er an Hessen abgeben, aber er protestirte dagegen und wußte die Abtretung zu verhindern, so daß diese Besitzung bis zum Ende der Pfälzischen Herrschaft pfälzisch

* Ich habe bei der Beschreibung der Burg bereits der noch in den Ruinen umherliegenden Steinkugeln, deren ziemlich schwache Wirkung sich hier und da am Gemäuer noch nachweisen läßt, Erwähnung gethan. D. V.

blieb. Philipp starb im Jahre 1508 und in selbigem Jahre ließ sein Sohn und Nachfolger Ludwig die durch vorerwähnte Belagerung vielfach beschädigte Burg wiederherstellen und noch verstärken.

Anno Domini MCCCCCVIII
Ward Guttenfels wieder gebauen
Durch Pfalzgraf Ludwig mit Trauen

lautet eine bezügl. Inschrift, und hier zum ersten Male finden wir den Namen Guttenfels für die Burg Caub, unzweifelhaft ein Ehrenname, erworben durch die ruhmreiche Vertheidigung gegen die Hessen.

Wechselreiche Schicksale für Burg und Stadt brachte der 30jährige Krieg wieder mit sich. Am 4. Oct. 1620 wurde die Stadt an die Spanier übergeben, die unter Spinola in die Rheinpfalz gekommen waren, um die über den unglücklichen Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz, den sogen. Winterkönig, verhängte Reichsacht zu vollstrecken. Bis zum December 1631 blieb Caub in der Gewalt der Spanier, da entsandte auf Anordnung des Schwedenkönigs Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel den Obersten Conrad von Usselen um Stadt, Burg und den Pfalzgrafenstein einzunehmen. Caub wurde in der Nacht des 25. December durch 400 Hessen erobert, die Pfalz und Guttenfels aber hielten sich noch tapfer, bis der Oberstlieutnant Tylo von Ußlar das Schloß mit Carthaunen beschoß. Am 8. Januar 1832 capitulirte die Burg und die Besatzung ist, wie das Theatrum hist. univ. mittheilt „Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr mit fliegenden Fahnen, Sack und Pack abgezogen und von den Hessen bis Coblenz convoyirt worden."

Nach der für die Schweden so unglücklichen Schlacht bei Nördlingen rückte der Feldmarschall Gallas an den Rhein

und eroberte im Juni 1635 auch Caub. Im Winter 1645 nisteten sich dort Franzosen ein, die aber im folgenden Jahre von Kaiserlichen und Darmstädter Truppen wieder verjagt wurden. Diese wiederum mußten sich im nächstfolgenden Jahre nach nur eintägiger Beschießung dem Hessen-Cassel'schen General-Lieutenant Mortagni auf Gnad und Ungnad übergeben.

Der Orleans'sche Erbfolgekrieg, der sonst so viele Pfälzische Städte verwüstete und Burgen zerstörte, verschonte Caub und die Feste blieb bis zum Anfang unseres Jahrhunderts wohl erhalten und bewohnbar und war mit einer Besatzung versehen. Aber auch sie sollte dem traurigen Schicksal nicht entgehen, welches ein Jahrhundert vorher so viele ihrer Genossinnen getroffen hatte, nämlich von den französischen Allesverwüstern zerstört zu werden. Napoleon, der Hauptvandale und große Erzschelm, ließ sie im Jahre 1806 sprengen. So ragt sie denn heute als mächtige Ruine über dem Rheine empor, gemahnend an französische Tyrannei und welsche Tücke, aber auch an deutschen Heldenmuth und Bürgertreue, und, wenn man weiter zurückgeht in ihre Geschichte, an eine finstere Zeit des Faustrechts, an eine Zeit, wo die Zollburg Caub ein Schrecken für alle Kaufleute war, die Waaren den Rhein hinauf oder hinabführten.

Taunus-Burgen.

I.

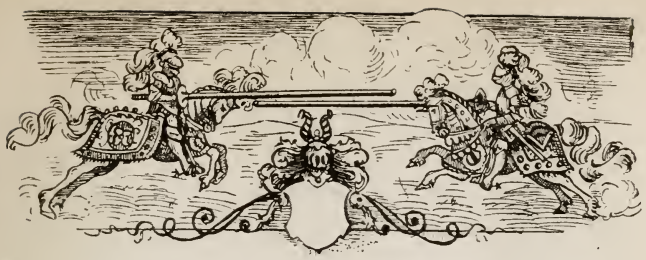
Königstein, Falkenstein, Cronberg

Von

Schulte vom Brühl.

Leipzig,
Voß' Sortiment.
G. Haessel.

Alle Rechte vorbehalten.



Als die noch feuerflüssige Mutter-Erde nach und nach zu erkalten begann und, sich fröstelnd zusammenziehend, mächtige Falten aufwarf, da entstand auch jenes Gebirge, welches die Römer nachmals als „Taunus“ bezeichneten. Ein felsiges Gestade ragte es in der Tertiärzeit mit seiner Süd- und Ostseite aus dem großen Binnensee empor, der die heutige Wetterau, das untere Main- und das Rheinthal bis Bingen, erfüllte. Damals wird sich in den sumpfigen Gründen des Gebirges schon das anmuthige Amphibium Andrias Scheuchzeri wohl gefühlt haben, schwerlich ahnend, daß das Beingerüst eines seiner tertiärzeitlichen Mitbrüder nach vielen tausend Jahren von einem klugen Züricher Professor für das eines menschlichen Zeugen der Sündfluth erkannt werden würde. Aber auch in der nachfolgenden, der geschichtlichen Zeit unmittelbar vorangehenden Diluvialperiode mochte der Taunus von anders gearteten Geschöpfen, wie z. B. von Mammut und Höhlenbär, die dort Spuren hinterließen, als ein ihnen würdiger Aufenthaltsort empfunden worden sein, was nicht ausschließt, daß auch der Eiszeitmensch in selbstge-

grabenen Höhlen sich dort seines Daseins erfreute und der Civilisation ahnungslos entgegendämmerte.

Als die Gletscher verschwunden waren und mildere Lüfte die heimathlichen Gauen durchwehten, finden wir Kelten im Taunus angesiedelt, denen Germanen folgten. Wer von beiden die noch zahlreich im Gebirge nachweisbaren ringförmigen, meist zur Sicherung in Kriegsgefahr dienenden Erd- und Steinwälle aufführte, ist noch nicht festgestellt. Wahrscheinlich haben die Kelten sie errichtet, als die von Nordosten herandrängenden Germanen ihnen ungemüthlich wurden. Verschiedene Stämme der letzteren wechselten im Besitz der Gegend und auch sie haben Spuren hinterlassen in einer Anzahl durch Trockenmauern eingehegter, heiliger Haine und sonstiger Cultstätten, von denen ich nur den Rutharts hain bei Cronberg erwähne. Ueber einen großen, herzförmigen Stein aus röthlichem Quarzit, einem Sinnbild der Erdmutter Hertha, reichten sich dort unter priesterlichem Beistande Verlobte die Hände zum Ehebunde. Auch Baldur, der milde Sonnen- und Frühlingsgott, hatte in der Nähe sein Heiligthum, zu dem unsere Vorfahren an einem bestimmten Tage des Lenzes hinauszogen, um zu opfern und sich der wieder erwachenden Natur zu freuen. Wenn die Frankfurter noch heutzutage am dritten Pfingsttag ihren Wäldchestag feiern, indem sie in hellen Schaaren ins Holz ziehen, so ist dies nur eine schöne Sitte, die sich erhalten hat seit den grauen Tagen der Urzeit, wo Tyr noch seinen Hammer schwang und Odin auf seinem achtfüßigen Hengste Sleipnir über die Lande brauste.

Als die Römer i. J. 58 v. Chr. den Ariovist geschlagen hatten und nach und nach, bald hier, bald dort, erobernd in Germanien eindrangen, setzten sie sich auch im Taunus fest,

welcher Ausläufer des von ihnen so sehr verschrieenen hercynischen Waldgebirges ihnen jedenfalls nicht so unwirthlich erschien, wie andere Gegenden unseres Vaterlandes. Schon Drusus legte Befestigungen im Gebirge oder zu dessen Füßen an. Später, als der Grenzwall, der Limes, der sich von der Mündung der Ruhr bis zum heutigen Regensburg erstreckte und der am Nord- und Ostrande des Taunusgebirges dahinführte, die Gegend sicherte, ließen es sich die Söhne Roms dort erst recht wohl sein und gründeten mehrere Niederlassungen, so besonders ein festes Castell bei dem heutigen Homburg, das, in seinen Grundmauern bloß gelegt, heute unter dem Namen „die Saalburg" eine der größten Sehenswürdigkeiten der „Höhe" bildet. An den Abhängen des Taunus pflanzten sie Reben und edles Obst, das bei dem milden Klima dort prächtig gedieh. Auch die ausgedehnten Kastanienwälder bei Oberursel und Cronberg sollen von jenen Fremdlingen angelegt worden sein, eine Annahme, die kaum weniger wahrscheinlich ist, wie jene, daß erst durch die Kreuzzüge die Kastanien bei uns heimisch geworden seien.

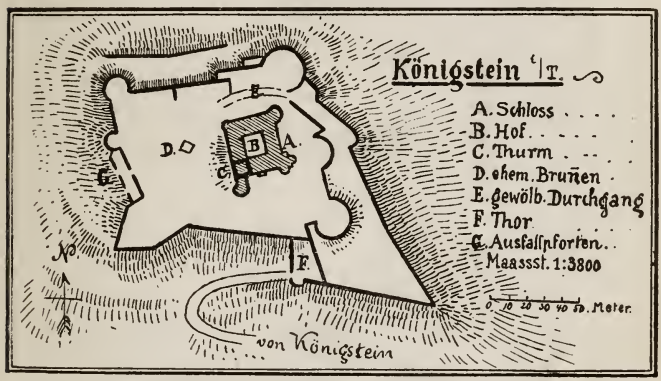
Gegen Ende des dritten Jahrhunderts bereiteten die Alemannen in dieser Gegend der Fremdherrschaft ein blutiges Ende. Ihnen folgten nach den bewegten Zeiten der Völkerwanderung die Franken als Herren des Gebietes. Als dieses dann mit der Zeit seine Bedeutung als Grenzland gänzlich verloren hatte entstanden dort, aus den alten Gauverbänden hervorgehend, eine Anzahl kleiner Herrschaften, die noch vor hundert Jahren ein ganzes Dutzend zählen mochten. Stattliche Burgen schützten den Besitz ihrer Dynastengeschlechter und erheben sich heute noch als malerische, oft umfangreiche Ruinen über den Orten, die ihren Fuß umkränzen.

Eine der schönsten und größten dieser Trümmerstätten

und noch in ihrem jetzigen Verfall von einstiger Stärke redend, ist die Burg Königstein am südöstlichen Abhang der „Höhe", wie der Taunus auf gut Deutsch im Munde des Volkes heißt. Von dem malerischen, gleichfalls mit einer einst mächtigen Burg geschmückten Städtchen Cronberg aus, der Endstation der gemüthlichen Frankfurt-Cronberger Bahn, führt eine staubige Landstraße, aber auch ein schönerer Wiesenpfad durch den Thalesgrund, nach dem freundlichen, vielbesuchten Badeorte Königstein, der sich nicht nur durch seine hübsche Lage, sondern auch durch prächtige Luft auszeichnet. Ueber den rostbraunen Dächern des Städtchens aufragend, gegen 450 Meter ü. d. M., liegt die Burg, eine Bergkuppe bekrönend. Ringsher ziehen sich die noch ziemlich gut erhaltenen Mauern der Bastionen, bekundend, daß der einstige feste Herrensitz auch in dem Zeitalter der Kanonen noch eine Rolle spielte und nicht schon mit dem Niedergang der Ritterherrlichkeit seine Bedeutung verlor.

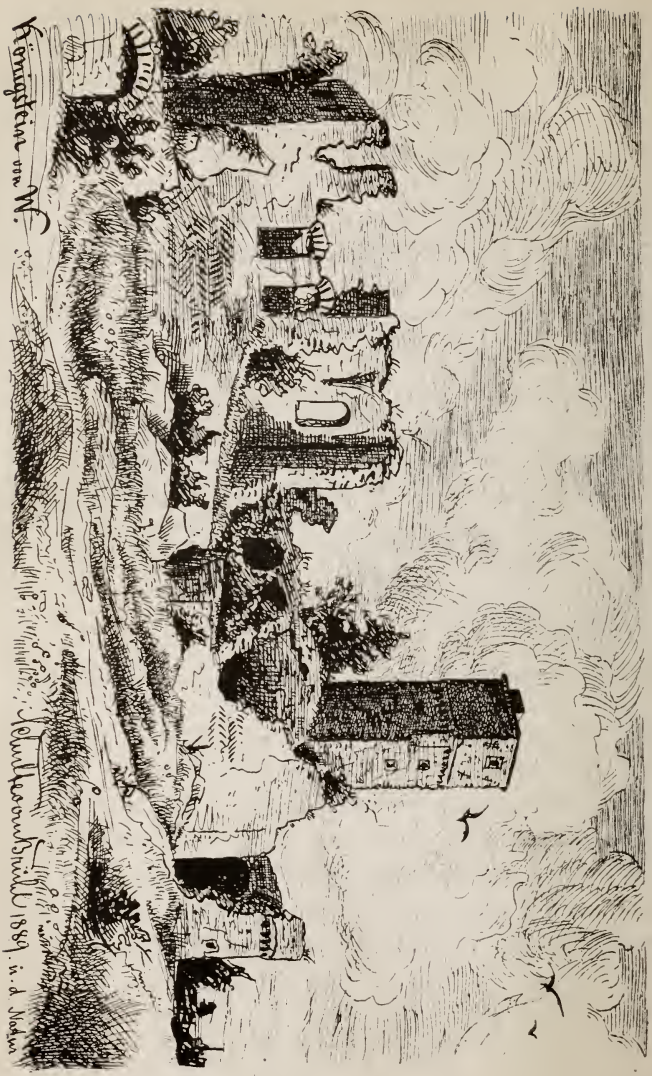
Von der Hauptstraße des ungefähr 1600 Einwohner zählenden Städtchens zweigt sich der steile Pfad zur Burg ab und führt an der durch Unterstützung der Herzogin von Nassau errichteten, schönen evang. Kirche und einer Villa der Herzogin vorbei zum äußern Thor, das mit dem Wappen des Mainzer Erzbischofs Graf Johann Philipp von Schönborn geschmückt ist. Schwellender Rasen bedeckt die Flächen der Vorwerke, die in einer von 8 bis zu 15 Meter wechselnden Höhe als steile Mauern abfallen, während die vorspringenden Thurmrondelle an der nordöstlichen und nordwestlichen Ecke gar noch c. 16 Meter Mauerhöhe aufweisen. Zur Linken unseres Weges ragen fast eben so hoch die obern Bollwerke empor, die, gleich den untern, allenthalben von Casematten unterwölbt sind. Gleich nachdem das erste Ron-

dell der südöstlichen Ecke umschritten ist, gähnt uns solch eine unterirdische, weite Höhlung entgegen und verliert sich in den Berg. Von der Decke hängen, obgleich draußen schon Veilchen und Schlüsselblumen blühen, eine Unzahl armdicker Eiszapfen hernieder, die phantastisch im Dämmerlicht des matt durch den Eingang fallenden Tages gleißen und schimmern. Ein Steinwurf bringt eine Anzahl zu Fall, und wie sie klirrend zu Boden stürzen, hallt es im Echo von den



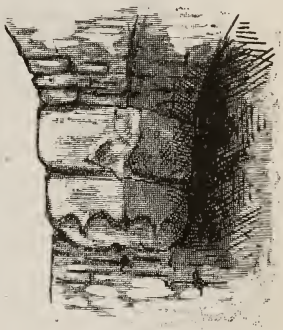
Wänden und verliert sich, wispernd wie Geisterstimmen, in der finstern Tiefe.

Hat man die obere Bollwerksmauer der Ostseite umgangen und über die untere hinweg dem am Fuße des Schloßberges hingelagerten, malerischen Städtchen vielleicht einen Blick gegönnt, so gelangt man an der nordöstlichen Ecke zum Eingang einer langen, gewölbten Unterführung. Zwei alte, ungewöhnlich große Holunderbäume stehen hier gleichsam auf Posten. Vielleicht haben sie in ihren jungen Tagen die Schrecken des Bombardements mitgemacht, das die Preußen


Königstein von W.
Schulteson Brühl 1889. n. d. Natur

im Jahre 1793 vom nahegelegenen Falkensteiner Berge aus auf Feste und Stadt eröffneten und dessen Spuren sich hier an dem Eingangsthurm und den Mauern noch in mancher Lücke zeigt.

Nach Durchschreitung des weiten gewölbten Ganges, von dem aus sich wieder übereinanderliegende Casematten abzweigen, erreicht man, die geringen Reste das einstigen Zeughauses zur Rechten lassend, einen weiten, von grünem Rasenteppich ganz überdeckten Hof, an dessen nordwestlichem Ende die Trümmer eines starken, ehemals das Pulvermagazin bergenden Thurmes liegen. Von dort aus bietet sich der schönste Blick auf die Rückseite der eigentlichen Burg, die mit ihren vier Flügeln einen c. 18 Meter im Durchmesser großen Hof umschließt.



Kragstein.

Aber während die Ruine gen Osten mit ihren leeren Fensterhöhlen einen immerhin noch ruhigen Eindruck macht, zeigt sie sich von hier als ein wildbewegtes Bild völligster Zerstörung, und zwischen den aufragenden Mauerresten liegen mächtige, von Unkraut umwucherte Schutthaufen. Ueberall kann der Blick in die einstigen Gemächer dringen. Einen besonders trostlosen Eindruck macht die Kapelle, aus deren rückseitigen Mauer noch der Rest eines gothischen Pfeilers ragt. Außer diesem bietet die Burg, deren theils aehrenförmiger Steinverband auf ein sehr frühes Entstehen hindeutet, kaum noch eine architectonische Verzierung; nur in den Gewölben des Erdgeschosses sah ich einen Kragstein, dessen Form

bewies, daß der Ort nicht etwa, wie das benachbarte Falkenstein, auch zur Zeit seines Glanzes nur ein roh aufgeführtes Gemäuer war.

Der Anblick der gewaltigen Trümmerstätte, um deren Mauern stetig die Winde spielen, ist geeignet, eine elegische Stimmung hervorzurufen, ganz, wie sie Matthisson empfunden haben mag, als er schrieb:

„Hier auf diesen waldumkränzten Höhen,
Unter Trümmern der Vergangenheit,
Wo der Vorwelt Schauer mich umwehen,
Sei dies Lied, o Wehmuth, Dir geweiht!
Trauernd denk ich, was vor grauen Jahren
Diese morschen Ueberreste waren:
Ein bethürmtes Schloß voll Majestät,
Auf des Berges Felsenstirn erhöht."

Einzig erhalten von der alten Herrlichkeit hat sich noch, bis auf das i. J. 1819 durch Blitzstrahl zerstörte Dach, der das südwestliche Thor flankirende, auf gewachsenem Felsen emporsteigende Hauptthurm. Er ist 41 Meter groß. 170 Stufen einer leidlich bequemen Treppe, die vor etwa 30 Jahren neu gefertigt wurde, führen zu seiner Höhe empor, von wo aus sich eine prächtige Fernsicht in den Taunus und in die Mainebene bietet.

Die Geschichte der Burg und der Geschlechter, welche sie besaßen, mag zwar wechselreich genug gewesen sein, leider aber haben sich nur wenig Aufzeichnungen darüber erhalten. Verschiedene möchten das Entstehen des Bauwerks auf die Römer zurückführen. Zur Zeit der fränkischen Herrschaft war die Stelle, auf dem die Burg nachmals erbaut wurde, königliches Eigenthum und später war die Grafschaft Königstein Reichslehen. Einzelne Geschichtsschreiber, so Dilch in der

Schloß von Brühl
Königstein von N.O.

Hessischen Chronik, fabeln von einer Reichsversammlung, die Karl der Große dort i. J. 795 abgehalten habe, aber eben so unwahrscheinlich, wie diese Mittheilung, ist die kaum noch gekannte Sage: ein deutscher König, (welcher, davon ist nichts gesagt), habe hier einst mit einer wüthenden, von ihm verwundeten Bärin Brust an Brust gerungen. Schon hätten des Unthiers Tatzen dem Jäger, der sich durch Dolchstöße seiner Feindin vergeblich zu entledigen suchte, das Lederwams von den Schultern gerissen, da sei, gerade noch zur rechten Zeit, ein durch das wüthende Gebrumme des Thieres angelockter Edelpage durch das Holz gebrochen und habe seinen Jagdspeer der gewaltigen Petzin durch den Leib gerannt, so daß sie verendend niedergefallen sei. Den ganz ermatteten König hätte er alsdann zu einem Felsensitz geführt und ihn mit einem Trunk Weines gelabt. Wie nun des Herrschers Blick über die bewaldeten Vorberge hinaus in die vom silbernen Strom durchschlängelte, von fernen Gebirgen umsäumte, schimmernde Mainebene schweifte, wäre ihm der Gedanke gekommen, auf diesem Felsenthron eine Burg zu erbauen, mit der er, als sie bald mit Thurm und Zinnen in die Waldesthäler hinabgrüßte, seinen Retter belehnte. Dieser habe sie zur Erinnerung an jene Rast seines Herrn „Kunigestein" geheißen und er sei der erste Graf in der zugehörigen Herrschaft gewesen.

Soweit die Sage. Anzunehmen ist, daß die den Grafen der Wetterau und des Niddagaues entstammenden, hoch angesehenen, dem alten salisch-conradinischen Geschlecht nah verwandten Grafen von Nuringen, die an Stelle der heutigen Ruine Falkenstein ihren Stammsitz hatten, auch das Gebiet der Herrschaft Königstein besaßen. Sie starben in ihrem männlichen Zweige i. J. 1174 mit dem Grafen Gerhard

aus. Zwei Erbtöchter blieben übrig, deren eine, Namens Lucard, ihrem Manne, Cuno I von Minzenberg, Nuring zubrachte, wohingegen die andere, Jutta, Gemahlin des Grafen Heinrich von Dietz, die Herrschaft Birstein erbte.

Es mag sein, daß Burg Königstein, die vor dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts noch nirgends genannt wird, den Sagen zum Trotz erst von den neuen Herren jener Gegend, den Minzenbergern erbaut wurde und den Namen erhielt. J. J. 1289 besaß der Ort, der am Fuße der Burg entstanden war, bereits eine der heil. Maria geweihte Kirche und er mochte schon um die Zeit, als die männliche Linie der den Dynasten von Hain in der Dreieich entstammenden Herren von Minzenberg i. J. 1255 ausstarb, zu einer gewissen Blüthe gelangt sein. Der letzte Minzenberger war Ulrich II, vermählt mit Helwig von Weinsberg. Seine Ehe blieb kinderlos, obgleich er durch zahlreiche fromme Stiftungen den Himmel zu nöthigen suchte, ihm den ersehnten Erben zu gewähren. Als er 1255 gestorben war, theilten sich seine vier Schwestern Isengard, Elisabeth, Hedwig und Agnes in seine Besitzungen. Eine fünfte Schwester, Lucard, die jüngste, blieb unvermählt und starb als Aebtissin des Klosters Padenhausen in der Dreieich.

Der Gemahl Isengards, der ältesten Minzenbergerin, war der Dynast Philipp I von Falkenstein, der, ein Sohn Werners III von Bolanden, sich nach der Herrschaft Falkenstein am Donnersberge nannte und Stifter der Linie wurde. Es ist das derselbe Philipp, den wir bereits im vorigen Hefte als Besitzer der Burg Caub kennen lernten. Schon seit dem J. 1221 treibt er in den verschiedensten Urkunden sein Wesen und nachdem die Münzenbergische Erbschaft fällig geworden war, sehen wir ihn mit einem bewundernswürdigen Eifer be-

müht, möglichst viel von dem Nachlaß an sich zu bringen. Insonderheit fiel ihm die Herrschaft Nuring und Königstein zu.

Ehe ich mich mit ihm und der Geschichte seiner Nachkommen näher befasse, möge vorausgeschickt werden, daß das Geschlecht, welches er begründete und das i. J. 1418 mit dem Kurfürsten Werner in der männlichen Linie ausstarb, eines der angesehensten seiner Zeit war, wie schon der Umstand beweist, daß es nicht nur in zweien seiner Sproßen den Trierschen Erzbischofsstuhl bestieg, sondern auch durch Söhne und Töchter mit folgenden, meist berühmten Geschlechtern verschwägert war: Schenk von Dingenberg, von Bickenbach, Grafen von Dietz, von Bruneck, von Westerburg, von Solms, von Brauberg, Grafen Ziegenhain, von Eppstein, Landgrafen von Hessen, Grafen von Saarwerden, Grafen von Nassau, von Isenburg-Büdingen, Grafen von Hanau, Grafen von Katzenelnbogen, Grafen von Wied, Grafen von Solms, Grafen von Schwarzburg, von Cronberg, Grafen von Virneberg, Grafen von Sayn, von Hangesberg u. a.

Daß eine Tochter des Stifters der Linie, nämlich Beatrix, mit König Richard von Cornwallis vermählt gewesen sein soll, erwähnten wir schon im vorigen Hefte, brachten aber auch die Gründe vor, welche die Sage höchst unwahrscheinlich machten.

Interessant und nicht unwichtig für die Geschichte des deutschen Wappenwesens sind die Wandlungen, welche das Wappen der Familie durchmachte, ehe es eine feste Form gefunden hatte. Beistehende Abbildungen von Siegelabdrücken aus einigen Urkunden damaliger Zeit mögen dieses zeigen.

Philipp I von Falkenstein führte früher, als Sohn aus dem Hause Bolanden, das Wappenschild desselben, ein sechs-

Siegel der Bolanden, Minzenberger und Falkensteiner.

speichiges Rad, wie ein Siegelabdruck aus dem Jahre 1261, auf dem er sich noch de Bolanden nennt, beweist. Er heirathete, wie gesagt, eine Tochter aus dem Hause Minzen- oder Münzenberg, welches Geschlecht drei blättrige Stengel mit Blumen (wahrscheinlich Minzenkraut) auf einem dreikuppigen Berge im Schilde führte. (s. Siegel a. d. J. 1239). Als Erbe des größten Theiles der Grafschaft Nuringen nahm er nun das Wappen des altberühmten Geschlechtes, den zwerchgetheilten Schild an, wie wir es in dem Siegel seines ältesten Sohnes Philipp II sehen, der sich darin von seiner Mutter de Minzenberg nennt. Auch seine Gemahlin Gisela führt diese Zeichen, ohne das ihres eigenen Geschlechts mit aufzunehmen, (s. Siegel a. d. J. 1282), ihr Schwager Werner hingegen, der sich de Falkenstein nennt, das Bolandische Rad und die Minze. Die Wappenfiguren aller dreier Geschlechter, der Nuringen, Bolanden und Minzenberg, zeigt ein Siegel Philipps IV a. d. J. 1307. Ein kleines Siegel von ihm aus einer 10 Jahre später datirten Urkunde läßt die Minze ganz vermissen, und zeigt außer dem Bolandischen Rad den ursprünglich Nuring'schen, später Falkensteinschen Schild und als Helmzier einen rechts gewendeten Hund. Später (1401) finden wir in dem Insiegel der Burgmannen zu Minzenberg den zwerchgetheilten Schild und über ihm die blättrigen Stengel. Wie so in den Siegeln die Wappenfiguren schier willkürlich wechseln, so ist es auch mit den Namen, die bald nach Falkenstein, bald, und häufiger, nach Minzenberg lauten, während der ursprüngliche Stammname der Falkensteiner: Bolanden, ganz verschwindet. Der Nuringsche, dann Falkensteinsche Schild wurde endlich gar, als sich die Falkensteiner mehr nach Minzenberg benannten, auch der Minzenbergische Schild geheißen, und ging, nach dem Aussterben

des Geschlechts, vielfach auf die Erben, die Solms, Ysenburg, Eppstein u. a. über.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zur Burg Königstein und ihren Herren zurück.

Philipp I, der sich nach der Burg am Donnersberge und nicht etwa nach der, zu seiner Zeit vielleicht noch gar nicht erbauten Burg Neu-Falkenstein im Taunus „von Falkenstein" benannte, war ein angesehener, mächtiger und allem Anscheine nach sehr begüterter Herr. Die Reichsburg Trifels, auf der einst Richard Löwenherz gefangen saß, war ihm verpfändet und er soll die seit den Zeiten Heinrichs VI dort aufbewahrten Reichskleinodien unter seiner Obhut gehabt haben. Seine Gemahlin Isengard lieferte sie 1246 an Kaiser Friedrich II Sohn Konrad IV aus; Wilhelm von Holland, der Gegenkönig, gab sie ihm zurück und i. J. 1269 überreichte sie Philipp dem deutschen König Richard von Cornwallis, mit dem er befreundet und dem er früher schon dienlich gewesen war. Von dem gleichen König war er i. J. 1257 für sich und seine Erben mit dem Reichserbkämmereramte belehnt worden und mit allen Lehen, die sein Schwiegervater Ulrich I und sein Schwager Ulrich II von Minzenberg vom Reiche hatten. Von der Minzenbergischen Erbschaft wußte er das Meiste, vor allem auch Burg Königstein und was dazu gehörte durch Kauf oder Verträge mit den übrigen Erben an sich zu bringen, wobei es nicht immer ohne Streitigkeiten abging. Er starb wahrscheinlich i. J. 1271. Seine Söhne Philipp II und Werner I waren gleichfalls tüchtige, hoch angesehene Männer. Den Ersteren lernten wir schon im vorigen Hefte als Verkäufer der Burg Caub an den Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein kennen. Er stiftete die Königsteiner Linie, die aber schon bald in seinen auf Königstein sitzenden

Söhnen Ulrich I (gest. um 1300) und Philipp IV (gest. um 1334) in der männlichen Linie ausstarb, worauf die Erbschaft in die jüngere, von Werner I gegründete, fiel. Wir könnten nun ein langes Capitel von Käufen und Verkäufen, von Pfandschaften und Familienverträgen, Belehnungen und Erbschaften folgen lassen. Auch über allerlei Häkeleien mit diesem und jenem Nachbar der Falkensteiner ließe sich berichten, so z. B. von dem Streit mit der Stadt Frankfurt über das Maigericht Langen sowohl, wie um eine Grenzverletzung, die sich die Stadt dadurch habe zu Schulden kommen lassen, daß sie zu Sachsenhausen auf Stellen, die zu dem den Falkensteinern unterständigen Wildbann der Dreieich gehörten, Warten, Gräben und Landwehren anlegte. Wir wollen aber dieses alles, als für die vorliegende Arbeit unwesentlich, überspringen und gleich von einem ernsthafteren Handel berichten, den Philipp VI, wahrscheinlich wegen Verletzung eines i. J. 1359 unter Autorität des Kaisers geschlossenen, wetterauischen Landfriedens mit Ulrich III von Hanau, den Städten Frankfurt, Friedberg, Wetzlar und Gelnhausen und seinen Vettern: Cuno III, Erzbischof von Trier, Johann und Philipp VII hatte. J. J. 1364 kam es zu Thätlichkeiten und von Seiten der dem Falkensteiner verbündeten Herren und zur Gefolgschaft verpflichteten Lehensrittern regnete es Fehdebriefe, von denen wir einen nach der Lersner'schen Chronik der Reichsstadt Frankfurt, wie folgt, mittheilen:

„Wizzet Herren, Herr Cuno, Erzbischof zu Trier, Herr Ulrich, Herr zu Hanau und die vier Städte Frankfurth, Frydeberg, Wetzflar und Gelhausen, daß ich Richard von Kyntzerbach, Brendel von Bucheſecke" . . . (folgen noch 10 andere) wollen eure Viende sin durch die grosen Gewalt, die ihr leget an unsern Juncherrn, den Edlen Herren Junckern Philipp von Falkenstein, den eldesten Herrn zu Minzenberg, und wollen uns daß an uch bewurt han."

Auf Betreiben Ulrichs von Hanau wurde Philipp i. J. 1365 in die Reichsacht gethan und befohlen, ihn weiter anzugreifen und ihn an seinen Wäldern, Dörfern, Landen und Leuten zu beschädigen, wo man nur könne. Der Geächtete wehrte sich aber seiner Haut auf das Tapferste und that den Feinden manchen Schaden, so daß die vier Städte der Fehde bald müde wurden. Sie machten dem Kaiser Vorstellungen, daß der Krieg ihnen große Kosten und vielen Schaden verursacht habe, und seine römische Majestät entschied mit landesväterlicher Milde und Einsicht:

„Darum gönnen wir euer trewen und erlauben euch gnadiclich mit Kaiserlicher Macht, daß ir durch euwer und des Landes Besten willen euch mit dem egenannten Philipps friden oder vorsinnen und gänzlich verrichten müget, und euwer Bestes in der Sache thut, wie ir das allerbest zu rate werdet und etwa in den Sachen eynmüticlich haldet, und was ir dazu gedenken müget, daß euch ewer Kosten und Schaden gerichtet werde, das wollen wir euch wohl gunnen."

Das „Gönnen" des Kaisers ersetzte aber nicht Kosten und Schäden, und als es i. J. 1366 zum Frieden der Städte mit Philipp kam, wurde nur bestimmt, daß beide Theile fortab friedlich mit einander leben wollten, daß alle Gefangene ohne Lösegeld frei gegeben werden und jeder Theil der kriegführenden „Mächte" erlittenen Schaden und gehabte Kosten selber tragen sollte. Auch mit seinen übrigen Feinden kam Philipp zu einem Friedensschluß, der ihm keinen sonderlichen Schaden brachte, und so endete diese Fehde, in der er gegen weit überlegene Kräfte mit Glück gekämpft hatte. Später scheint Philipp kein Freund des Streitens mehr gewesen zu sein und als er mit denen von Reifenberg in Fehde gerieth, soll er sich sogar durch seine Lässigkeit den Spitznamen „der Stumme" zugezogen haben, „nicht daß er ein Stummer wäre

von Reden, denn er war ein Stummer von Werken," J. J. 1373 wurde er auf Burg Königstein belagert. Ein Reichenberger Knecht, Namens Diezmann, der mit einer Burgmagd von früher her gut Freund war, soll Gelegenheit gefunden haben, sich unbemerkt mit ihr zu verständigen. Das Mädchen habe ihm dann Abends an einer versteckten Stelle über die Mauer geholfen, in ihrem einfältigen Sinn nicht anders denkend, als daß es ihm, wie früher, nur um ein zärtliches Stelldichein zu thun sei. Aber jählings umfaßte er sie, steckte ihr ein Tuch in den Mund und band sie. Dann half er einigen Genossen herein, überraschte mit ihnen die Thorwächter, das Thor wurde den draußen lauernden Genossen geöffnet und unversehens wurden die Feinde Herren der Burg. Der Falkensteiner suchte zu fliehen; nach Einigen sei er dabei mit dem Pferde gestürzt, nach Andern von der Mauer gesprungen, wobei er sich schwer verwundete. Er fiel in die Hände der Reifenberger sammt Agnes, seiner Gemahlin und vieren seiner sieben Kinder, die er in drei Ehen erhalten hatte. Wenige Tage nachher starb er in Folge des Falles. Die Magd soll von ihrer Schuld und den traurigen Folgen ihres Leichtsinns so bedrückt gewesen sein, daß sie den Verstand verlor, in ihrer Angst auf den Thurm rannte und sich hinabstürzte. Doch ihr Geist habe lange Zeit keine Ruhe finden können und sei in mancher Nacht noch zu sehen gewesen, wie er winselnd um jenen Ort schwebte, an dem die Feinde über die Ringmauer stiegen.

Die Reifenberger ließen sich für Rückgabe des eroberten Schlosses und die Freiheit der Wittwe und der vier Kinder 10500 Gulden zahlen. Durch diese Buße und andere Verhältnisse geriethen die Falkensteiner dieser Linie in Schulden. An den Erzbischof von Mainz verpfändete Agnes und ihre

Söhne eine Anzahl Dörfer und an Ulrich IV von Hanau, ihren Vetter Philipp VII und an die Stadt Frankfurt veräußerte sie sogar auf Wiederkauf Schloß und Stadt Königstein mit Dörfern, Land und Leuten. Frankfurt setzte für seinen Antheil einen Amtmann in Königstein ein, der noch i. J. 1385 zur Besoldung der Burgmannen beitragen mußte. Wann der Wiederkauf Seitens der Falkensteiner stattfand, ist nicht gewiß zu sagen.

Die Herrschaft und das Bestehen des Geschlechts überhaupt neigen sich nun ihrem Ende zu. Philipp VIII, ein Sohn jener Agnes, starb i. J. 1407 kinderlos. Sein ihn überlebender Bruder Werner III war Erzbischof von Trier und so ging das Erbe zunächst an einen weltlichen Verwandten, den gleichfalls schon bejahrten Oheim oder Vetter Philipp VII über. Dieser stand u. a. mit der Stadt Frankfurt im besten Einvernehmen. Sie war seinen Nöthen mit 2200 Gulden zu Hülfe gekommen, wofür er seine Dörfer Offenbach bei Frankfurt und Peterweil zur Sicherheit einsetzte. Der saubere König Wenzel war ihm, man weiß nicht weshalb, äußerst gnädig gesinnt und bedachte ihm mit mancher Wohlthat. Auch machte er ihn i. J. 1397 zu seinem Rath und verlieh ihm die erbliche Grafenwürde.

Den alten Grafen aber mochte der Erbschaft Bürde zu schwer bedrücken und so übergab er die Verwaltung der Verlassenschaft Philipps VIII dessen Bruder, dem genannten Erzbischof Werner, dem zweiten Falkensteiner, der den Trierschen Erzbischofssitz bestieg. Als er dann i. J. 1409 starb, fiel das gesammte Vermögen dem Bischof anheim.

Die zukünftigen Erben desselben waren die Kinder und Schwiegersöhne seiner beiden verstorbenen Schwestern Agnes und Lutgard. Schon zu Lebzeiten des Erzbischofs stritten

sich diese Herrschaften um den zukünftigen Nachlaß, bis sie i. J. 1417 einen Vergleich über die Regelung der Frage abschlossen. Am 14. October 1418 starb Kurfürst Werner als der letzte, männliche Nachkomme der Falkensteiner. Seinen Neffen Gottfried VIII und Eberhard II fiel der sogen. Butzbacher Theil der Erbschaft zu, über dessen Theilung sie sich i. J. 1433 endgültig einigten. Eberhard erhielt u. a. Königstein und wurde der Stifter der Linie Eppenstein-Königstein. Als i. J. 1535 Eberhard IV der letzte männliche Sproße der Grafen von Königstein starb, wurde die Eppenstein-Königsteinische Erbschaft eröffnet, welche nun der Graf Ludwig von Stollberg, der Neffe des Verstorbenen, erbte. Nach dessen 1574 erfolgtem Tode kam sein Bruder Christoph in den Besitz der Herrschaft und nachher dessen Bruder Albrecht Georg und Neffe Christoph der Jüngere, die aber des Besitzes nicht froh werden sollten. Der Kurfürst von Mainz machte eine vom Kaiser Maximilian II am 1. März 1575 ausgestellte Anwartschaft auf das Reichslehen Königstein, auch auf die von den Grafen von Stollberg besessenen Herrschaften Epstein, Falkenstein und Minzenberg geltend. Die Grafen weigerten sich aber, Königstein zu räumen, da nahm „Se. Churf. Gnaden alsbald etzliche hundert Knecht" an, ließ auch „etzliche Bürger von Maintz auffordern, auch etzliche viel Pferd neben den Knechten mit Trummeln und Pfeifen", schickte sie „feindlicher weise" vor die Burg, ließ diese „anblasen", ihr das Wasser, (welches sie durch eine Leitung vom Falkensteiner Berge aus erhielt), abgraben, sie umringen, grob Geschütz und Büchsen herbeischaffen, und Proviant nehmen und alle Zugänge abschneiden. Verhandlungen mit denen in der Burg führten zu keinem Ziele und die Mainzer sind „mit aller feindlicher Handlung fortgefahren", haben „das Haus umb-

ringet, belagert, darein geschossen, die Weiber (in der Stadt), bedräwet, wo sie ihre Männer nicht von dem Haus fordern würden, (zur Aufgabe der Vertheidigung veranlassen würden) daß sie die Weiber aus Haus und Hof jagen und alles, was sie hätten, ihnen nehmen wollten, wie denn auch also die Weiber mit Heulen und Weinen vor das Haus kommen und ihre Männer abgefordert." Schnell kam es nun zur Uebergabe und des Kurfürsten Hofmeister Hartmuth der Alte von Cronberg und der Canzler Christoph Faber vollzogen die Besitznahme, worauf der Kaiser am 27. October 1581 die Belehnung ertheilte. Die Stollberger widersprachen und es erfolgte ein Rechtsstreit und dann ein Vergleich, nach dem sie für ihre Ansprüche 300 000 Gulden erhalten sollten. Später bestritten sie die Abmachung und es gab einen neuen Proceß, der noch gespielt haben soll, als die Auflösung des Kurstaates Mainz erfolgte.

Der neue Inhaber der Grafschaft ließ nicht lange darauf warten, die evangelische Lehre, die sich dort schnell verbreitet hatte, auszurotten und i. J. 1603 fing der Erzbischof Johann Adam von Bicken, (natürlich in seinem Sinne) zu „reformiren" an. In gewaltthätiger Weise wurde der Katholicismus wieder eingeführt, und die Königsteiner erwiesen sich dabei als weniger wiederstandsfähig, wie nachmals die Cronberger. Dann kam der 30jährige Krieg mit seinen Gräueln und Wirrungen, von denen auch die Grafschaft Königstein nicht verschont blieb. Am 24. December 1631 gelangten die Schweden, (Gustav Adolf war am 21. November in Frankfurt eingezogen) durch Accord in Besitz der Festung. Mit ihrer Herrschaft wurde auch die evangelische Lehre in der Gegend wieder eingeführt und geschützt, und Graf Heinrich Vollrath von Stollberg erlangte vom König von Schweden wieder den

interimistischen Besitz der Grafschaft. Als nach der Schlacht von Nördlingen die Kaiserlichen in Vortheil kamen, traf er mit dem kaiserlichen Obersten Kehraus eine Uebereinkunft, wonach der Graf durch sein Volk Königstein besetzt halten, selbiges in keine fremde Gewalt kommen lassen und mit der Stadt Frankfurt und den nächstgelegenen kaiserlichen Garnisonen „nachbarlich correspondiren" solle.

Die launische Bellona führte 1640 wieder Völker der andern Partei in die Gegend. Nächtlicher Weile fiel eine Schaar des Herzog Bernhard von Weimar ein und führte alles Vieh und andere stattliche Beute davon.

Königstein im Anfang des 17. Jahrh. (nach Merian.)

Als die Franzosen in den Jahren 1688—1697 mit Deutschland, Holland, England, Spanien und Savoyen im Krieg lagen und allenthalben unerhörte Gräuel, vor allem in der Pfalz, verübten, besetzten sie auch Königstein, das ihnen aber im selbigen Jahre, am 24. November 1688, von den Hessen wieder abgenommen wurde. Als der gallische Hahn dann um ein halbes Jahrhundert später wieder einmal diesseits des Rheines krähte, mußte auch die Feste im Taunus (i. J. 1745) dem Marschall von Maillebois ihre Thore öffnen.

Gegen das Ende jenes Jahrhunderts erlebte aber Königstein schlimmere Zeiten, denn je. Als ein, wenn auch schwa-

cher, so doch hochwichtiger Punkt, da er die Straße von Frankfurt nach Coblenz beherrschte, wurde die Festung am 28. October 1792 von den Franzosen, die gegen die Oesterreicher und Preußen kämpften, in Besitz genommen. Nachdem die letzteren unter dem Prinzen Hohenlohe die Feinde am 2. December 1792 aus Frankfurt vertrieben hatten, verfolgten sie die Flüchtenden bis Königstein und bemächtigten sich zunächst des nahegelegenen Bergschlosses Falkenstein, wo sie fünfzig Gefangene machten. Von dort aus beschossen sie die Festung, leider ohne Erfolg, thaten aber statt dessen dem Städtchen durch ihre Geschosse, freilich ohne Absicht, desto mehr Schaden. Am 5. December war der Ort, nicht aber das darüber liegende Schloß in ihrem Besitz. Drei Tage später wurde er von einem heftigen Brande heimgesucht, der einen großen Theil der Häuser einäscherte.

Als die Preußen sahen, daß sie die Feste mit Gewalt kaum zwingen würden, belagerten sie dieselbe und erst am 7. März wurde sie, die von 421 Gemeinen und 14 Offizieren unter dem Capitain Meunier besetzt war, übergeben. Während der Belagerung verübten die Preußen eins von jenen kleinen Heldenstückchen, an denen die Geschichte ihrer Kriege so ungemein reich ist. Ein Unteroffizier und 5 Mann schlichen sich, es war am 6. Februar, an die äußerste Schildwache der französischen Vorposten heran, überfielen sie, steckten ihr einen Knebel in den Mund und fesselten sie. Nun wollten sie auch die ganze französische Wache, die, aus 22 Mann bestehend, in einem einsamen Häuschen am Ende des Städtchens lag, gefangen nehmen. Unbemerkt drangen die sechs Waghälse vor und dann trat der Unteroffizier mit gezogenem Säbel in die Kammer, in der die überraschte Wache beisammen saß. Er erklärte sie für gefangen; die Feinde aber

bliesen das Licht aus und schlugen die Thür hinter ihm zu, so daß er von seinen Gefährten getrennt wurde. Doch er verlor den Muth nicht. Wie toll schlug und stach er um sich, bis die andern die Thür einsprengten, worauf ein hitziges Gefecht entstand. Elf Franzosen wurden dabei getödtet und zehn zu Gefangenen gemacht. Ein einziger rettete sich durch einen Sprung aus dem Fenster, draußen wurde er zwar von einem Preußen erwischt, der ihn, die Beine nach oben, festzuhalten suchte. Aber der Franzmann behielt in dieser seltsamen Lage die Geistesgegenwart, und stieß dem Feinde den Säbel durch den Leib. So vermochte er zu entwischen, der einzige, der seinen Kameraden in der Festung Kunde von dem Soldatenstückchen der „preußischen Teufel" zu bringen vermochte.

Eckenmeier, ein Deutscher, der in französische Dienste getreten war, war Commandant der Festung. Er gedachte der Mausefalle, in der ihn die Preußen eingeschlossen hielten, klüglich zu entrinnen und zwar mit Hülfe des wohlbestallten Schweinehirten zu Königstein, den er schon verschiedentlich zu Spionendiensten gebraucht hatte, ohne zu ahnen, daß jener mit den Feinden unter einer Decke lag und ihn an die Preußen verrieth. Der Jünger des göttlichen Sauhirten Eumäos brachte den klugen Herrn auch glücklich aus der Festung und durch die Belagerer, führte ihn dann aber in die Irre und richtete es so ein, daß die Preußen ihn erwischten.

In demselben Jahre wurde die Feste Königstein zum Gefängniß für eine Anzahl Revolutionsmänner, für die Mainzer Clubisten, benutzt; im April, Mai und Juni 1793 verging fast keine Woche, in der ihrer nicht eine Anzahl eingebracht wurden. Sie fanden in dem traurigen Aufenthaltsort wenigstens einen menschlich fühlenden Commandanten und

manche mochten gar das Gefängniß als einen rettenden Ort begrüßen, zumal diejenigen, die beim Transport auf dem Roßmarkt zu Frankfurt mit der Wuth des Frankfurter Janhagels und in Folge dessen mit faulen Eiern und dergl. Dingen, oder auch mit der flachen Klinge eines rohen, aristokratischen Offiziers, der die Gefangenen eskortirte, Bekanntschaft gemacht hatten. Den Häuptern des Clubs, dem Professor Blau aus Mainz und dem Caplan Arensberger aus Castell war es in dieser Beziehung besonders schlimm ergangen.

J. J. 1796 kamen die Franzosen wieder in die Gegend und eroberten nach wenig Tagen unter dem General Marceau am 22. Juli die von 600 Oestreichern unter dem Befehl des Majors von Wangard vertheidigte Festung. Da die Feinde aber bei ihrem weitern Vorrücken ins Reich geschlagen, von dem erbitterten Landvolk überall angegriffen und gegen den Rhein zurück gedrängt wurden, beschlossen sie, Königstein zu zerstören. Vieles wurde geschleift und die Casematten zum Theil mit Erde verschüttet. Damit nicht zufrieden wollte man das ganze Bauwerk mit einem Male in die Luft sprengen. In die Cisterne des innern Hofes wurden Pulverfässer geschafft und das Ganze mit Steinen zugedeckt. Doch zu früh entlud sich die Mine. Ein fürchterlicher Donnerschlag, Flamme und Rauch, — und zusammt mit Steinen und ganzen Mauerstücken durchflogen abgerissene Gliedertheile und gräßlich verstümmelte Leiber von 29 Franzosen die Luft. Seit jener Zeit, Ende Juli 1796 ist Königstein Ruine und finster schaut die umfangreiche Trümmerstätte in die schöne Gegend hinaus, der Rest einer der wenigen Burgen, die in den Kriegen der neuesten Zeit noch eine Rolle zu spielen vermochten.

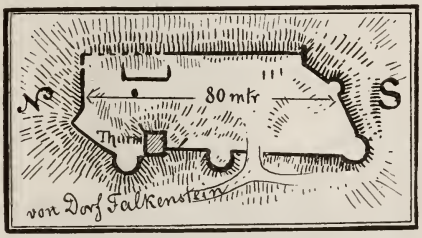
* * *

Von Königstein aus gelangt man, auf Waldwegen steil bergan steigend, in einer halben Stunde nach der benachbarten Burg Falkenstein. Schöne Ruhe- und Aussichtspunkte bieten sich überall und öfter sieht man die malerische Ruine Königstein und das hübsche Städtchen vor sich liegen. Je höher man steigt, um so mehr erscheint Beides in die Berge eingebettet zu sein.

Gewaltige Felsblöcke aus dem von seidenglänzendem, grünlichen Sericit durchsetzten Thonschiefer liegen im Walde umher und bilden hie und dort, wie z. B. an der sogenannten

Teufelskanzel, steil vorspringende Ecken. Bald sieht man zwischen den Baumstämmen die düstern Trümmer der Ringmauer und den hohen Thurm der einstigen Burg Falkenstein ragen. Die Anlage, annähernd ein Rechteck darstellend, ist ungefähr 100 Schritte lang und dreißig breit. Die Mauern, vor allen die des c. 25 Mtr. hohen, 7 Mtr. im Quadrat haltenden Bergfrieds, der oben einen runden Aufbau trägt, scheinen theils mit den an der nordwestlichen Seite ungemein steil abfallenden, obendrein noch künstlich versteilten Felsen verwachsen zu sein, zum Theil auch ragen sie aus den hie

und da große Vertiefungen und Gräben bildenden Steinbrüchen, aus denen ihr Material gebrochen wurde, noch bis zu 5 Mtr. Höhe empor. Uralter Epheu, dessen Ranken oft den Umfang eines Mannesarmes erreichen, wächst an manchen Stellen aus den Steinen heraus und umklammert das Gemäuer so fest, als sei er eines mit ihm. An der westlichen Langseite der Ringmauer springen drei Thürme vor, deren Mauern fast $3^1/_2$ Mtr. Durchmesser haben. An dieser, einzig zugänglichen Seite befindet sich auch das 3 Mtr. breite, $4^1/_2$ Mtr. hohe, spitzbogige Thor. An seiner Seite ist eine Tafel in die Mauer eingelassen mit der Inschrift: „Das



Grundriß der Ruine Falkenstein.

zerstörte Thor stellten Freunde wieder her und zierten es mit dem Wappen der Burg", doch ist von dem Wappen nichts mehr zu sehen. Das Innere des Burghofs, der nirgends eben, sondern überall hügelig und felsig ist, zeigt nur an der östlichen Langseite noch die Spur eines Gebäudes; allerdings haben Nachgrabungen im Boden, z. B. an der südöstlichen Seite, Fundamenttheile anderer Bauten aufgedeckt. Besonders malerisch ist der Anblick des mächtigen Bergfrieds vom Burghofe aus. Auf felsiger Höhe emporsteigend, schaut er weit ins Land und gewährt oben einigen strauchartigen Bäumen Raum, die schon lange dort stehen mögen, denn eine Ansicht

der Ruine von der westlichen Seite, i. J. 1818 vom Usener aufgenommen, zeigt sie als jugendliche Streber. Das Wachsen

Der Thurm der Ruine Falkenstein vom Burghofe aus.

zwischen den nahrungsarmen Ritzen der Mauern, von Stürmen umspielt, mag den Tapfern schwer genug geworden sein.

Man braucht die Höhe des Thurmes nicht zu ersteigen, um den prächtigsten Ausblick in die Gegend zu genießen. Von seinem Fuße aus hat man dieselbe Ausschau auf die Riesen Altkönig und Feldberg und sonstige waldige Höhen und lauschige Thäler in der Nähe und auf das saubere Dörfchen Falkenstein am nördlichen Abhang mit seiner, nach dem Vorbilde von Davos und Görbersdorf geleiteten, trefflichen und weitberühmten Kuranstalt für Lungen- und Kehlkopfleidende. Unfern erhebt sich die malerische Burg Cronberg über den Dächern des gleichnamigen Städtchens und weiter hinaus schaut man ins Mainthal bis zum Spessart, Odenwald und Vogelsberg. Im Seitenblicke zeigt sich auch ein Theil des Rheingaues. Frankfurt, Offenbach, Hanau, Aschaffenburg, Darmstadt, Homburg sieht man liegen und bei hellem Wetter kann man 70 Ortschaften überblicken.

Falkenstein.

Die noch jetzt bestehenden Reste der Burg deuten, obgleich der Steinverband der Mauern kaum einen Unterschied aufweisen dürfte, doch auf zwei verschiedene Bauperioden. So zeigt sich z. B. im Mörtel eine große Verschiedenheit. Der

an der östlichen Ringmauer z. B. fiel mir durch seine überaus große Festigkeit auf. Er ist eisenhart und mit dem fast weicheren Stein unlöslich verbunden, während der Mörtel des Thurmes und der anliegenden Mauer weit schlechter und auch anders zusammengesetzt ist. Schon dieser Umstand scheint mir auf die Wahrheit der Annahme hinzuweisen, daß die Burg Falkenstein genau an derselben Stelle erbaut wurde, auf der ehemals die Reichsburg Nurings oder Nuringen, der Stammsitz des gleichnamigen, berühmten Grafengeschlechts stand und daß einzelne Theile dieser Burg mit in den Neubau einbezogen wurden. Jene Annahme ist um so wahrscheinlicher, da das zu Füßen des Berges liegende Dörfchen Falkenstein noch in späten Urkunden vielfach mit Nurings bezeichnet wurde, worauf auch ein altes Gerichtssiegel des Ortes deutet.

Der Name Nurings weist in sehr alte Zeit zurück und bedeutet: der neue Ring, worunter entweder eine neue Befestigung nach Art der alten Ringwälle im Taunus verstanden werden kann, oder eine Gerichtsstätte, (zu Thing und Ring gehen), an welcher der Richter des Gaus, der Gaugraf, (hier also wohl ein Mitglied des dem fränkisch salischen Hause verwandten Geschlechts des Grafen von Nuring), sich vielleicht seßhaft machte und eine Burg erbaute. Die Grafen starben wie wir bei der Geschichte Königsteins schon sagten, um 1174 aus, und die Minzenberger, und von diesen die Falkensteiner, erbten die Herrschaft. Wer von den letzteren Herren an Stelle der verfallenen Reichsburg Nurings die neue Burg, die im Gegensatz zu der am Donnersberge „Neu-Falkenstein genannt wurde, erbaute, ist nicht sicher festzustellen. Das Bestehen der Burg ist erst nach dem Jahre 1354 in Schriftstücken nachzuweisen. Ein rechter Herrensitz, eine Hofburg,

scheint sie mir ihrer ganzen Anlage nach nicht gewesen zu sein und schwerlich wird dort jemals ein regierender Falkensteiner Dynast längere Zeit gewohnt haben. Ritterliche Burgmannen, Lehnsleute, mögen dort ansäßig gewesen sein. Oft genug war die Burg und ihre Liegenschaften verpfändet, so z. B. an die Grafen von Sponheim und, gegen Ende des 14. Jahrhunderts, um 1500 Pfund Heller (c. 31000 Mk.), an den Ritter von Sachsenhausen. Der eine oder andere der dort sitzenden Burgmannen oder Pfandschaftsinhaber mag den schwer zugänglichen, finsteren Ort als einen trefflichen Räuberschlupfwinkel betrachtet haben, so auch der Ritter Bertram oder Bechtram von Vilbel, der in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts droben hauste und viele Schandthaten und Räubereien verübte. Er machte die Landstraßen unsicher und hatte es besonders auf den Fang von Kaufleuten abgesehen, wodurch er auch die Stadt Frankfurt sehr erbitterte. Verwarnungen und Drohungen halfen nichts, doch als er in der Nähe der Stadt den Augsburger Kaufmann Konrad Schwarz niedergeworfen, beraubt und ihn, Lösegeld zu erpressen, nach Falkenstein geschleppt hatte, kam die Strafe über ihn. Wenige Tage nach dem Raub wurde er mit zweien Knappen gefangen. Man veranlaßte ihn, seiner Frau schriftliches Geheiß zu geben, den Konrad Schwarz in Freiheit zu setzen, aber des Ritters Hoffnung, daß damit die Angelegenheit erledigt sei, erfüllte sich nicht, denn am andern Tage, am 27. August 1420, ließ ihn der vorsichtige Rath der Reichsstadt um einen Kopf kürzer machen. Gleiche Strafe traf seine beiden Spießgesellen.

Erbaulicher klingt eine andere Mär von der Burg; freilich kann sie sich an Wahrheit mit dieser Räubergeschichte nicht messen, denn sie ist nur eine hübsche Sage.

Auf der Burg soll einmal ein Ritter von rauhen Sitten und düsterm Sinn gehaust haben, der ein einzig Töchterlein sein eigen nannte, das ganz das Gegentheil von ihm war, denn es war schön wie die Sonne und mild, wie der Mond. Cuno, ein junger, ansehnlicher Ritter, den ein Zufall auf die Burg führte, erblickte nicht sobald die liebliche Irmengard, als sein Herz in heißer Liebe für sie entbrannte; und auch das Burgfräulein fand ein ehrbares Wohlgefallen an ihm. Anders war es mit dem rauhborstigen Vater, denn als der Jüngling bei diesem um die Hand der Tochter anhielt, lächelte der Alte falsch und erklärte: „Ihr sollt meine Tochter haben, jedoch nur unter der einen Bedingung, daß ihr mir den engen Felsenpfad, der zu meiner unersteiglichen Burg führt, in einer Nacht so verbreitern laßt, daß man künftig zu Roß nach Falkenstein gelangen kann".

Cuno zog gesenkten Hauptes von dannen und hielt einen Rath mit dem treuen Obersteiger seiner Bergwerke; der aber erklärte allsogleich: „Und wenn ich mit fünfhundert Bergleuten daran ginge, dies Werk wäre nicht in zehn Nächten fertig zu bringen. Ich kenne das verwünschte Felsennest".

Tief betrübt blieb der Ritter am Eingang des Schachtes, wo er mit dem Manne gesprochen hatte, auf einem Steine sitzen, kaum bemerkend, daß bereits die Abendnebel durch den Wald geisteten und die Dämmerung sich niedersenkte. Plötzlich hörte er ein Geräusch neben sich und aufschauend gewahrte er ein altes, eisgraues Männchen, das ihm freundlich zunickte und sich also vernehmen ließ: „Ich habe in meiner Felsenspalte wohl gehört, was du mit deinem Steiger verhandelt hast. Er ist ein Biedermann, aber sein Handwerk verstehen meine Leute und ich besser. Ich bin der oberste der Zwerge, höre, was ich dir zu sagen habe: Deine Leute, die tief

in der Margarethengrube nach Erz wühlen, fangen schon an, uns in unserem Reiche zu bedrängen. Wenn das so weiter geht, müssen wir aus dem Berge fliehen. Lasse darum hier die Arbeit einstellen und in jener Gegend, die auch erzhaltig genug ist, weiter schürfen, doch in der Richtung nach Morgen, denn unser Reich zieht sich nach Mitternacht. Für diese Gefälligkeit mache ich mich anheischig, mit meiner Schaar dir bis zum nächsten Tage den schönsten Reitpfad nach Burg Falkenstein fertig zu stellen".

Der Ritter ließ sich das nicht zweimal sagen und sie besiegelten den Pact alsbald mit einem Handschlag.

In der Nacht nun, als auf dem Felsennester in der Höhe alles still war, da plötzlich erhub sich ein Klirren und Klopfen an des Berges Seiten, wie von unzähligen Hacken, Spaten und Brecheisen. Der alte Ritter erwachte davon.

„Der Freier ist närrisch genug, das unmögliche Werk in Angriff nehmen zu lassen. Wenn er mir den Fußsteig nur nicht dabei zu Schanden haut", brummte er und warf sich auf die andere Seite. In dem Herzen der schönen Irmengard aber, die, in schweren Liebessorgen wachend, gleichfalls das seltsame Klirren vernommen hatte, regte es sich, wie von Freude und Hoffnung.

So kam der Morgen. Hufschläge im Burghof weckten den alten Ritter. Er sprang auf und steckte den noch mit der Schlafhaube bedeckten Kopf zum Fenster der Kemenate hinaus. Da sah er Herrn Cuno auf einem prächtigen Zelter im Hofe umherreiten, wie er den Federhut grüßend zog, und er hörte, daß er der sich aus ihrem Fenster neigenden, hold erröthenden Irmengard einen Morgengruß zurief.

„Seid Ihr mit Teufels Hülfe auf Eurem Gaul durch die Luft geflogen, Junker", schrie der Ritter verwundert hin-

ab, aber der andere entgegnete: „Bequem bin ich den Pfad hinangeritten, den ihr mir zu bauen aufgabt; und nun will ich mir den Preis holen“.

Da sah der Alte bestürzt einen Theil des neuen Weges, der in Zickzackwindungen in den Felsen gehauen war, und nachdem er staunend vernommen, wie alles gekommen war, begrüßte er Herrn Cuno als seinen Eidam und ließ ihn, nachdem das Paar vom Burgpfaffen vermählt worden war, in Gnaden mit der schönen Irmengard auf dem neuen Wege davonziehen.

Der aber, wenngleich vielfach verändert, führt heute noch zur Burg empor und soll vom Volke, das ja stets dem Teufel mehr zutraut, als den guten Geistern, Jahrhunderte lang der Teufelsweg genannt worden sein.

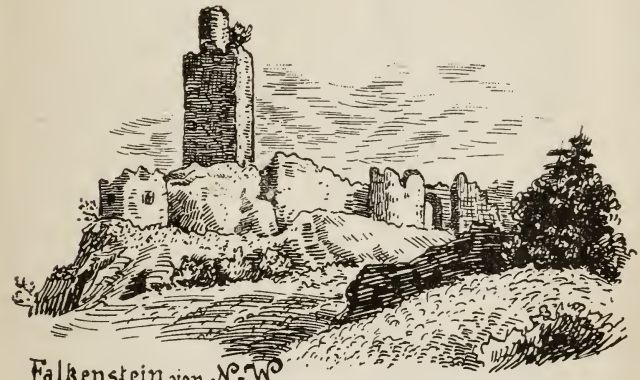
Welchem Rittergeschlecht der bärbeißige Herr auf dem Falkenstein angehört hat, verräth die Sage nicht; der junge Ritter soll ein Herr von Sayn gewesen sein. Von denen, die als Burgmannen droben saßen, seien noch die von Hattstein genannt. Die von Steffel und von Bettendorf waren auch zeitweise im Besitz der Burg, jedoch war der eigentliche Besitzer Obereigenthümer und Lehnsherr das Haus Nassau, welches die Burg nach dem Aussterben der Grafen von Königstein, Eppsteinschen Geschlechts, erhalten hatte.

Im dreißigjährigen Kriege war Falkenstein noch in gutem Zustande. J. J. 1635 besetzte es Graf Heinrich Vollrath zu Stollberg, zerstörte das Gebäude aber zum Theil, als er abzog, worauf jedoch die Kaiserlichen die Schäden wieder ausbesserten. Daß der Platz als militairische Station, wenn auch nicht gerade als „Feste“, im französischen Revolutionskrieg noch einige Bedeutung hatte, beweist die schon bei der Geschichte Königsteins erwähnte Thatsache, daß die Preußen im

Winter 1792—93 Falkenstein besetzten. Seitdem hat es in der Geschichte kein Röllchen mehr gespielt und muß sich, eine spärliche Ruine, daran genügen lassen, als ein hervorragender Aussichtspunkt von Touristen und Kurfremden häufig besucht zu werden. —

* * *

Von Falkenstein, dem Dorfe, führt eine bequeme Straße nach dem eine halbe Stunde entfernten Cronberg, einem ehemals befestigten, und mit 5 Thoren versehenen, jetzt c. 2400



Falkenstein von N.-W.
nach einem Stich a. d. Jahre 1818.

Einwohner zählenden Städtchen. Ganz zwischen Obst- und Kastanienhainen gelegen, die es, nicht minder wie seine prächtige Lage am Bergeshang und sein hochragendes, altersgraues Schloß, berühmt machten, ist es einer der malerischsten Orte, die es giebt. Kein Wunder, daß sich da eine ganze Colonie Frankfurter Maler angesiedelt hat und daß es in unzähligen Oelgemälden schon verherrlicht wurde. Auch eine Anzahl Villen, meist reichen Frankfurtern gehörig, sind dort erbaut

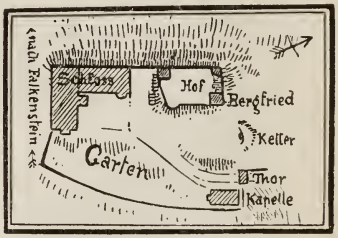
worden, denn der Städter, der eine schöne Natur, erfrischende Luft, Waldesodem und eine herrliche Aussicht genießen will, findet alles dieses hier in harmonischer Weise vereinigt.

Der Gemahlin unsers verstorbenen Kaisers Friedrich sind jene Vorzüge nicht verborgen geblieben und so hat sie denn vor der Stadt, am Wege nach Oberursel, eine schöne, von vier Thürmen flankirte Villa angekauft, die sich fast an den Wald lehnt, ein weites Wiesenthal beherrscht, den schönsten Blick auf die hochragende Burg bietet und eine Aussicht nach Frankfurt, in das Mainthal und weiter hinaus gewährt. Das ganze umliegende Gelände, ungefähr 200 Morgen, ist dazu gekauft worden und dort werden jetzt, mit Einbeziehung natürlicher Haine, zu denen auch ein schöner Wald uralter Kastanien kommt, künstliche Park- und Gartenanlagen geschaffen. Wenn auch die umfangreichen Umbauten an der Villa, die ungefähr 2 Jahre in Anspruch nehmen dürften, fertig sind, wird Schloß Friedrichshof eine der schönsten Herrschaften sein, wür-

dig, eine Ruhe-aus für die ferneren Lebenstage der trauernden, vielgeprüften Kaiserin zu werden.

Natürlich wird auch dem Städtchen die Nähe eines großen Hofhalts ersprießlich sein und so dürfte es zu einer neuen Blüthe gelangen, von der sich vor einem Jahre noch keiner etwas hätte träumen lassen.

Düster und ernst, fast, als sei es nicht erfreut ob der jungen Nebenbuhlerschaft, schaut das alte Schloß Cronberg, hoch über der Stadt auf Felsen aufragend, nach Friedrichshof hinüber. Obgleich zum großen Theil Ruine, bietet es mit seinem mächtigen, wohl um das Jahr 1400 erbauten Thurm noch immer einen stattlichen Anblick dar. Durch ein Thorhaus tritt man in den äußern Schloßhof, der zum Theil als Garten verwendet wird. Zur Linken befindet sich die durch Hülfe des Taunusclubs wieder hergestellte Kapelle, in der, wie auch in der evang. Pfarrkirche, zahlreiche Grabmäler der Cronberger Ritter zu sehen sind.



Grundriß der Burg Cronberg.

Das heutige Schloß enthält nur in den Fundamenten noch Reste der alten Burg. Es besteht aus zwei rechtwinklig auf einander stoßenden dreistöckigen Flügeln mit zwei Treppenthürmen und einem hübschen Erker. Die drei Giebel zeigen einfache und schöne Verzierungen im Renaissancestil; sie entstammen wohl der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, da das Schloß in Merians Topographie des Erzstiftes Mainz noch Staffelgiebel hat. Sonst bieten die Wohngebäude, die jetzt theils als Schule und als Lehrer-

Cronberg.

wohnung dienen, in architectonischer Beziehung nichts Besonderes.

Bemerkenswerther als diese Gebäude sind die starken Reste des ehemaligen festesten Theiles der Burg. Wenige Schritte von den Wohngebäuden entfernt, liegt er auf einer von starken Ringmauern umzogenen, kleinen Felsenterasse, zu der eine Steintreppe emporführt. Durch einen uralten, niedrigen Thurm, der in seinem ersten Stock früher eine Betkapelle enthielt und gegen den Hof zu einen kleinen vorgekragten Erker zeigt, tritt man in den 30 Schritt im Quadrat großen Hof, in dessen östlicher Ecke sich der $8^1/_2$ Mtr. im Geviert haltende, über 30 Mtr. hohe, mächtige Thurm, der Frankfurter Thurm, befindet, der, wie Archivrath Eltester annimmt, um 1400 aus dem Lösegeld der 1389 in der Schlacht bei Eschenborn gefangenen Frankfurter erbaut wurde. Aus seinem c. 22 Mtr. hohen Unterbau, der eine bedachte, rings umlaufende Galerie trägt, erhebt sich noch ein Oberbau von 10 Metern mit einem hohen Dach, durch dessen Lucken man eine großartige Fernsicht genießt.

Kragstein in Cronberg.

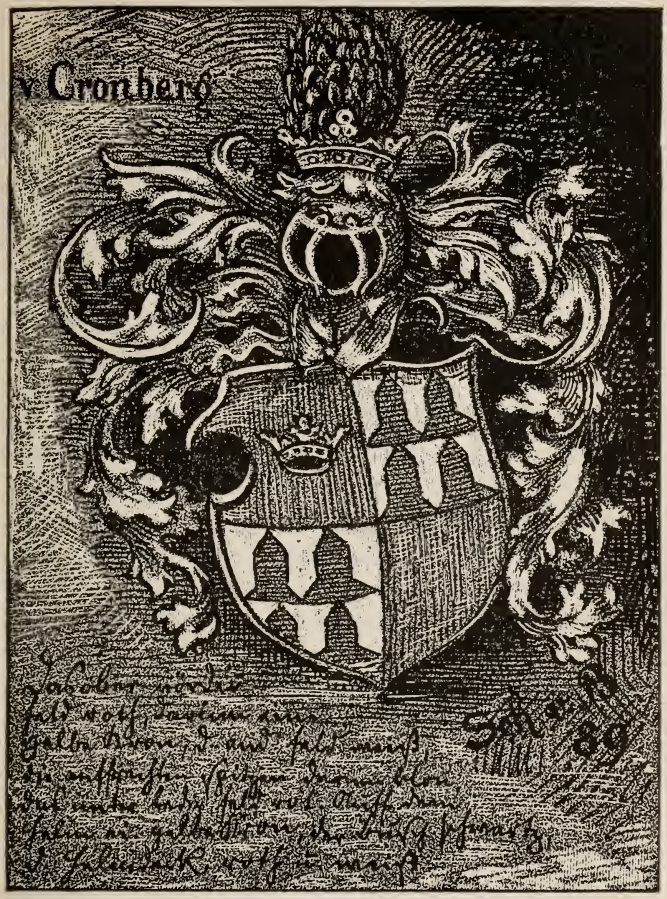
Ueber dem Eingang des weit älteren Thurmes in der westlichen Ecke des Hofes eingemauert, sieht man eine Art Kragstein, eine ungefüge Fratze vorstellend und jedenfalls aus den Anfängen der, (wie auch die sich gen Norden hin erstreckenden Mauertrümmern beweisen), einst sehr starken und umfangreichen Burg.

Ihr Ursprung mag in die Zeit fallen, als Deutschland in Friedrich II einen Kaiser besaß, der stetig im Ausland, in Italien lebte, dort mit Papst und Städten herumfehdete

und sich in Palästina das seltsame Vergnügen machte, sich die Krone eines Königs von Jerusalem auf das Haupt zu setzen. Ursprünglich nannten sich die Ritter von Cronenberg, die einer alten Reichsministerialen-Familie entstammten und von denen als erster ein um d. J. 935 vorkommender Wiprecht genannt wird, nach ihrer Besitzung Eschborn (Askeburne, Eskeburnen, Aschenborn, Eschenburn). Sie besaßen dieses am Westerbach zwischen Cronberg und Frankfurt gelegene Dorf als Königslehen, vertauschten aber nach Erbauung der neuen Burg am Taunus ihren Sitz und nannten sich von nun an Herren von Cronenberg. Die Krone, die sie im Wappen führten, soll nach Humbrechts Meinung durch die Erbin Lufard von Landskron, die ein Sohn des von 1254—1282 vorkommenden Hartmuth von Cronberg heirathete, hineingekommen sein.

Das Geschlecht theilte sich 1219 in zwei Linien, die nach ihren verschiedenen Helmzieren die Kronberger vom Kronen- und die vom Flügelstamm genannt werden. 352 Herren und Damen der 1704 ausgestorbenen Familie zählt Humbrecht in seiner „Höchsten Zierde Deutschlands" auf, wobei er freilich eine Anzahl geschichtlich unglaubhafter Mitglieder mit anführte, so als den ältesten Raoul, geheimer Rath Karls des Kahlen und Bruder Judiths, der Kaiserin Mutter. Doch wenige von allen nur kommen für uns in Betracht, denn es liegt dem vorliegenden Werk ferne, eine Familiengeschichte zu bieten und jeden aufzuzählen, der nichts besonders ruhm- oder wenigstens merkwürdiges in seinem Leben verrichtete, selbst wenn er, wie ein um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts lebenden Cronberger, den schönen Namen führt: Harthmuth mit den Eselohren. Ueber das Gesammtgeschlecht sei nur erwähnt, daß es sich durch eigne Tüchtigkeit und durch — Heirathen zu Vermögen und Ansehen brachte, daß zwei

seiner Sprossen Fürstenrang erhielten und sich als tüchtige Herrscher bewährten, und daß es mit angesehenen Adelsge-



schlechtern, wie z. B. mit Nassau, Weinsberg, Strahlenburg, Mudersburg, Bellersheim, Ingelheim, Dalberg, Heusenstamm

Schelm von Bergen, Hatzfeld, Rosenberg, Solms, Hunoldstein, Holzhausen, Fleckenstein, Sickingen, Hutten, Sturmfeder, Rosenberg, Echter von Mespelbrunn, Landsberg, Bommersheim, Brendel von Homburg, Ehrenberg, von der Leyen, Hirschhorn, Hattstein, Riedesel, Mudersbach, Reifenberg, Oettingen, Brömser von Rüdesheim und vielen anderen mehr verschwägert war.

Wir könnten eine Anzahl Cronberger Ritter namhaft machen, die ehrenvolle und einflußreiche Aemter bekleideten, doch wir wollen aus der Geschichte des Geschlechts gleich jene Zeit herausgreifen, in der es zu seiner höchsten Blüthe und Macht gediehen war, nämlich zu Ende des 14. Jahrhunderts, als die Eifersucht zwischen dem Adel und den immer mächtiger werdenden Städten zu dem Krieg der Herren und Städte führte. Zu Eger in Böhmen sollte die Angelegenheit vor dem König Wenzel verhandelt werden, der nicht nur die Juden, die „kaiserlichen Kammerknechte", an Leib und Geldsack empfindlich quälte, sondern in seiner steten Geldnoth auch die Städte brandschatzte; so z. B. forderte er von den Rotenburgern i. J. 1397 „zu seiner Beköstigung" 10 000 Gulden und drohte ihnen obendrein mit Kopfabschlagen, gab sich aber schließlich, da die Stadt protestirte, mit 1100 Gulden zufrieden.

Frankfurt hatte die schwäbischen und pfälzischen Städte bei ihrem Kriege mit Hilfstruppen unterstützt und mußte deshalb gewärtig sein, von den ihm benachbarten Bundesgenossen der Feinde, namentlich von denen des Pfalzgrafen Horst, der bei Pfeddersheim das Städteheer blutig aufs Haupt schlug, angegriffen zu werden. Besonders versah es sich von den Cronbergern Walther und Frank nichts Gutes. Es hatte schon allerlei Unbill von ihnen ertragen müssen und bedenklich war der Umstand, daß jene auf den reichsstädtischen Pa-

tricier Johann von Holzhausen einen bittern Haß geworfen hatten. Um nun allem zuvorzukommen, zog eine Frankfurter Kriegerschaar unter Führung des Stadtschultheißen und Edelknechts Winter von Wasum, „fünffzehen hundert wohlbereiter Leute mit Hauben, Harnisch und Beingewand", darunter 250 zu Roß, mit Geschützen und Heerwagen über Rödelheim, Sessenheim, Sulzbach und Schwalbach in das Cronthal.

Ihren Kampfesmuth ließ diese Heldenschaar zunächst an einem Walde von Kastanienbäumen aus. Sie „schedigenten" ihre „viende mit Brande, und wolten der von Croneberg walt dobi han abgehowen, das machten sich die Herren von Croneberg uf mit etlichen irer Helffern", die reichsstädtischen Baumfrevler zu züchtigen und den Wald zu beschirmen. Aber jene warfen die hundert Gewaffneten, die sich kühn auf die fünfzehn mal stärkeren Feinde gestürzt hatten, nach kurzem Kampfe in Stadt und Burg zurück, machten auch eine Anzahl zu Gefangenen. Am nächsten Tage begannen sie darauf, ihr Geschütz gegen die Stadt zu richten, das sie aber vorsichtigerweise zurücksandten, als Kunde kam, die Pfälzer und Hanauer seien im Anmarsche, um den Cronbergern Hülfe zu bringen. Immer schwüler wurde es ihnen, sie brachen ihr Lager ab und schickten sich an, ihren Geschützen zu folgen. Aber schon zwischen Cronberg und Steinbach stießen sie auf die Feinde, Truppen des „Hertzogen Horst, der zu Oppenheim lag". Die kamen „herzu gerant mit 1100 Glenen, (Speeren) und mit einem grossen Geschrey, und mit Heerhörnern". Gleichzeitig brachen die Cronberger hervor und fielen den noch dazu von der Abendsonne geblendeten Städtern in die rechte Flanke. Die Gefangenen befreiten sich und schlugen gleichfalls tapfer drein, so daß der stattliche Hause, der so siegesgewiß ausgezogen war, nach kurzem Kampfe in wilder Flucht

davon rannte, ein Haufe über Eschborn, ein anderer über Praunheim. Die Feinde verfolgten sie bis vor das Rödelheimer Thor und machten ihrer 600 gefangen, während wohl hundert ihr Leben lassen mußten. „Also gelag schemelichen under die beste Macht und Krafft von Frankefurt".

Die Schlacht fand in der Gegend von Eschborn, dem ursprünglichen Sitz der Cronberger, statt, und die Sieger ließen zur Erinnerung daran ein Gemälde anfertigen, das in einer Copie noch vor Jahren im Cronberger Schlosse aufbewahrt wurde und den Hergang in erbaulichen Versen mittheilte.

Das Gemälde war sechs Fuß lang und fünf Fuß hoch und zeigte in zwei Abtheilungen die in den Reimen besungenen Vorgänge. In der obern sah man, wie die Cronberger und ihre Helfer zu Roß und zu Fuß, in geschlossenen Reihen mit eingelegten Lanzen gegen die Vorhut der Städter vorgingen, die sich in wilde Flucht auflöste und hinter der in einem zweiten Treffen die Hauptstärke der Frankfurter stand, drei Haufen zu Fuß, jeder unter dem Stadtpanier mit dem weißen Adler in rothem Felde. Vor ihnen hielten die Hauptleute zu Pferde. Zur Rechten war zu schauen, wie ein Gewappneter mit blankem Schwerte in einem von vier Schimmeln gezogenen Wagen sich eiligst davon machte. Es soll das würdige Haupt der Stadt gewesen sein, der Stadtschultheiß, der hier zuerst die Flucht ergriff. In der untern Abtheilung des Bildes war links ein brennendes Dorf und eine Anzahl Soldknechte zu sehen, die einen Wald abhieben. In der Mitte streckten zahlreiche Frankfurter die Waffen, indem sie die Schwerter mit dem Griffe nach unten hinlegten. Dies geschah vor einem stolzen Ritter, der nach dem über ihm wehenden Banner mit den bairischen Wecken wohl den Pfalz-

grafen vorstellen sollte. Hinter ihm wurden gefangene Frankfurter abgeführt. Die Cronberger und städtischen Führer trugen schwere Stahlhauben ohne Helmzier und über der Rüstung meist Wappenröcke von rother Farbe. Die Frankfurter Söldner waren in den Stadtfarben auf der einen Hälfte roth, auf der andern weiß, senkrecht getheilt, gekleidet. Unter ihren Beinschienen kamen rothe Schuhe zum Vorschein.

Die zeitgenössischen Angaben über die in der Schlacht zur Verwendung gekommenen Streitkräfte schwanken sehr, je nachdem die betr. Schilderer der Begebenheit der einen oder andern Partei zugeneigt waren. Als ziemlich gewiß darf man annehmen, daß die Frankfurter mindestens anderthalb tausend Mann stark waren, während die Zahl des ritterlichen Heeres zwischen 150 und 1100 Glenen schwankt. Die Zahl der Gefangenen wird auf 600 angegeben und der Todten waren gewiß hundert, wenn auch Joh. Schilter erzählt: „in der Flucht wurden ihr uf XI erschlagen". Gewiß ist, daß die Städter von einem bedeutend kleineren Heere eine fürchterliche Niederlage erlitten. „Also schlug", so berichten die Fasti Limburgenses, „der kleine Hauff den grossen Hauff nieder. Das war nicht Wunder. Dann der grosse Hauffe flohe, und der kleine stritte. O Franckfurt! Franckfurt! gedenke dieser Schlacht!" —

Man muß bei dieser Begebenheit wohl in Betracht ziehen, daß die Reichsstädte nicht, wie ehemals, wohlgeübte Ritterheere ihrer Patricier ins Feld stellten, sondern daß Patricier und Zünfte lange schon um die Herrschaft rangen und daß der Schutz der Stadt meist schon bezahlten Soldknechten, die nicht gern ihre Haut zu Markte trugen, und vielfach auch den Bürgern selbst, anvertraut war. Das Frankfurter Heer wird also wohl zum größten Theil aus solchen Söldnern,

und aus Gevatter Schneider und Handschuhmacher bestanden haben. Kein Wunder, daß es gegen geübte und kunstvoll geführte Waffen nicht Stand zu halten vermochte und vor einem Häuflein kriegsgeübter Ritter so schleunigst Reißaus nahm. Nach solchen Vorkommnissen, die im Städtekrieg zahlreich genug waren, ist es erklärlich, daß der Adel mit größter Geringschätzung auf die Städter herabsah, denn noch war die Zeit nicht danach geartet, daß Kunst und Handel und ein blühendes Gemeindewesen von den Rittern so geachtet wurden, wie Muth und kriegerische Tüchtigkeit.

Die Folgen der verlorenen Schlacht waren für Frankfurt äußerst schmerzliche und es brauchte lange Jahre, sie zu verwinden. 73 000 Gulden Buße mußte es zahlen und über 200 der Gefangenen blieben ein Jahr lang zu Cronberg in Haft. Man nimmt vielfach an, daß die dortigen Händler jenem blutigen Tage ihre Marktgerechtsame in Frankfurt, ob der sie später vielfach in Streit mit denen Sachsenhausens geriethen, zu verdanken hatten.

Sechs Jahre nach dem blutigen Tage von Eschborn war Johann der Alte von Cronberg wieder vollständig versöhnt mit der Reichsstadt, mit der er einen Vertrag auf vier Jahre dahin abschloß, daß er die Bürger und ihre Messen schirmen und vertheidigen, ihnen bei ihren Fehden helfen, sich der Stadthauptmannschaft unterziehen und etwa gemachte Beute mit ihnen theilen solle, wofür er jährlich 1000 Gulden erhielt.

Anders stellten sich seine beiden Söhne Hartmuth und Johann zu der Stadt. Sie waren rechte Stegreifritter und Schnapphähne, den Frankfurter Kaufleuten und denen anderer Städte ein Schrecken, und trieben es so toll, daß sie ihr eigener Vater aufgeben mußte. Hartmuth wurde ob seiner

Räubereien auf seiner Tannenburg an der Bergstraße belagert, und das Schloß wurde von einer Frankfurter Verwandten der „faulen Grethe", der bekannten Riesenkanone, übel begrüßt. Nach der Einnahme schleifte man das Raubnest vollständig. — Die beiden Räuber waren nicht die einzigen Schnapphähne Cronberger Geschlechts. Ein Jacob von Cronberg, vereinigt mit seinem Spießgesellen Cuno von Westerburg, hatte kölnische Kaufleute auf dem Main geplündert und in Gefangenschaft geführt. Die Erzbischöfe von Mainz, Cöln und Trier, verbunden mit der Stadt Frankfurt, führten deshalb Fehde gegen ihn, nahmen ihn und seine Helfershelfer gefangen und entließen sie nur gegen eine Buße von 1200 Gulden. Es möge bei dieser Gelegenheit, der Gerechtigkeit halber, erwähnt werden, daß es nicht nur Adlige allein waren, die in jenen Zeiten aus dem Straßenraub ein Geschäft machten. Zwar ist es erklärlich, daß diejenigen, die von Jugend auf meist in den Waffen geübt waren, diese auch am ersten mißbrauchten, aber an den entsetzlich unsicheren Verhältnissen um den Ausgang des Mittelalters trugen auch bürgerliche Raubgesellen vielfach die Schuld. Städtische Söldner, oft nur zusammengelaufenes, verbrecherisches Gesindel, kannten selten einen genauen Unterschied zwischen Mein und Dein. Verbannte Bürger, bedrückte Bauern ergaben sich der Wegelagerei und suchten es den adligen Räubern gleich zu thun. Ein Kaufmann aus Speier, der 1419 nach Straßburg reiste, wurde in einem Walde in der Nähe der Stadt überfallen, und es wurde ihm die große Ueberraschung zu theil, unter den Helden des Busches seinen eignen, werthgeschätzten Herrn Schwiegervater zu finden. Es gelang ihm, freizukommen und die Stadt zu veranlassen, die Bande, die nachher hingerichtet wurde, aufzuheben. Dabei erwies es sich, daß

die saubere Gesellschaft in einem — Nonnenkloster Zuflucht gefunden hatte und mit dessen liederlichen Bewohnerinnen eben dabei war, die Beute zu verprassen. Bürger, Bauer, Edelmann, ja, selbst hohe Geistliche trieben damals das Räubergewerbe und es herrschten entsetzliche Zustände im Reich.

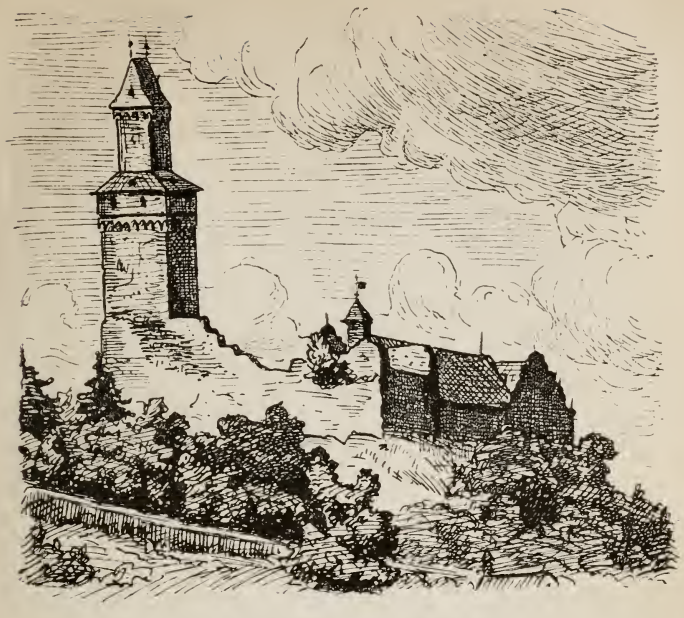
Kehren wir zu den Cronbergern zurück. Einer der Herren, Jacob vom Flügelstamm, ist, wie sein Vater, Stadthauptmann von Frankfurt. Es war i. J. 1518 und Franz von Sickingen, der seinen Zug gegen Hessen rühmlich beendet, zog vor die Stadt, um einen Span mit ihr auszufechten, denn zwei dortige Juden, Heyum und Meyer, übten Hehlerei an Gütern und Gewehren, die Sickingen einem Kreuznacher Zuckerbäcker in Verwahrung gegeben hatte, von jenem aber heimlich versetzt worden waren. Ritter Franz, der an sich auf die Stadt ergrimmt war, weil sie, obgleich neutral erklärt, den Feinden heimlich Mehl geliefert hatte, forderte von Rath und Judenschaft vergeblich die Herausgabe seines Besitzes und nun drohte er, bittern Ernst zu machen. Die Stadtthore wurden geschlossen und Wachen ausgestellt, auch schleunigst an den Stadthauptmann die Aufforderung geschickt, seines Amtes zu walten. Der aber erklärte, (wie ich schon in dem Hefte über die Ebernburg (H. 4 ds. Werkes) mittheilte), er wolle nicht in die Stadt kommen, „weil er nit des Gemütes sey, wider Franziscum von Sickingen zu dienen". Darauf mußte sich der Rath zu friedlicher Erledigung der Sache entschließen, welches ihm 4000 Gulden kostete.

Der beste Freund Sickingens unter den Cronbergern, die ihm durch Heirath verwandt und wohl sämmtlich seiner Sache und der Reformation mehr oder weniger zugethan waren, war Hartmuth X vom Kronenstamm (1488—1549). So eifrig er die neuen Ideen erfaßte und bei seinen Standesge-

nossen und den Frankfurter Patriciern Propaganda dafür zu machen suchte, so tapfer und aufopfernd er sich dafür bewies und so groß auch die Rolle war, die er dabei spielte, es muß leider doch bekannt werden, daß er stark überspannt war und keine großen, geistigen Fähigkeiten sein eigen nannte. Zu diesem Unglück kam noch eine unheilbare Krankheit, an der er litt, nämlich die Schreibsucht. Papst und Geistlichkeit, Kaiser und Fürsten, Herren und Städte bombardirte er mit seinen Tractätlein und entwickelte einen fast fanatischen Eifer. Merkwürdige Vorschläge, die ihn heutzutage ärztlicher Controlle unterwerfen müßten, machte er der Welt und seinen Freunden, so z. B., wenn Luther dem Kaiser 100000 Mann auf die Beine bringen werde, um nach Rom zu ziehen und die Kirche zu reformiren, möge man die antichristlichen Güter, „die itzund geistliche Güter genannt sind", gebrauchen nach aller Nothdurft. Dem Kaiser Karl V giebt er auf, den Papst mit höchster Gütigkeit zu überzeugen, daß er der Statthalter des Teufels, ja, der Antichrist selber sei, und man muß Strauß Recht geben, wenn er den Ritter „einen biedern, von Herzen frommen, aber etwas beschränkten Herrn" nennt.

Hartmuths Aufopferungsfähigkeit für die Sache, der er sich zugeschworen, zeigt sich u. a. darin, daß er das in seiner Familie seit langer Zeit erbliche Lehensverhältniß zu Trier kündigte, als Sickingen gegen Richard von Greifenklau, den Erzbischof von Trier, rüstete. Auch verzichtete er auf das Jahresgehalt von 200 Goldgulden, das ihm der Kaiser für wichtige, bei der Wahl geleistete Dienste ausgeworfen hatte, und, sich zum Kampfe an die Seite seines Freundes stellend, wurde er Commandant der Ebernburg und ließ sogar die Acht über sich ergehen. Ein fürchterliches Unwetter zog sich über seinem Haupte zusammen. Am 11. October 1522 rück-

ten die drei mächtigen Feinde Sickingens, der vorgenannte Bischof von Trier, der Pfalzgraf Ludwig und der Landgraf Philipp von Hessen vor den Stammsitz seines Freundes. Vergebens hatte Hartmuth um Gnade gebeten, vergebens seinen Vetter, den Deutschherren-Comthur Walther v. C. in Sachsenhausen, den nachmaligen Deutschmeister, um Hülfe und Vermittlung angegangen. Auch half es nichts, daß des Belagerten Gemahlin, zusammt der Gräfin von Königstein und andere Damen ins feindliche Lager ritten und unter Flehen und Thränen das Unwetter zu beschwören suchten. Die Fürsten blieben hartnäckig. Schanzen wurden aufgeworfen und Geschütze aufgestellt und Kugeln, fast einen Centner schwer, in das Städtchen und gegen die Burg geschossen. Dreißig tausend Feinde mit 2500 Pferden sollen, nach den Angaben des Augenzeugen Peter Tendel, vor der Stadt gelegen haben, doch ist die Zahl jedenfalls stark übertrieben. Burg und Städtchen aber waren nur schwach besetzt. „Nit 160 Burger ungefehrlich mit der Priesterschaft gerüst und ungerüst sind di zyt in Cronberg gewesen, item 20 reißige und 68 Landsknechte, item 30 Buren von Eschborn und Niederhögstatt" — „ungeschicke, fule, eigenwillige Buren", alle unter dem Befehl des Junker Quirin, denn der Burgherr selbst hatte sich durch einen geheimen Gang davon gemacht. Am fünften Tag wurde Burg und Stadt übergeben. „In dieser belägerung und nöthen name niemant in Cronberg myrglichen (besonderen) schaden am lybe, den zwene", nämlich ein reisiger Knecht, der nach einigen Wochen an seiner Schußwunde starb und ein gewisser Eucarius, „der blieb lebendig". Am 16. October zogen die drei Sieger ein, ließen sich huldigen, setzten den Junker Cyriacus von Darnsingen zu ihrem gemeinsamen Amtmann und belegten den Flecken mit 60 Landsknechten. „Die



Schloß Cronberg von N. W.

trieben muthwillen genug mit Priestern und Burgern, und sonderlich mit mir Peter Tendeln, wurffen mir vur, wie ich junker Hartmunden gewillig gewesen weer und ihn verfuhrt". Philipp von Hessen führte nun in dem eroberten Orte die Reformation vollständig ein, während der flüchtige Burgherr sich erst in Basel, dann in Konstanz aufhielt und sein seltsames Treiben fortsetzte. Er ließ eine Rechtfertigungsschrift vom Stapel, in der er sagte, daß er öffentlich beweisen wolle, der Papst mit seinem ganzen, geistlichen Rath sei nichts anders, als Falschheit und Betrug. Widerlege man ihm das, so wolle er sich schinden und viertheilen lassen.(!)

Als aber Sickingen auf Landstuhl gefallen war und wenige Monate darauf auch Hutten auf der Ufenau elend dahinstarb, kam eine große Verlassenheit über ihn und der Geächtete bat auf dem Rittertag zu Schweinfurt seine adligen Genossen, sich für ihn zu verwenden und ihm zur Wiedereinsetzung in sein Erbe zu verhelfen. Später reist er in der Welt umher, besucht auch Luther und forscht nach einer verschwundenen Schwester, die ihm an einer guten Portion Ueberspanntheit und Verrücktheit nicht nachgestanden zu haben scheint, denn sie, die hochadlige Wittwe, hatte sich von einem Juden entführen und eheligen lassen, was damals in Germanien als eine große Schande betrachtet wurde und zwei Jahrhunderte früher sogar noch an manchen Orten als ein Verbrechen galt, das nur mit dem Tode gesühnt werden konnte. J. J. 1332 kam der ruhlose Pilger zum Bruder Kaiser Karls V, zu König Ferdinand nach Prag, der den Schwergeprüften von der Acht lossprach, aber erst neun Jahre später hatte ihm sein siegreicher Feind, Landgraf Philipp von Hessen, von angesehenen und mächtigen Fürsten und Herren bestimmt, vergeben. Er durfte wieder nach seinem kastanienumrauschten Cronberg zurückkehren, mußte sich jedoch mit Georg und Caspar vom Flügelstamm in den Besitz theilen. J. J. 1549 starb er, und fand seine Ruhe in der evangelischen Pfarrkirche. Sein Grabmal trägt folgende Inschrift: „Año Dñi 1549 dn 7. Augusti ist der Edell Ernvest (ehrenfeste) und Frñ (fromme) Hartmut von Cronberg Der Elter(,) Hern Johan Selige Son seins Alters i 61 Jar und folgents Año 1551 Den 14. Aprilis die Edell und dugenthaft Fraw Anna von Cronberg (Tochter Philipps vom Flügelstamm, Kurmainz. Marschall). Irs Alters im 55. die beide Eheleut aber die 40 Jar Bei einander in der Ehe

Gelebt von dieser Welt seliglich verschieden Got der Almechtig Woll Inen Beiden ein frolich Uferstentnus Verlihen Amen.“ Das schöne Grabmal wurde später in die Schloßcapelle gebracht, wo es noch zu sehen ist.

Hartmuths Verwandter und Zeitgenosse Walther, der schon erwähnte Deutschherren-Comthur in Sachsenhausen und auf der Burg Cronberg geboren, spielte auch eine nicht unwichtige Rolle. Im December 1526 wurde er zum Deutschmeister erwählt, später ernannte ihn Kaiser Karl V zum Administrator des Hochmeisterthums in Preußen, doch residirte Walther, der sich manche Verdienste um den Orden erwarb, zu Mergentheim. Er stellte eine Anzahl im Bauernkriege zerstörter Schlösser wieder her, strafte verschiedene Dörfer und Familien, die sich bei dem Aufruhr betheiligt hatten, auf das empfindlichste, hob die Leibeigenschaft auf und führte statt dessen eine jährliche Kopfsteuer von 15 Gulden ein, prägte Münzen, traf gute Schutzmaßregeln gegen ansteckende Krankheiten und hatte manche Fürstlichkeit zu Gast. Vom Kaiser Ferdinand erwirkte er ein Edict, das Juden und Jüdinnen das wucherische Geldverleihen auf Güter und Kleinodien und das Einklagen von Schuldforderungen streng verbot, und er starb, von den Besten seiner Zeit beklagt, im Jahre 1543 an der Pest. Der berühmte Erzgießer Peter Vischer schuf ihm ein prächtiges Grabmal.

Wir haben schon bei der Geschichte der Sickingen (Heft Ebernburg) gesehen, wie die Nachkommen eines Mannes, der seines Glaubens und seiner Ueberzeugung halber das Schwert führte und den größten Mißhelligkeiten Trotz bot, das verachteten, wofür er kämpfte, und das zerstörten, was er schuf. Aehnliches tritt uns leider auch in der Geschichte Cronbergs entgegen. Hartmuth hatte für die Ideen der Reformation

gestritten und gelitten, hatte die Lutherische Lehre und Kirchenordnung eingeführt und war, nach dem sie während seiner Verbannung Philipp von Hessen bestätigt, später in der Hoffnung gestorben, seine Unterthanen würden in ihrem neuen Glauben unbehelligt bleiben. Aber schon der Mainzer Erzbischof Sebastian von Heusenstamm begann, den Jesuiten Gehör schenkend, mit der Bekämpfung der evangelischen Lehre in seinem Sprengel, und, unter wechselnden Verhältnissen,

Cronberg um die Mitte des 17. Jahrhunderts. (nach Merian).

war dieses weiter vor sich gegangen. Da bestieg i. J. 1604 Johann Schweighart von Cronberg, der i. J. 1553 geborene Sohn eines „aus eigner Bewegniß" mit seiner Frau Barbara von Sickingen zur katholischen Kirche zurückgekehrten Hartmuth, den Mainzer Bischofsthron. Dieser Enkel Hartmuths X war von Jugend für den geistlichen Stand bestimmt und unterzog sich den Studien und frommen Uebungen mit großem Eifer. Nichts desto weniger gelobte er, als er nach dem i. J. 1611 erfolgten Tode seines Vaters die Huldigung

der Cronberger entgegennahm, an Eides statt, die Unterthanen in der Augsburger Confession zu erhalten und zu beschützen. Doch der nichtswürdige Satz, daß man Ketzern ein gegebenes Wort nicht zu halten brauche, schien auch ihm einzuleuchten. Daß er als katholischer Priester bemüht war, neben der evangelischen auch die verdrängte katholische Lehre wieder einzuführen, wird ihm kein Einsichtiger verübeln wollen, wohl aber wirft es einen schweren Makel auf ihn, daß er in diesem Bestreben die evangelischen Unterthanen auf das schwerste bedrücken ließ und weder List noch Verrath, noch Gewalt scheute, um zu seinem Ziele zu gelangen. Sonst war Schweighard ein äußerst tüchtiger Fürst, voll Klugheit und Stärke, weitsichtig und erfahren im Rath, einer der einflußreichsten Männer im deutschen Reiche, das bei seinem Tode schon von dem entsetzlichen Kriege durchtobt wurde, der dreißig Jahre fortwüthen sollte. Der Kurfürst und Erzbischof, der unter großen Feierlichkeiten auch den Kaiser Mathias in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt gekrönt hatte, erreichte ein Alter von 73 Jahren. Er starb am 17. September 1626 zu Aschaffenburg, in dem prächtigen Schlosse, welches er dort in den Jahren 1613—1619 erbaute.

Zu den Bedrückungen der Lutherischen in Cronberg bot dem Bischof ein Neffe, Adam Philipp, bereitwillig die Hand. Er war kaiserlicher und kurbairischer Obrist und Generalwachtmeister und soll ein schneidiger und tapferer Reiterführer gewesen sein. Auf seines mächtigen Oheims Anstiften wurde er in den Reichsgrafenstand erhoben und mit der Grafschaft Hohengeroldseck in der Ortenau, (Plan des Schlosses s. Einl. zum 1. Bande dieses Werkes) belehnt. In der Herrschaft Cronberg, in die ihn sein Vetter Hartmuth eingesetzt hatte, betrug er sich so, daß seine getreuen Unterthanen eine Be-

schwerde erließen, worin sie über seine Bedrückungen des evangelischen Glaubens klagten und u. a. erzählten, er habe den Oberschultheiß in seiner Behausung mit gezückter Pistole molestirt, er habe der armen, unmündigen Kinder nicht geschont, sondern ihnen ihr armes patrimonium entzogen, wie an Joh. Frankes Söhnlein mit Bestürzung zu sehen, er verwüste die Waldungen und lasse Burgermeister und Gerichtsschreiber mit Maulschellen behosteniren, er verbiete die Ar-

beiten an den päpstlichen Feiertagen und nenne den Bürgermeister öffentlich einen Hund, er wehre seinen Dienern nicht, wenn sie denen (evangelischen) Pfarrherrn täglich allerhand molestias zufügten, auch die Dauben vom Dach schößen u. s. f.

Was die Evangelischen Cronbergs unter diesem seltsamen Landesvater und überhaupt zu erdulden hatten, wie sie sich aber stetig tapfer widersetzt und ihr Recht schließlich bewahrt

haben, darüber ließe sich ein ganzes Buch schreiben. Ziemlich Ausführliches hat über dieses interessante Thema schon Herr Pfarrer Dr. Wilhelm Basse in seinem auf fleißigen Studien beruhenden Büchlein: „Das Rittergeschlecht und die Stadt Cronberg im Taunus, eine historischer Versuch, (Frankf. a. M. Gebr. Knauer), veröffentlicht. Es ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Deutschen Religionsbewegung und als solcher warm zu empfehlen.

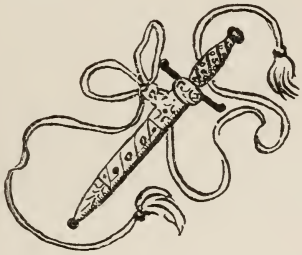
Im selben Jahrhundert, als jener Herr Adam Philipp sein gewaltthätiges Wesen trieb, sind in der Geschichte der Cronberger einige traurige Unglücksfälle zu verzeichnen, die zweien ihrer Sprossen das Leben kosteten. Am 6. April hat der wohledle und gestrenge Herr Johann Daniel von und zu Cronberg, Mainzischer wirklicher Rath zusammt dem Rheingrafen Adolf durch einen unglücklichen Zufall im 37. Jahre seines Alters „bey Ebernburg in Wasser, die Nohe, (Nahe) genannt, sein Leben ohne Zweifel selig geendet". Im selbigen Jahre „Anno 1621 Montags den 24. September ist", wie eine schriftliche, im Besitz des Herrn Gottschalck in Cronberg befindliche Notiz ohne Quellenangabe besagt, „des wohledlen, viel ehren- und tugendreichen Frawen Anna Sidonien gebohrnen Brömserin von Rüdesheim wohlseliger — zweiter Sohn Hartmud in dem Gymnasio zu Henningen von etzlichen, dasselbst eingefallenen Neapolitanischen Soldaten, als er sein Gebeth knieend und mit gefaltenen Händen verrichtet, mit 30 Stilet-Stichen unschuldig und ganz fürchterlich Weis ermordet nnd folgenden Tages deren Orts christlich zur Erde bestattet worden. Seines Alters 13 Jahre und 6 Tage. Dem Gott ein fröhlich Auferstehung gnädig verleihen wolle. Amen".

Von argem Bruderzwist redet eine in den Frankfurter

Regesten v. d. J. 1668 sich vorfindende Beschwerdeschrift des Johann Daniel von und zu Cronberg. Er beschwert sich über Kurpfalz wegen anmaßender Criminal-Jurisdiction ob des „occasione eines mit seinem Herrn Bruder gehaltenen Duells", wobei von ungefähr ein Knecht erschossen wurde. Die dieserhalb an ihn erlassene Zitation sei unberechtigt, da das Duell auf seinem frei-adligen territorio zu Yben stattgefunden habe. Wie der Bruderzwist, bei dem vielleicht das Wort „Où est la femme?" in Anwendung zu bringen wäre, auslief, davon finden wir nichts erwähnt.

Nachdem die reichsgräfliche Linie der Cronberger i. J. 1692 mit dem Sohne des würdigen Herrn Adam Philipp, dem Grafen Craft Adolf Otto, der noch die Zerstörung seines Schlosses Hohengeroldseck durch die französischen Mordbanden mit erlebte, ausgestorben war, erlosch auch bald der männliche Stamm des Geschlechtes überhaupt und zwar mit Johann Nicolaus, der, unbeweibt, i. J. 1704 verstarb und über dessen Grabe in der evangelischen Pfarrkirche zu Hanstetten das Familienschild umgekehrt wurde. Auf seinem marmornen Grabstein steht zu lesen: Anno 1704 den 17. Juli ist zu Hollenfels in Gott selig entschlaffen Herr Johann Niclas Freyherr von und zu Cronberg, Herr zu Yben, Rodenberg, Hollenfels und Altenbamberg seines Alters 70 Jahr 10 Monat 2 Wochen. Dieser war der letzte des uhralten Geschlechts von Cronberg welches anno 800 und noch vorhero seinen Anfang genommen wie dan Rudolp von Cronberg grosskanzler in Franckreich ein Ohm von Carolo Calvo — anno 1529 Walther von Cronberg Teutschordensmeister — anno 1626 Johann Sveicard von Cronberg Churfürst von Mayntz gewesen — Dessen leib Gott ein selige Auferstehung gebe. Amen.

Als eröffnetes Reichslehen gelangte dann die Herrschaft Cronberg mit den ihr zugehörigen Dörfern an das Kurfürstenthum Mainz, nach dessen Aufhören i. J. 1803 an Nassau und nach dem Kriege von 1866 an Preußen, unter dessen Herrschaft es einer neuen Blüthe entgegen zu gehen scheint.



Schloß Mespelbrunn

im Spessart.

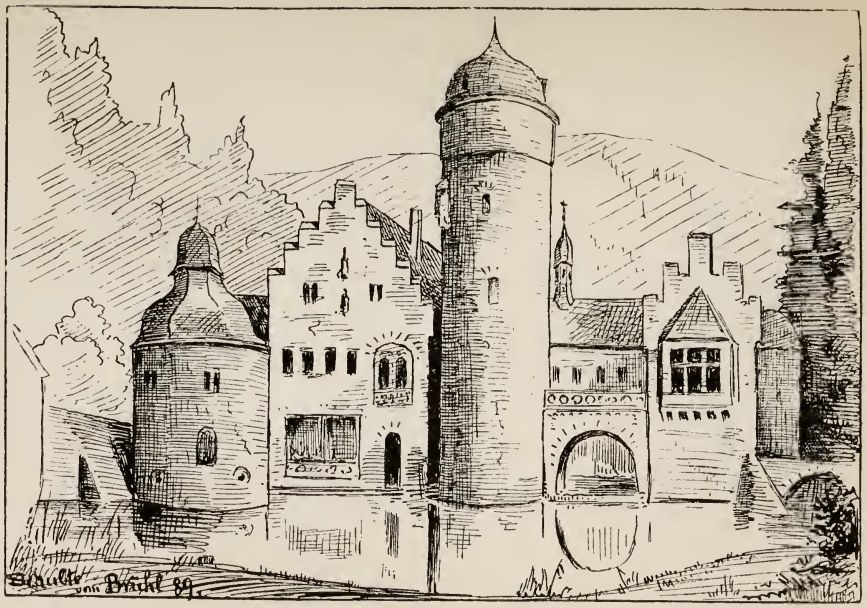
Von

Schulte vom Brühl.

Mit 14 Abbildungen.

Leipzig,
Voß' Sortiment.
G. Haessel.

Alle Rechte vorbehalten.



Schloß Meipelbrunn (Westansicht).

Der Spessart theilt mit der Rhön und der Eifel den zweifelhaften Ruf, ein rauhes und unwirthliches Gebirge zu sein, und von den zahllosen Schaaren jener Vergnügungsreisenden, die auf die französische Bezeichnung: Tourist Anspruch erheben, ist dieser romantische Waldwinkel zur Freude mancher Naturfreunde noch nicht so recht entdeckt worden. Es hat ja seine Richtigkeit, daß das Mailüfterl dort zwischen den grünen Kuppen, die in dem ungefähr 600 Mtr. hohen Geiersberg ihre größte Höhe erreichen und nach Süden, Osten und Westen vom gelben Main liebevoll umschlossen werden, während im Norden die Kinzig die Grenze bildet, eine etwas herbe Frische entwickelt, aber wer ohne staubige Straßen, civilisirte Anlagen und civilisirte Hotelpreise der Natur froh werden kann, wer nicht auf Schritt und Tritt schwitzenden, bewundernden, sommerfrischelnden Großstädtern begegnen will, der wird in den herrlichen Laubwaldungen des Spessart seine Erholung finden; und nicht die Nase rümpfen, wenn er in

einem Wirthshause der armen, lang an den Straßen sich hinziehenden Dörfer mit schlichtem Imbiß und Aeppelwein vorlieb nehmen muß. Vorzügliche Pflaumenschnäpse gedeihen übrigens fast überall in diesem Gebirge, was besondere Erwähnung verdient, und die Kartoffel, die Grundbirne, des Spessartbewohners hauptsächlichste Nahrung, führt in dem vielfach sandigen Boden des größtentheils aus Buntsandstein bestehenden Hochspessarts ein zufriedenes Dasein und mißräth nur selten. Ja, reich ist die Gegend im allgemeinen nicht, reich nur am prächtigsten Hochwald und an schier unzähligen Sagen, die sich zum Theil noch aus jenen grauen Zeiten erhalten haben, wo Alraunen Runenstäbe ritzten und der freie Deutsche den Wisent und den Bären jagte. Heute noch treibt die im Munde der Leute meist zum alten Mütterchen gewordene Lichtgestalt der Göttin Holda, die „Frau Holle" ihr Wesen, macht ihre Anwesenheit durch ein feines, silbernes Läuten bemerkbar, segnet die Blüthe des Weins bei Klingenberg, neckt und ärgert die Bösen und erfreut und fördert, alles natürlich nur in den Sagen, die Guten. Neben ihr treiben noch eine ganze Anzahl von guten und bösen Geistern in den Bergen und Thälern ihr Wesen. Der Gottseibeiuns mit Pferdefuß und Kuhschwanz, der wilde Jäger, Hexen, Elfen und Zwerge, verwünschte Fräuleins, Wasserungeheuer und Nixen, alle haben Beachtung gefunden, und Wunderblumen, Alräunchen und Springwurz nicht minder. Zum Theil treten uns diese Sagen in poetischer Fassung entgegen. Fr. Rückert, Ludwig Bechstein, A. Kaufmann, Ludwig Tieck, Wolfgang Müller, Franz Kugler, K. Simrock und viele andere berühmte und unberühmte Dichter haben in dieser Richtung den Spessart verherrlicht. Adalbert von Herrlein unterzog sich der dankenswerthen Arbeit, die Sagen in seinem Buche: Die Sagen des

Spessart* zu sammeln. In der neuen Auflage des Werkes, die Johann Schober herausgab und stark vermehrte, finden sich deren über 230, manche in der Mundart der Bewohner des rauhen Waldgebirges und gerade diese nicht zum wenigsten zeichnen sich durch kräftige Moral oder treffenden Witz aus. Als Beispiel hierfür, besonders auch als Probe der Mundart, möge nachfolgende, kleine Erzählung aus dem mittleren Elsawathal eingeschaltet werden:

Das graue Männchen beim Kloster Himmelthal.

Maant (meint) e Mancher, vor Alters wer'n die Leut gor ze dumm gêweſe, weil se ûmögliche Geschichte als enanner verzaihlt hawe, wie wemn se werklich wohl wer'n. Sell is awer weit gefehlt! 'S kummt nor druf â, wie mer son e Geschichte âsicht (ansieht): je noch dem is se dumm und je noch dem is se gescheit.

Sou hot mer als verzaihlt, bâm Klouster hatt sich vor Zeite e groh (grau) Mennche ufgehâle, un wann âner an de Stutz kumme wer, un sei Ochse ode sei Küh hette de Wage net nuf ziehe kenne, sou hett er nor e Vaterunser ze bete brauche, noch (darnach) hett'n das Mennche nuf geschobe.

Sell (soll) das bedeute, es geb' grohe Mennche, die A'm (Einem) die Wäge die Berg' naus schiebe, sou is es freilich e dummi Geschichte, sell's aber bedeute, mit'm Bete käm' âner besser vorâ, als mit'm Fluche, — un wann 'm nach die gräißte Berg in de Weg geschmisse wer'n, sou wer doch just die Geschichte net grod dumm ze nenne, un der se verzäihlt — aach net".

Ein Volksstamm, der einen reichen und vielseitigen Sagenschatz sein eigen nennt, zeigt immer eine gewisse geistige Regsamkeit, wie diese wiederum von einer körperlichen Frische und Rüstigkeit Zeugniß giebt. Beides findet sich bei den Spessartbewohnern, und es ist eine eigenthümliche Erscheinung,

* Aschaffenburg, Verlag der Krebs'schen Buchhandlung (E. Kriegenhardt).

daß eine große Armuth und — stetes Kartoffelessen diesen Menschenschlag, der sich aus Chatten, Hermunduren und Franken gemischt hat, nicht entartete, wie es doch sonst wohl bei derartigen Verhältnissen zu bemerken ist. Die Wäldler sind im allgemeinen schlank und wohlgebildet. „Die Frauen" so thut Schober in seinem vortrefflichen und übersichtlichen Führer durch den Spessart* sonderbarerweise der staunenden Mitwelt kund: „sind durchschnittlich kleiner als die Männer und zeigen eine gewisse Frische und Beweglichkeit, welche sie zum Vortheile von ihren fränkischen Nachbarinnen unterscheidet; namentlich bemerkenswerth ist ihr aufrechter Gang, bedingt durch die Gewohnheit, alle Lasten auf dem Kopf zu tragen". Jedenfalls hat der Spessarter diese körperlichen Vorzüge vor allem seinem herrlichen Laubwald und dem würzigen Odem, den dieser ausströmt zu verdanken. Eine erfrischende, staubreine Luft weht stets durch die langgestreckten Thäler und hält Geist und Körper frisch und gesund und das Auge bleibt klar beim steten Anblick der grünen Wiesen und des rauschenden Wipfelmeeres. Kein Wunder, daß der Wäldler seine Heimath liebt und sie nicht mit den Reizen gesegneter Gegenden vertauschen möchte.

„Ein andrer mag bereisen
Das Welschland und die Schweiz,
Ich werde laut stets preisen
Der Heimath zarten Reiz,
Und wenn der Welt Gedränge
Mich um die Ruh' gebracht,
Flücht' ich aus Dunst und Enge
In Deine Waldesnacht"

heißt es in einem Liede von J. Türck und diese Worte sind gleichsam ein Echo aus dem Herzen aller Spessartleute.

* Aschaffenburg, Krebs'sche Buchh. (E. Kriegenhardt.)

Das eigentliche Hauptthor zum Hochspessart ist Aschaffenburg, wenngleich das Gebirge der Zugangspförtchen viele hat; liegen doch rings umher am Maine, der es hufeisenförmig umschließt, zahlreiche freundliche, altersgraue Städtchen. Das „bayrische Nizza", wie es der dort oftmals weilende König Ludwig I. ob seines trefflichen Klimas benannte, bietet mit seinen Thürmen einen malerischen Anblick, besonders fesselt das mächtige Schloß die Aufmerksamkeit. Es wurde von dem im vorigen, die Taunusburgen Königstein, Falkenstein und Cronberg behandelnden Heft 12—13 schon erwähnten Mainzer Erzbischof und Kurfürst Johann Schweikart von Cronberg in den Jahren 1613—1619 im Renaissancestil erbaut. Hohe und kräftige, fast derb gegliederte Giebel und vier gewaltige, weit über die Häuser wegragende Eckthürme schmücken es und sind gewissermaßen zu einem Wahrzeichen für die Stadt geworden. Aber der prächtigen oder merkwürdigen Bauwerke giebt es noch mehr in der Gegend, wenn sich auch keins an Ausdehnung mit diesem messen kann. Sogar einige Wasserburgen, in einem Gebirgsland, das doch meist nur Höhenburgen kennt, eine ziemliche Seltenheit, hat der Spessart aufzuweisen. Die schönste davon ist Mespelbrunn, der ehemalige Stammsitz des bewährten Geschlechtes der Echter und Geburtshaus des berühmten Würzburgischen Fürstbischofs Julius Echter. —

Es war in der zweiten Hälfte des Mai, als ich mit einigen Freunden von Aschaffenburg aus die ungefähr 18 Klm. weite Wanderung dorthin unternahm. Ueber die Dörfer Schweinheim und Gailbach, zwischen reizenden Wiesenthälern dahin und an unzähligen, meist mit frischen Blüthenzweigen besteckten Bildstöcken vorbei führte der Weg in den morgenschönen Laubwald von Buchen und Eichen, die noch nicht

lange ihre Blättlein ausgestreckt hatten und mit einzelnen, schmalen Waldwiesen wetteiferten, welches Grün leuchtender, smaragdfarbener sei, das der von Thautropfen blitzenden Gräser oder das der jungen Baumesblätter.

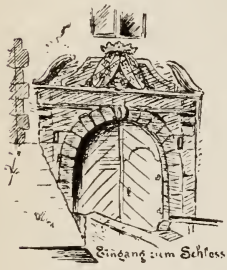
Ununterbrochen ging es so im Walde fort, bald durch Hohlwege, bald steile Berghänge hinan, wo dann der Lohn für gehabte Mühe oft in Gestalt natürlicher Aussichtspunkte winkte. Wunderbare Blicke in die stille, grüne Bergwelt, über die weiße Wolken am blauen Himmel dahinzogen, thaten sich da auf und ich kann wohl sagen, daß diese Wanderung im Spessart von allen Wanderungen, die ich in den verschiedensten Gegenden unseres weiten, an Naturschönheiten so reichen deutschen Vaterlandes unternahm, eine der genußreichsten gewesen ist. Dazu mag das Bewußtsein nicht wenig beigetragen haben, daß der Kuckuck, der von fernen Hängen herüberrief, seinen schlichten Ruf zu eigener Ergötzlichkeit ertönen ließ und nicht etwa die gefallsüchtige Nebenabsicht haben konnte, unzähligen Touristen staunende Bewunderung einzuflößen. Die unberührte Frische, die Jungfräulichkeit des Spessartwaldes ist es, was seinen Hauptreiz ausmacht. Uebrigens ist er nicht so aller Cultur bar, daß sich der Wanderer, der die Hauptstraßen meidet, im Waldesdickicht verlieren und verirren müßte. Der Verein der Spessartfreunde hat durch schlichte Wegweiser Vorsorge dagegen getroffen. Wo sonst eine Hand oder ein Pfeil die Richtung anzeigt, streckt hier des Vereins glücklich gewähltes Wappenthier, der Specht, seine Zehe deutend aus, und der freundliche Vogel, dem von der, kunstgeübten Hand des Schildermalers eine, vielleicht unfreiwillige, humoristische Darstellung wiederfuhr, verdient deshalb wohl, in diesem Hefte

ein bescheidenes Plätzchen zu finden. Uebrigens ist dies Zeichen nicht willkürlich von den Spessartfreunden gewählt. Spessart heißt nämlich eigentlich der Spechts-Hardt (Hardt = Waldgebirge). Heute noch treibt der Zimmermann unter den Vögeln dort sein Wesen und man kann öfter sein helles, gewieherartiges Lachen erschallen hören.

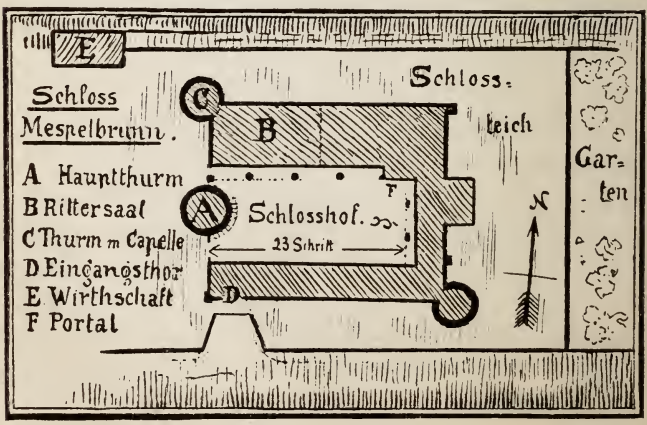
So wies uns denn der freundliche Vogel mit seiner Zehe zum einsamen Waldhäuschen der hohen Warte und dann hinab in ein vom rauschenden Elsawabach durchströmtes Wiesenthal. An den Wegrainen blühten Katzenpfötchen und Waldehrenpreis, die sandigen Hänge waren bedeckt mit dem Gold des deutschen Ginsters und es war ein Summen und Brummen von Käfern und Bienen ringsher, daß es fast erklang, wie fernes Glockenläuten über dem Walde.

Das Thal der Elsawa und das zerstreut dort an der Landstraße liegende Dörfchen Unterneudorf durchquerend und wenige Minuten ein kleines Seitenthälchen hinangehend, sieht man den altersgrauen, mächtigen Hauptthurm von Schloß Mespelbrunn über den Bäumen aufragen. Vorher zieht, am Waldesrande vortretend, ein anderes Gebäude die Aufmerksamkeit auf sich: Die Gruftcapelle der Grafen von Ingelheim, der jetzigen Besitzer des Schlosses. Es bietet jedoch kein besonderes architectonisches Interesse, wenn es auch vielleicht Anspruch darauf erheben möchte, und ein mitwandernder Architect machte sogar die boshafte Bemerkung, die Capelle mache den Eindruck, als habe sie ein Königlich Bayrischer Brücken- und Wege-Baumeister errichtet. Aber bald wird man durch den Anblick Mespelbrunns voll entschädigt. Aus einem klaren, von unzähligen Forellen belebtem Weiher, der sich rings um die Gebäude herzieht, erhebt sich das Schloß mit seinem mächtigen, runden Hauptthurm, zwei niedrigeren,

starken Eckthürmen und seinen Staffelgiebeln. Ganz eingebettet im Thal, das es gegen Westen sperrt, rings vom Wald umrauscht, ist es einer der romantisch'sten Rittersitze, die ich sah, so romantisch, daß es in mancher Beziehung sogar an eine gemalte Theaterburg erinnert, wobei doch die Phantasie des Decorations-Malers in der Regel das Möglichste leistet.



An einem, mit einer mittelalterlichen Kriegerfigur geschmückten Brunnen vorbei, geht man zu der rechts, außerhalb des Weihers liegenden Försterwohnung, wo sich stets irgend ein freundliches Wesen findet, das den Besucher über die Brücke, die ehemals zum Aufziehen eingerichtet war, an das schöne Haupt-Portal geleitet, mit einem Schlüssel des „Sesam, thue Dich auf", wahr macht und auch die weitere Führung zu den Sehenswürdigkeiten übernimmt.



Die drei Flügel des Schlosses umschließen einen 23 Schritte langen und 15 Schritte breiten Hof, der gen Westen vom Hauptthurm und einem weiten Rundbogen, über den der Weg zum Thurme führt, abgeschlossen wird. Ein Säulengang ziert den westlichen Flügel und auch den nördlichen Hauptflügel, an dessen westlichen Ende sich eine weite, bunt bemalte Halle befindet. Ihr Boden ist mit Ziegelsteinplatten, die eingepreßte Ornamente zeigen, belegt. Ueberhaupt macht der kühle Raum einen ziemlich reichen Eindruck, doch bekam das Ganze für mich etwas Unheimliches, als ich bemerkte, daß aus dem untern stabverzierten Schaft der bemalten Säulen, welche die Decke tragen, je vier roh gemeißelte Hände frei heraustraten. Eine Verwendung menschlicher Gliedmaßen, besonders aber der Hände bei ornamentalen Verzierungen, wenn sie aus Stein oder Erz hervorwachsen, hat für mich von jeher etwas Peinliches, ja Schreckhaftes gehabt. Es ist, als würde die todte Materie von etwas Unnatürlichem, Grausenhaften belebt, das vergeblich bestrebt sei, sich aus dem Banne des Steins oder des Erzes loszuringen und in diesem entsetzlichen Bemühen greifende Hände, oder sich stemmende Füße ausstrecke. Kein Wunder, wenn die Sage diese Gliedmaßen in der Geisterstunde sich bewegen läßt, wie es an einigen Orten der Fall sein soll.

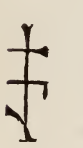
Fußbodenbelag.

Von der Halle gelangt man in das untere Geschoß des nordwestlichen runden Eckthurms, das die Capelle enthält. Es findet sich dort nicht viel Bemerkenswerthes, nur ein Glaskasten mit einem künstlich geflochtenen Palmenzweige fiel mir auf. Eine halbverblichene Inschrift daran, deren Jahreszahl nicht genau mehr zu entziffern ist, besagt: „Am 21. März,

als am Palmsonntag 18 . . empfing Friedrich Carl Graf Ingelheim, genannt Echter von und zu Mespelbrunn, diese gemachte Palme in der Sixtinischen Kapelle aus den Händen des Papstes Gregor XVI."

Allianzwappen der Echter und Adolzheim.

Das Aeußere des Schlosses ist, wie das Innere, reich an mancherlei Verzierungen, die zwar nicht überall Anspruch auf künstlerischen Werth erheben können, aber doch den Gesammteindruck zu einem recht günstigen machen. Peter Echter und seine Gattin Gertraudt von Adolzheim, deren Allianzwappen eine der Säulen ziert, haben der Burg, die sie zum Theil neu erbauen ließen, diese Verzierungen durch die Hand würdiger Steinmetzen angedeihen lassen. Ueberall sieht man die geheimnißvollen Zeichen der Meister, die sie von der Bauhütte erhielten, als sie Gesellen wurden. Sie scheinen sie mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, die einer besseren Sache würdig wäre, eingehauen zu haben und sicherlich haben sie ihre Leistungen, von denen eine häßliche Figur mit dünnem Leib und dickem Kopf, an einen Fetisch der Neger gemahnend, besonders auffällt, für treffliche Kunstwerke gehalten. Als eine solches verdient übrigens das Portal in der nordöstlichen Ecke des Hofes, das zum Treppenaufgang führt, bezeichnet zu werden. In schönem Renaissancestil gehalten und geschmackvoll gegliedert, zeigt es verschiedenfache Ausführung. Der untere mit der Jahreszahl 1564 bezeichnete Theil ist jedenfalls von



Steinmetzzeichen.

einem der schlichten Meister nach genauen Angaben eines kunsterfahrenen Architecten gemetzt worden, der obere Theil aber, der Aufsatz mit der Jahreszahl 1569, wurde wohl später auswärts von einem tüchtigen Bildhauer gefertigt und hergesandt. Er zeigt die characteristischen Portraits der Neuerbauer und Verschönerer des Schlosses, das, wie die Inschrift besagt, Peter Echters, alt 49, und seiner Gattin Gertraudt Echterin, alt 44. Ueber diesen Portraits steht die Inschrift:

Ehelich Lieb in Gott und stete Treu
Bringt Glück und Segen ohn alle Reu'.
Mit Ernst und Fleiß haben wir Gott vertraut,
Den Unsern zu gut dies Haus erbaut.

Unsere prächtige Ansicht des Thores, die Herr Kunstgewerbeschuldirector Prof. F. Luthmer in liebenswürdiger Weise für vorliegendes Werk anzufertigen die Güte hatte, zeigt diesen kernigen Spruch, der über den Bildnissen der Erbauer steht, noch einmal in seiner alten Fassung auf einer besonderen Tafel.

Im oberen Stock des Hauptflügels des Schlosses, der, vom Wasser unterspielt, vor einigen Jahrzehnten zum Theil einfiel, jedoch wieder aufgebaut und hergestellt wurde, ist eine reichhaltige Sammlung interessanter und werthvoller Gegenstände vereinigt. Porzellan, Hirschgeweihe, alte Waffen, schöne Thürverkleidungen und mancherlei Geräthe sieht man dort in den während der Sommermonate von der Schloßherrschaft oft bewohnten Räumen. Auch eine Anzahl Familienportraits fesseln die Aufmerksamkeit, so vor allem das mehrfach vorhandene Bildniß des berühmtesten der Echter, des Fürstbischofs Julius. Es zeigt, wie fast alle Echter-Portraits, ein feines, schmales, scharfgezeichnetes Antlitz mit schöngeformter Nase.

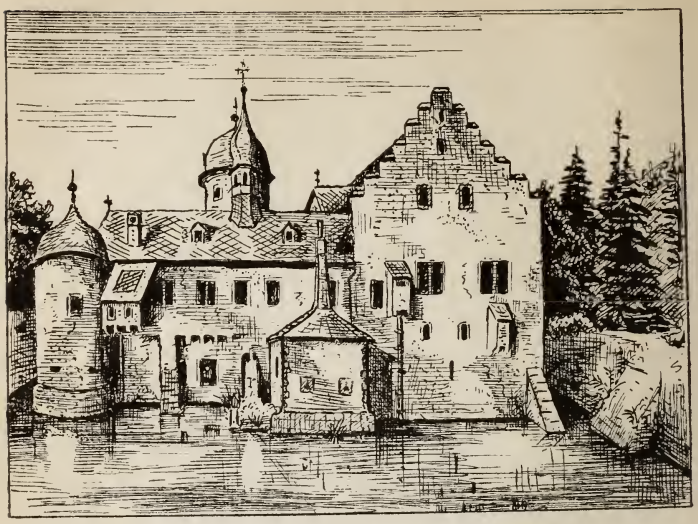
Portal zum Treppenhaus.
(Zeichnung von Herrn Prof. F. Luthmer.)

Dieser Typus tritt uns sogar in zwei vorzüglichen Gobelins entgegen, in welche die Figuren Peters und Ottilias von Echter mit ihren Sprossen säuberlich verwebt wurden. Auch die Portraits einer alten Magd und des „Michel Vetterer, aller Echter Diener" fanden Aufnahme in diese Familien-Teppiche, und in eben so feierlicher, wie steifer Haltung beten sie mit ihrer Herrschaft. Bemerkenswerth ist noch ein werthvolles, holländisches Altärchen aus Alabaster mit reicher Vergoldung und das geschnitzte Prunkbett mit hölzernem Betthimmel, eine getreue Nachahmung desjenigen, welches bei dem schon erwähnten Einsturz zu Grunde ging und in dem der nachmalige Bischof Julius das Licht der Welt erblickte. Es geschah dies am 18. März 1545 im obern Zimmer des nordwestlichen Thurmes.

Hat man die Sehenswürdigkeiten genugsam betrachtet, so empfiehlt sich ein Rundgang um den Schloßteich, wobei man sich über den hübschen Anblick, den die Ostseite des Gebäudes gewährt, noch erfreuen mag.

Die ganze Anlage macht heutzutage trotz Schießscharten Thürmen und Wassergräben kaum mehr den Eindruck, als sei sie jemals zu Vertheidigungszwecken bestimmt gewesen, aber früher, vor ihrer Wiederherstellung, war sie unzweifelhaft trutziger, ihre Gräben waren tiefer und ihre Mauern dicker. Damals mag sie, wie auch der wenige Kilometer weiter unterhalb im Elsavathal liegende ehemalige Sitz der Herren von Maiershofen, das Wasserschloß Aulborn, wohl geeignet gewesen sein, einem Feinde nachhaltigen Widerstand zu leisten, während es heutzutage nur dem friedlichen Zweck dient, seinen Besitzern einen angenehmen und geschmackvollen Sommeraufenthalt zu bieten.

Nach dem Rundgang mundet in dem bescheidenen, aber guten Wirthshause gegenüber der Försterei ein kräftiger Im-

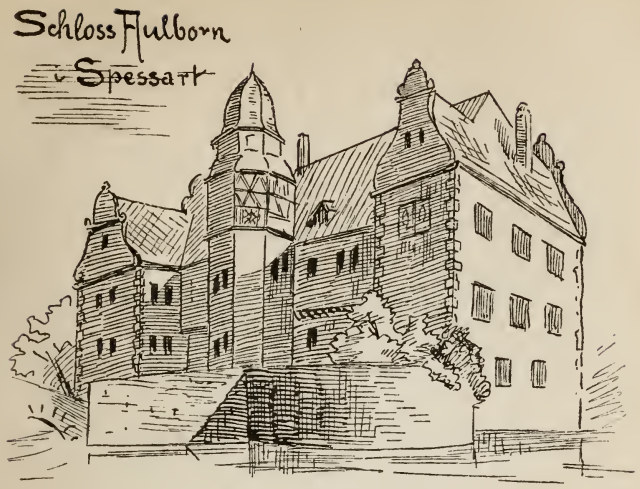


Schloß Mespelbrunn von Osten.

biß und Trunk doppelt. Wer sich freilich darauf gespitzt hat, daß sein Gaumen mit den zarten Forellen aus dem Schloßteich nähere Bekanntschaft machen würde, der wird sich schmerzlich getäuscht sehen. Ein prächtiger Eierkuchen mit Schinken macht in der Regel diese Enttäuschung wieder gut und des vorzügliche, preiswürdige Wein oder das frische Bier, welches dort zu haben ist, thun ein übriges, eine durchaus befriedigte Stimmung hervorzurufen. —

Die Geschichte des romantischen Ortes im einsamen Waldesthal ist nicht gerade reich, desto reicher aber die Sage, die damit verknüpft ist.

Das Geschlecht der Echter, deren Name nach dem einen von dem Amt, die Acht zu vollstrecken, nach den andern von der einst über sie selbst verhängten Acht herrühren soll, ist



sehr alt. Ein Wolf Echter turnierte i. J. 1019 zu Trier und ein Friedrich besuchte 1235 ein von der fränkischen Ritterschaft gegebenes Turnier zu Würzburg. Ueberhaupt scheinen die Echter rittlichen Spielen sehr zugethan gewesen zu sein. So ritt ein Echter i. J. 1439 als Mitglied der ritterlichen „Gesellschaft im obern Esel" bei einem zur Vermählung des Pfalzgrafen Ludwig stattfindenden Turnier und ein anderer, Peter II., machte zu Ehren der gleichen Gesellschaft, 1481, ein Turnier zu Heidelberg mit und 1487 als Mitglied der Gesellschaft des Steinbocks ein solches zu Worms, wie Feyerabend in seinem Turnierbuch mittheilt.

Nach mündlichen, übrigens geschichtlich unglaubwürdigen Familienüberlieferungen stammt das Geschlecht aus Tirol. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts finden wir es im östlichen Theil des Odenwaldes, von den Grafen von Erbach vielfach belehnt, ansäßig. Weiter zurück greift eine Sage, welche drei

Brüder Echter zu argen Raubrittern stempelt. Als Kaiser Rothbart von Gelnhausen aus gegen sie und anderes, adliges Räubergesindel zog, flüchteten sie vor seinem Zorne über den Main in die fast unzugängliche Wildniß des Spessarts, wo sich der eine bei Lindenfurt, der andere bei Partenstein und der dritte zu Mespelbrunn niederließ. Oefter hielten sie Rathes auf einem Berge, der zwischen ihren Wohnsitzen lag. Ein Pfahl mit drei eisernen Ringen, an den sie ihre Pferde banden, soll dort gestanden haben; heute steht dort ein Gedenkstein mit dem gräflich Ingelheimschen Wappen, gegenüber einem Forsthaus, das auch die Bezeichnung am Echterspfahl führt. Name und Ort ist außer mit jener Sage noch mit einer anderen, traurigeren, verknüpft. Danach soll ein junger Echter, ein eifriger Jäger, oftmals das Jagdgebiet der benachbarten Grafen von Rieneck verletzt haben. Warnungen und Drohungen fruchteten nichts und als sich einst der Ritter bei Verfolgung eines Wildes wieder jenseits der Grenze ertappen ließ, erfüllte der Rienecker seinen im Zorn abgelegten Schwur, dem Jagdfrevler den Kopf abschlagen und den zur Warnung für andere auf einen Stab stecken und an der Grenze aufpflanzen zu lassen. Die Stelle, wo dies geschah, soll auch am Echterspfahl gewesen sein. Von letzterem soll der Querbalken mit den drei blauen Ringen im Wappen der Echter herrühren, ein Bild, das übrigens auch die Odenwälder Familien Weckbach, Brensbach und Duborne führten. Es ist deshalb nicht unmöglich, daß die Echter ursprünglich einer dieser Familien, wahrscheinlich jener der Herren von Weckbach, angehörten und dann einen andern Namen annahmen.

Der eine dieser drei Echter, der zu Mespelbrunn, sah eines Nachts dem Wasser, an dem sein festes Haus stand, eine Nunne, (wie man im Spessart die Nixen nennt), ent-

steigen, und alsobald ergriff ihn eine heftige Liebe zu dem schönen Weibe, das, irgend eines Fehlers halber, aus dem beim Kloster Himmelthal liegenden, unergründlich tiefem Weibersbrunnen von ihren Genossinnen verbannt worden war. Diese Verbannung, über die sie schon viel geklagt und geweint, erschien ihr aber als ein glücklicher Umstand, als sie der Liebe des Ritters theilhaftig wurde. Wie eine irdische Frau lebte sie mit dem kühnen Räuber zusammen und nichts vermochte ihr Glück zu stören, als hin und wieder der Gedanke, ihr Gemahl könne sie einmal des Nachts zwischen zwölf Uhr und dem ersten Hahnenschrei, um welche Zeit sie in ihrem Born weilen mußte, fragen, wohin sie ginge und was sie in den Tiefen des Wassers triebe. Diese Frage nur vermochte alles Glück zu zerstören und mußte ihr unfehlbaren Tod bringen, aber der Echter hatte ihr versprochen, seine Neugier männlich zu besiegen. So lebten sie manches Jahr dahin, bis der Ritter eines Nachts erwachte und seine Frau davonschweben sah. Noch halb vom Schlafe befangen, vergaß er seines Worts und stellte die verhängnißvolle Frage. Da wurde die schöne Nunne von großem Kummer erfaßt. „Jetzt muß ich sterben" sagte sie, warf sich über den Geliebten und küßte ihn lange. Dann verschwand sie, obgleich er sie zu halten versuchte. Das Wasser des Espelborns schäumte und wallte auf und heulend fuhr eine Windsbraut um das Haus und machte es bis in seine Grundvesten erbeben. Wohl klagte der Echter um seine verlorene Geliebte und rief sie manchen Tag vom Ufersrande mit den zärtlichsten Namen, aber aus den murmelnden Wassern scholl es wie Weinen und er glaubte stetig einen Vorwurf daraus erklingen zu hören. Endlich mied er die Gegend, sein Haus verfiel mit der Zeit und am Espelborn wurde es wüst und öde.

Wie dieser sagenhafte Echter geheißen, davon steht nichts geschrieben. Der Anfang der regelmäßigen Geschichte des Geschlechts datirt erst aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wo ein Kurmainzischer Wald- und Bachförster Albrecht Echter zu Wintersfeld, Edelknecht der Schenken zu Erbach, die von nun an ununterbrochene Reihe der Geschlechtsgenossen eröffnet. An vielen Orten im Odenwald und Spessart war die Familie begütert. Hier trug sie eine Burg ganz oder zum Theil zu Lehen, dort einen Bauernhof, ein Garten, ein Stück Feld, eine Zolleinnahme oder gar eine Naturaliensteuer bestehend aus Hühnern, Eiern oder Butter. Von den vielen Adelshäusern, mit der sie verwandt war, nennen wir hier nur: die Hutten von Stöckelberg, die Berlichingen, Rodensteiner, Mosbach von Lindenfels, Grafen von Werdenberg, die Adolzheim, Reifenberg, Pappenheim, Rau von Holzhausen, Dalberg, Henneberg, Walderdorf, Dornbach, Berlepsch und Ingelheim. Auch mit der berühmten Dynastenfamilie der Schenken von Erbach scheinen sie verwandt gewesen zu sein, denn in einer Urkunde nennt ein Bechtold von Echter den Schenken Philipp „myn oheym". Viele des Geschlechts waren geistlich oder bekleideten auch als weltliche Herren angesehene Aemter des Kurfürstenthums Mainz, so z. B. Peter I., der am Hofe zu Mainz vielen Einfluß hatte, zu mancher diplomatischen Sendung benutzt wurde und den ein Zeitgenosse rühmend einen: „vir splendore generis clarus" nennt.

Der erste Echter, der sich E. von und zu Mespelbrunn zubenannte und der somit gewissermaßen der zweite Stammvater des Geschlechts geworden ist, war Hammann I. Er wird zum ersten Male erwähnt bei der Zerstörung der Burg Tannenberg an der Bergstraße, welche, wie ich im vorigen Hefte schon erzählte, als Raubnest zweier Cronberger Brüder

von den Pfälzern und Frankfurtern belagert und zerstört wurde. Die Echter waren Ganerben der Burg und unter den 48 Gefangenen (darunter nur fünf unverwundete), die dort gemacht wurden, befanden sich auch vier Knechte Hammanns. Dieser war jung schon in kurmainzische Dienste gekommen und ein Liebling des Erzbischofs Johann, der ihm auch die höchst einträgliche Stellung eines Vicedoms in Aschaffenburg übertrug. Von Johann empfing er als Belohnung für treue Dienste, „die Wüstung und Hofstätte, genannt der Espelborn", wo, wie ich schon mittheilte, in früherer Zeit schon einmal ein Echter gesessen haben soll. Die Sage hat diese Schenkung folgendermaßen zu erklären versucht:

Es war am ersten Maitag des Jahres 1412, als der Erzbischof im Spessart eine große Hirschjagd abhielt. Gegen Mittag ward ein starker Hirsch aufgetrieben und der Fürst, von wilder Jagdlust erfüllt, folgte, trotz Dickicht und Dorn und großer Sonnenhitze, auf seinem Renner dem flüchtigen Wilde durch Berg und Thal. Das Gefolge war längst zurückgeblieben und nur Hammann Echter war seinem Herrn noch zu Seite. Er war ein so schneidiger Reiter, daß der Bischof ihm i. J. 1408 nicht weniger wie 10 Hengste bezahlen mußte, die der Vicedom im Herrendienste zu Schanden geritten hatte.

Endlich kam die Hetze zu Ende und der Kurfürst fing das edle Wild ab. Aber nun wurden auch die Waidmänner von ihren Kräften verlassen und sie litten schwer unter Durst und Ermattung. Hammann schleppte sich mühsam fort, um einen Trunk aufzufinden und gelangte so ins Thal, wo er einen von Mispelbäumen umstandenen Quell auffand. Er kehrte zu seinem Herrn zurück und trug mit großer Anstrengung den halb Ohnmächtigen zu dem Born, dessen kühle

Fluth den Fürsten bald stärkte und erquickte. Nach einer wohlthätigen Rast ritten die Herren am Rande des Bächleins das Thal hinab und gelangten zu der Stelle, wo vor einigen Jahrhunderten an einem vom Espelborn gespeisten Weiher jener aus dem Odenwald flüchtender Echter ein Haus gebaut hatte, von dem nur noch die Trümmer standen. Bei ihrem Anblick wußte der dankbare Erzbischof, wie er des Dieners Treue lohnen könne und in Aschaffenburg angekommen, ließ er alsogleich eine Urkunde folgenden Inhalts ausfertigen:

„Wir Johann X. bekennen, das wir angesehen haben getrewe fleissige Dienste, die vns vnd vnserem Stifft Hammann Echter vnser Vitzthumb zu Aschaffenburg vnd lieber getrewer gethan hat, vnd noch in künfftigen Zeyten dhun soll vnd mag, vnd darumb vmb sonderliche günst vnd gnade, die wir zu Ime vnd Annen seiner ehelichen Hausfrawen han, So haben wir Ime vnd Iren erben geben zu Eigen die wüstung vnd Hoffstade genannt der Espelborn".

Hammann baute nun an der Stelle des eingefallnen Hauses ein neues, aber noch unbefestigtes. Dort saß er zu Ende seines Lebens als Kurmainzischer Forstmeister, hochangesehen und beliebt bei jedermann. Er starb i. J. 1427; seine Gebeine liegen zu Haimbuchenthal begraben, während die meisten der Echter zu Hessenthal, wo noch mancher prächtige und kunstreiche Grabstein die Bewunderung erregt, die letzte Ruhe fanden. Von seinen 7 Kindern trat besonders Hammann II in die väterlichen Fußstapfen. Auch er war Vicedom zu Aschaffenburg und wußte den Familienbesitz vielfach zu erweitern. Von seinen Söhnen ist nichts Besonderes zu berichten, aber sein Enkel Philipp I., der Alt zubenannt, tritt aus der Reihe der Echter wieder glänzend hervor. Zwar sind die ihm gewidmeten Familienverse:

„Philipp der Alt, ein Edelmann
Von seiner Frau kein Erben gewann,
Zu Aschaffenburg ein Vicedom ward
Zu ehren Gott er nichts gespart."

eigentlich nur eine zarte Umschreibung jener berühmten Biographie: „Er lebte, nahm ein Weib und starb", aber er sowohl, wie seine Gemahlin Agnes Elisabeth, Gräfin von Werdenberg und zum Heiligenberg, Wittwe des Schenken Erasmus von Erbach verdienen einige Worte mehr, denn weit und breit war das Paar ob seiner mustergültigen Ehe, seiner Wohlthätigkeit und echten Frömmigkeit geachtet. Philipp erbaute in Hessenthal neben der älteren, dem 13. Jahrhundert entstammenden Kirche eine neue, größere, in der er auch begraben liegt. Seine Gattin war eine ebenso schöne, als geistreiche und hochgebildete Frau und eine Freundin aller schönen Künste, die es trefflich verstand, die Wohnräume der Burg durch selbstgefertigte Stickereien und Bilder herrlich auszuschmücken und behaglich zu machen. Es mag damals ein fröhliches, gastliches Treiben zu Mespelbrunn geherrscht und sogenannte Gaukelmänner, fahrende Leute, wie das „Henche", das „Bestle" und das „alt Brüderche" mögen dort oft zum Ergötzen der Herrschaft oder ihrer Gäste ihre Narrenstreiche getrieben haben. Es sei noch erwähnt, daß die Gemahlin Philipps, ebenso wie ihre Schwester, in dem begründeten Rufe stand, sich auf die Arzneikunde trefflich zu verstehen. Dadurch und durch sympathetische Kuren soll sie viel Gutes in der ganzen Gegend gewirkt haben. Von ihrer Schwester berichtet der Chronist nach deren Tode, daß mit ihr „viel verborgene und seltsame Künste und experimenta" abgestorben seien." Das ist nun auch verzuckt und haben bemeldter Grafen (von Werdenberg) Nachkommen andere Studia, damit sie umgehen" schließt der Chronist, dem Anschein nach nicht ohne feine Ironie.

Ein nicht minder tugendreiches Leben führte Philipps Neffe Peter III., der mit Getrud von Adolzheim in einer glücklichen und fruchtbaren Ehe lebte. Er hatte das Vergnügen, von 9 Kindern Vater genannt zu werden und er ist derselbe, der das Schloß, das in seinem einsamen Waldwinkel von den aufständischen Bauern ganz vergessen wurde, prächtig ausschmücken und erweitern ließ, wie wir früher schon sahen. Er starb i. J. 1576. An seinen Namen (oder an den seines Großvaters Peter II., knüpft sich die Sage von einem verlornen Schatz. Eine bedeutende Summe Geldes, Erlös für verkaufte Liegenschaften, soll er im Schlosse vergraben haben. Da mußten denn seine Nachkommen wohl daran denken, dies verscharrte Erbe neu zu erwerben, um es wieder zu besitzen, denn er war verschieden, ohne ihnen den Ort des Verstecks noch angeben zu können. In der Todesstunde hatte er es zwar mit letzter Anstrengung versucht, aber er brachte nur die Worte „Johann Weitz" heraus. Das war sein Schreiber, der jedoch von dem Schatze nichts zu wissen vorgab. Nun suchte man und wühlte manches Jahr, doch stets vergeblich. Schließlich wandte man sich an einen Nekromanten in Erfurt, der für Geld und gute Worte orakelte: Der Schatz liege zu Mespelbrunn in einer Mauer versteckt, an einem unachtbaren Ort, da viel Spinnweb und allerlei Gerümpel sei. Jetzt wurde fast das ganze Schloß auf den Kopf gestellt und kaum blieb ein Stein in seiner Ruh, aber vergeblich. Ganz enttäuscht schickte man wieder zu dem Wundermann, der sich nun anbot, höchstselbst nach dem Spessart zu kommen und den Ort zu bezeichnen, wenn man ihm die Hälfte des Schatzes zusichere. Darauf aber wollten sich die Echter nicht einlassen und so mögen die Goldfüchse wohl noch irgendwo in den alten Grundmauern stecken, wenn der „vorbemeldte" Scribent

Johann Weitz nicht der verschwiegene Schatzheber gewesen sein sollte, was wohl anzunehmen ist.

Von den fünf Söhnen Peters des Dritten, die sich alle durch treffliche Gaben des Geistes und Herzens auszeichneten. ist der 1545 geborne Julius der berühmteste geworden, wie er denn überhaupt den Namen Echter unsterblich gemacht hat. In frischer Waldeinsamkeit aufgewachsen, von gesund denkenden, biedern Eltern auferzogen und einem achtbaren und gelehrten Hauskaplan unterrichtet, dabei aufgeweckten Geistes und lernbegierig, wurde früh schon der Grund zu seiner künftigen Größe gelegt. In Aschaffenburg und Mainz erweiterte er seine Kenntniß im Studium der altklassischen Sprachen Dann besuchte der Frühreife mit Erlaubniß des Würzburger Domcapitels, dem er als stiftsfähiger Adliger angehörte, von seinem fünfzehnten bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre nacheinander die Hochschulen zu Cöln, Löwen, Douai, Paris, Angers, Pavia und Rom, arbeitete eine kurze Zeit am Kanzleramte in Wien und kehrte, ein Jüngling, mit den Kenntnissen eines vielseitig gebildeten, gereiften Weltmannes zurück, dem Würzburger Domcapitel die ehrenvollsten Zeugnisse über seine academischen Studien und erlangten Würden vorlegend. Noch in demselben Jahre erhielt er, der allen seinen Capitelgenossen weit überlegen war, das wichtige Amt eines Scholastikers und kurz darauf wurde er zum Domdechanten erwählt. Ein Jahr später ersuchte er zwar „ob seiner Jugend und seines Unverstandes“ um Enthebung von diesem Posten, aber statt des Geforderten wurde ihm ein Vertrauensvotum und eine Erhöhung seiner Bezüge zu Theil. Als dann der Fürstbischof Friedrich gestorben war, wählte ihn, den 28jährigen, das Domcapitel zu dessen Nachfolger, womit er zugleich die weltliche Würde eines Herzogs in Franken erhielt, die mit dem

Würzburger Bischofsstuhl vereinigt war. Er entfaltete als geistlicher und weltlicher Herrscher eine ungemein segensreiche Thätigkeit, wenngleich nicht verkannt werden darf, daß er sich als weltlicher Fürst vielfach vom geistlichen Fürsten beeinflussen ließ, daß er, offen und geheim, von Ehrgeiz getrieben, Macht- und Gebietserweiterungen eifrig anstrebte und prunkliebend und gefallsüchtig war, so z. B. einen Theil der ruhmredigen Inschriften auf seinen Bauwerken selbst verfaßte. Diese Schwächen müssen aber zurücktreten vor den Glanzseiten seines Charakters und seiner Befähigungen. Umsichtig in Verwaltungs- und Geldwirthschaftssachen, thatkräftig und schöpferisch als Herrscher, ein feiner, diplomatischer Kopf und trefflicher Gesetzgeber, eifrig in seinem Glauben und doch als katholischer Fürst die Rückkehr der Andersdenkenden, mehr durch Diplomatie, als durch Grausamkeit und Gewalt erstrebend, war er einer der tüchtigsten Regenten seiner Zeit und wußte sein Staatsschiffchen wohl durch die Brandungen jener erregten Zeiten zwischen Bauernkrieg und dem Anfang des 30jährigen Krieges zu lenken. Gegen seine Familie bewies er die rührendste Liebe und Anhänglichkeit. Seinen Brüdern, von denen ihm besonders Dietrich nahe stand, verschaffte er günstige Einnahmequellen, den Schwestern gute Partien. Als seine Mutter i. J. 1583 zu Wiesentheid, im Hause ihres Schwiegersohns Hans Fuchs zu Dornheim gestorben war, folgte er ihrem Leichenzuge unbedeckten Hauptes durch ganz Würzburg bis zu seiner Residenz Marienberg. Ein gleiches that er zu Mespelbrunn, wohin er die Todte geleitete, um selber den Trauergottesdienst abzuhalten. In der Kirche zu Hessenthal errichtete er dann den verstorbenen Eltern in kindlicher Dankbarkeit ein herrliches, über fünf Meter hohes Denkmal, an dem die Verstorbenen in lebensgroßen Figuren, von ihren

Kindern, darunter ihm selbst im bischöflichen Ornate, umgeben, betend vor einem Krucifix knieen.

Unvergessen bleibt, was er an wissenschaftlichen und wohlthätigen Stiftungen gegründet hat. Er ist der Schöpfer eines der größten und reichsten Krankenhäuser, des Juliusspitals zu Würzburg, zu dem er am 12. Mai 1576 den Grundstein legte und die Alma Julia, die Würzburger Universität, die i. J. 1582 begründet wurde, und vor mehreren Jahren unter großen Feierlichkeiten ihre 3. Säcularfeier beging, verehrt in ihm ihren Stifter. Er starb, einer der größten Männer seiner Zeit, am 13. September 1617. Zahlreiche Geschichtswerke und Biographieen rühmen sein Leben und Wirken. König Ludwig I. von Bayern ließ sein Kolossalstandbild vor dem Juliusspital errichten und seine Büste in der Walhalla für große deutsche Männer aufstellen, that seinem Andenken überdies die wohlgemeinte Ehre einer poetischen Widmung in dem Werke „Walhallagenossen" an.

Humorvoll hat Scheffel den Bischof im Festlied zum 2. August 1882 verherrlicht, welches, wie folgt, beginnt:

„Herr Julius Echter von Mespelbrunn
Fürstbischof und Herzog in Franken,
Trank seinen Becher Leisten und sprach:
Mir kommt ein guter Gedanken!"

worauf er dann, wie der Dichter launig kund giebt, die Hochschule und das Spital gründete.

Unter den Geschwistern des Würzburger Herrschers waren zwei Brüder gleichfalls für den geistlichen Beruf bestimmt, als sie jedoch ihre Vorbereitungen getroffen hatten, besannen sie sich und traten, statt in Kloster und Stift, in den Stand der heiligen Ehe. Der eine, der Kaiserliche Reichshofrath Valentin, vergrößerte den Familienbesitz um ein Beträchtliches

und wußte es i. J. 1623 zu bewirken, daß Kaiser Ferdinand II. ihn und seine Geschwister in Anerkennung der Verdienste, welche sich die Familie in ihren verschiedenen Aemtern erworben hatte, in des Reiches Frei- und Bannerherrenstand erhob.

Ein rechtes Weltkind in der im allgemeinen sehr frommen Familie mag des Bischofs Bruder Adolf, wahrscheinlich der Verfasser der im Manuscript erhaltenen Verse auf die einzelnen Familienmitglieder gewesen sein. Auf die Rückseite des betreffenden Heftes schrieb er nämlich:

Lenz ohne Wiz.

„Manchen Hirsch hab' ich helfen jagen
Viel mehr Stein zum Bau getragen;
Bin ich Voll, so will ich geigen und Singen,
Thät doch deren keines wohl gelingen,
Hab leider nicht Viel der Wiz,
Drumb steh ich bei dem ofen und schwitz."

Aus der langen Reihe der Echter zu Mespelbrunn, deren von Albrecht I. an bis zum Aussterben 87 zu zählen sind, seien nur noch einige erwähnt, von denen Ungewöhnliches, wenn auch nichts Bedeutendes, zu berichten ist. So steht bei der 1598 geb. Maria Agathe berichtet, sie sei „miraculose geboren worden, da sie auf drei Stund kein Leben nach der Geburt hatte und nochmals Gott ihr Gnade zum Leben gab". Ihr Bruder Albrecht scheint als Schüler schon tiefsinnige Betrachtungen über den Spruch „Jung gefreit, hat niemand gereut" gepflogen zu haben, denn er vermählte sich, erst 19 Jahre alt, mit der nur 14jährigen Tochter eines Kottwitz zu Aulenbach. Da ich einmal beim Capitel des Absonderlichen bin, will ich hier noch erwähnen, daß ein Echter, der 1442 als Domdechant in Mainz starb, an einem Blasensteine

litt. Dies ist zwar nichts Absonderliches, wohl aber, daß man sothanen Blasenstein in der Andreaskapelle, wo der Besitzer begraben liegt, säuberlich hinter einem eisernen Gitter aufbewahrt. Uns mag das heutzutage verwunderlich vorkommen, aber die Kirchen des Mittelalters waren oft die reinen Raritätenkasten.

Von den letzten Zweigen des Echter'schen Geschlechts ist Maria Ottilie, geb. 1627, noch zu nennen. Der kurmainzische Rittmeister Ludwig von Ingelheim hatte das anmuthige und geistvolle Mädchen (das überdies die schätzenswerthe Eigenschaft besaß, Erbtochter des ganzen Geschlechts zu sein), bei Jagdausflügen im Spessart kennen und schätzen gelernt und er führte die neunzehnjährige als Braut heim. Ein practischer Sinn und Sparsamkeit zeichnete sie aus, dabei aber war sie äußerst mildthätig und erweiterte bei ihrem Tode (1701) eine jährliche Stiftung von Brod und drei Malter Korn an die Armen, welche schon früher bestanden haben soll. Eine legendenartige Sage knüpft sich daran: Ein Echter, wie seine Väter ein Freund des Waidwerks, dabei ein frommer und mildthätiger Herr, war eines Morgens eben im Begriff, seinen Rappen zu besteigen, und zu fröhlichem Jagen auszuziehen, als ihm ein Armer in den Weg trat und demüthig um eine Gabe bat. Aber der Ritter, der Mühe hatte, sein ungeduldiges Thier zu halten und sich in den Sattel zu schwingen, schrie den Bettler an, bei Seite zu gehen und zu gelegenerer Zeit wiederzukommen. Dann sprengte er mit seinen Genossen, von der kläffenden Meute begleitet, davon. Schon war die Jagd fast beendet und man schickte sich an, nach Hause zu reiten, da ward noch ein Hirsch aufgethan und rastlos sprengte ihm der Echter nach. Das Gefolge blieb bald zurück, der Abend senkte sich herab und wilder wurde die Gegend. Plötz-

lich war der Hirsch verschwunden. Des Jägers Roß aber bäumte sich vor einem steilen Abgrund. Sattelgurt und Zügel rissen und kaum entging der Reiter einem gefährlichen Sturze. Rathlos stand er nun in der unbekannten Wildniß, überdies von Durst und Hunger gepeinigt. Da nahte ihm ein Retter in der Noth. Der Bettler, den er am Morgen so gröblich angefahren, stand vor ihm, zerriß wortlos den Leibgurt, und brachte damit das Sattelzeug wieder in Ordnung. Dem Reiter gab er ein Stück Brod und einen Trunk aus der Flasche und dann nahm er das Pferd am Zügel und führte es auf gebahnten Weg, wo er den Verirrten zurecht wies. Ehe sich dieser, den eine aufrichtige Reue und Scham erfaßt hatte, bedanken konnte, war der Fremde verschwunden. Der Ritter aber stiftete zum Gedächtniß eine alljährlich am Tage der Jagd zu vergebende Brodlieferung an die Armen.

Der letzte, männliche Sproß des Echter'schen Geschlechts, Johann Philipp, starb am 16. März 1665 im 18. Jahre. Im Dom zu Würzburg liegt er begraben und der umgestürzte Helm und Schild auf seinem Grab besagt, daß in ihm der letzte Echter dahingegangen.

Durch die bereits genannte Erbtochter Marie Ottilie kam der Echter'sche Besitz, mit Ausnahme der meisten an die Lehensherrn zurückfallende Manneslehen (die nur auf männliche Sprossen vererbt werden konnten), an die Freiherrn von Ingelheim, die i. J. 1737 in den Reichsgrafenstand erhoben wurden. Sie vereinigten mit ihrem Wappen dasjenige der Echter und nennen sich: Grafen von Ingelheim, genannt Echter von und zu Mespelbrunn. Pietätvollen Sinnes sind sie stets bestrebt gewesen, den Stammsitz des tüchtigen und ruhmreichen Echter'schen Ge-

schlechts zu erhalten und zu verschönern und so ist denn Schloß Mespelbrunn, nicht allein durch seine herrliche Lage, eine Perle des Spessarts, ja, des ganzen Frankenlandes und der Besuch des Ortes wird jedem Naturfreund aber auch jedem Freunde der Geschichte, eine Fülle schöner Anregung bieten.

Der Kyffhäuser.

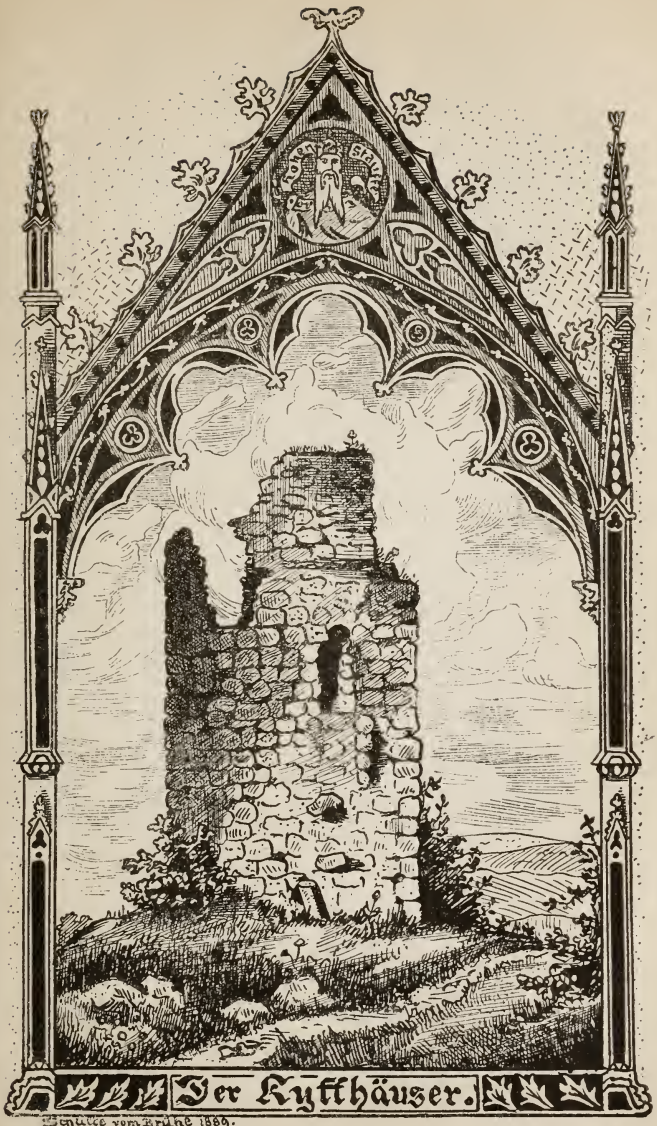
Von

Schulte vom Brühl.

Mit 10 Abbildungen.

Leipzig,
Voß' Sortiment.
G. Haessel.

Alle Rechte vorbehalten.


Hohen Staufe
Der Kyffhäuser.
Schütte vom Brühe 1884.

Um jedes alte Gemäuer, um jeden zackigen Bergesgipfel fast schlingt sich in Deutschland der Epheu der Sage. Aber nur wenige Orte giebt es, deren Sagen so allgemein bekannt und für die Allgemeinheit, für das ganze deutsche Volk, so von Interesse sind, wie diejenigen, die mit Berg und Burg Kyffhäuser in Beziehung stehen. Die seltsame Mär von dem schlummernden Kaiser im Bergesinnern gilt seit Jahrhunderten als eine echte Reichssage; die Kinder in der Schule wissen von ihr und unzählige Dichter, große und kleine, haben sie in Rhytmus und Reim gefaßt.

Freilich gehörte ein Nationalheld, wie einer der großen Hohenstaufen, dazu, um ein Märchen so national zu machen, wie dieses, aber es ist auch ein weit bekannter und möglichst weit sichtbarer Ort dazu nöthig, ein Ort, der durch seine hervorragende Lage schon die Erinnerung an die mit ihm verknüpfte Geschichte oder Sage stets wach erhält. Dies trifft in seltener Weise beim Kyffhäuser zu. Als waldiger, hoher Rücken zieht sich das Gebirge von Osten gen Westen im Norden des Thüringer Landes, fast 20 km lang, dahin. Seinen rauhen Fuß setzt es nördlich in jene lachende Ebene, die ihrer

Fruchtbarkeit wegen seit alter Zeit „die goldene Aue“ genannt wird und die, von der murmelnden Helme durchströmt, Thüringen und den Harz voneinander trennt. So steht es, gleichsam eine hohe, steile Mauer bildend, trutzig da, und ernst und gewaltig, wie es selber, schaut auch im Osten die Thurmruine der einstigen Kyffhäuserburg von ihrer 457 m ü. d. M. betragenden Höhe in die schmale Ebene nieder. Wohl jeder, der sie so hoch und frei ragen sieht, mag das Verlangen empfinden, sie näher zu besichtigen, und so lassen es sich denn auch alljährlich tausende von Reisenden nicht verdrießen, jene geweihte Stätte auf Schusters Rappen oder im bequemen Wagen zu besuchen. Wenn aber erst da droben das geplante Kaiserdenkmal errichtet worden ist, dann wird der Ort, gleichwie das Nationaldenkmal auf dem Niederwald, zu einem rechten Wallfahrtsziel unzähliger Vaterlandsfreunde werden.

Fußgänger nehmen gewöhnlich das an der Eisenbahn Nordhausen-Halle gelegene Städtchen Roßla, Sitz des regierenden Grafen zu Stollberg-Roßla, der dort ein geschmackvolles Schloß bewohnt, zum Ausgangspunkt der Wanderung. Ist der Ort, dessen schöne Kirche besondere Aufmerksamkeit verdient, durchschritten, so wandert man über die Brücke der Helme in ein freundliches Wiesenthal, und bald geht's auf gutgehaltener Landstraße in einstündiger Wanderung nach Sittendorf, das fast am Fuße des steil aufstrebenden Kyffhäuser gelegen ist. Stets hat man den ganzen Bergrücken vor sich. Außer dem geborstenem Thurm der einstigen Kaiserburg zieht besonders die vielleicht 4 km weiter gen Westen auf hohem Bergkegel gelegene Ruine Rothenburg die Blicke auf sich. Gewöhnlich wird sie von den Kyffhäuserwanderern mit besucht, da sie an sich viel Interessantes bietet und da dem

Wegmüden auch dort ein guter Trunk und kräftiger Imbiß winkt. Diese Burg ist wahrscheinlich im elften Jahrhundert

als Schutzwehr gegen die Wenden von den reichbegüterten Grafen von Beichlingen, die sich später zum Theil nach dem neuen Sitze nannten, erbaut worden. Kaiser Otto IV. zerstörte die Feste, weil der Burgherr den dem Kaiser feindlichen Landgrafen Hermann von Thüringen gegen ihn unterstützt hatte, aber sie wurde bald wieder aufgerichtet. Als der Stamm ihrer Besitzer ausgestorben war, fiel sie an das Haus Schwarzburg, welches sie im Besitz behielt. Merkwürdig ist die vor etwa 350 Jahren im Schutt der schon früh verwahrlosten und verfallenen Burg aufgefundene erzene Figur, der sogenannte Püsterich, über den Gelehrte und Ungelehrte schon viel ungereimtes Zeug geschrieben haben. Er stellt einen

etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß hohen, bausbäckigen Jungen mit platter Nase, dummem Gesichtsausdruck und aufgetriebenem Bauche dar. Inwendig ist er hohl und faßt ungefähr 9 Liter. Auf dem Kopfe und im Munde befinden sich zwei Oeffnungen. Füllte man den Püsterich mit Wasser, verschloß jene Oeffnungen mit einem Pflöckchen und erhitzte das Ganze, so mußten die nach Befreiung strebenden Dämpfe naturgemäß die Pflöcke austreiben, was wohl mit einem vernehmlichen Knall geschah, wonach dann schnaubende Dampfstrahlen pustend aus Mund und Kopf drangen. Dies erschien der Menschheit früherer Jahrhunderte als etwas Unheimliches und das harmlose Gebilde wird um so eher in den Ruf eines argen, Unheil stiftenden Götzenbildes gekommen sein, weil man es verstanden hat, der Füllung feuerfangende Stoffe beizumischen, so daß der Junge unter Umständen außer dem Dampf auch noch Flammen und Rauch spie. Als man einst im Sondershauser Schlosse, wohin der Püsterich verbracht worden war und wohl heute noch ein halbvergessenes Dasein fristet, derartige Experimente mit ihm anstellte, wäre das Schloß fast ein Raub der Flammen geworden. Jedenfalls haben wir es in der seltsamen Figur, von der u. a. Imanuel Weber in seinem Buche: „Pusterus, vetus germanorum idolum“ (Gießen 1717) eine Abbildung brachte und die auch in der Arbeit: „Die sogenannten Werke des Teufels auf dem Erdboden“ (Freiburg 1751) verbildlicht wurde, nicht mit einem heidnischen Idol zu thun, vielmehr ist der sonderbare Knabe, dieser Vorläufer des papinischen Topfes, eine Spielerei aus dem späteren Mittelalter und hat irgend einen Experimentenmacher zum Vater. Uebrigens warf der Geist der Rothenburg der Gelehrsamkeit noch einmal eine harte Nuß zum Knacken vor. Man entdeckte in der Ruine der Burgkapelle eine halb verwitterte, höchst selt-

same Inschrift und viele Deutelesse der heimischen Wissenschaft machten sich daran, sie zu entziffern. Nach langen, vergeblichen Anstrengungen brachte dann ein besonders findiger Kopf die Forschung zum krönenden Abschluß und die staunende Mitwelt vernahm, daß jene Inschrift von einem Schäfer herrühre und besage, daß dieser Biedermann im Jahre 1683 da droben der Herrschaft Lämmer gehütet habe. So viel von der Rothenburg, von deren Fuß aus man einen herrlichen Blick in die Gegend genießt und die von ihrer waldigen Höhe aus den von Roßla nach dem Kyffhäuser Wandernden stetig herübergrüßt.

Von Sittendorf geht es nun steil den Berg hinan, gerade dem mächtigen Thurm der einstigen Kaiserfeste entgegen. Bald wird der fruchtbare Boden der goldenen Aue von Sand durchsetzt, den Regengüsse zu Thale führten. Mit dem genügsamen Kirschenbaum, der seine Nahrung hauptsächlich der Luft entnimmt und dessen Wurzeln deshalb mit dem schlechtesten, steinigsten Boden vorlieb nehmen, sind die Seiten des von der breiteren Landstraße abzweigenden Bergweges bepflanzt, aber nach kurzer Wanderung thut sich ein prächtiger Wald auf, der die oft jäh abfallenden Hänge des ganzen Gebirges rings umgürtet. Steil, oft schlangenförmig gewunden, führt der Pfad empor, bis man etwas unterhalb der Ruine auf dem von der Kaiserfeste zur Rothenburg führenden Wege, dem alten Rennwege, der einstigen Grenzscheide zwischen dem Nabelgau und dem Helmegau, anlangt. Ein Schuppen zum Unterbringen der Wagenpferde ist hier errichtet, von dem aus in wenigen Minuten, am Fuße der zwischen Bäumen hervorlugenden Ringmauerreste entlang, das ehemalige Hauptthor der Burg, das sogen. Erfurter Thor, erreicht wird. Seine überwölbte Halle dient jetzt dem Burgwirth als Keller, wäh-

rend zur Seite durch die sich abgerundet ansetzende Mauer ein zur Treppe hergerichteter Zugang gebrochen worden ist.

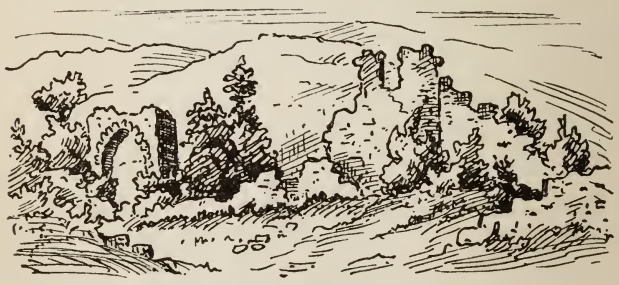
Durch ihn gelangt man in den Hof, um sogleich zu gewahren, daß dort für den von der Wanderung Ermüdeten in trefflicher Weise Vorsorge getroffen wurde, bessere, als man sonst wohl an derartigen hochgelegenen Orten erwartet. Der rührige Wirth, Herr Günther Reinecke, hat aber nicht nur Bedacht genommen, daß der Pilger auf den unter grünen Bäumen aufgestellten Tischen erfrischenden Trank und guten Imbiß findet, es ist auch für gedeckte Räume gesorgt im Falle ungünstige Witterung den Aufenthalt im Freien verwehrt, und überdies sind droben Betten zu haben. Dreimal täglich holt ein Postbote die „Grüße vom Kyffhäuser" ab, mit welchen die Reisenden ihre Angehörigen zweifellos bedenken und so sind, da auch die Wirthspreise sich in durchaus angemessenen Grenzen halten, alle Forderungen erfüllt, die ein verwöhntes Kind des neunzehnten Jahrhunderts auf einsamer Bergeshöhe an die Behaglichkeit stellen kann.

Gleich neben dem Zugang zum mittleren Hof, der hier vielleicht von Süden nach Norden 35 Schritt breit ist und der an der andern Seite, dem Erfurter Thor und dem sich daran schließenden Wirthschaftsgebäude gerade gegenüber, den nun verschütteten, weiten Brunnen enthält, befindet sich der Platz, auf dem das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm errichtet werden soll. Der Kriegerverein zu Roßla hat die Sammlungen begonnen und bis zum Sommer 1889

bereits weit über 120 000 Mark zusammengebracht; Fürst Georg von Schwarzburg-Rudolstadt, der Landesherr des Kyffhäusergebirges, übernahm das Protektorat und man darf wohl hoffen, daß das Werk zu einer prächtigen und großartigen Ausführung gelangen wird. Es soll von seinem erhabenen Standpunkt aus weit in die Lande schauen und wird zu diesem Zweck wohl eine nicht unbeträchtliche Höhe haben müssen. Die Kosten werden bedeutend sein, aber nicht nur die deutschen Kriegervereine, an welche in erster Linie die Aufforderung erging, zu dem Ehrenmal beizusteuern, werden die Errichtung des Hochbilds ermöglichen, jeder gute Patriot, der es nur vermag, trägt gewiß sein Scherflein bei und auch kein Kyffhäuserpilger wird es versäumen, in die oben aufgestellte Sammelbüchse seinen Obolus zu werfen. So wird sich nach wenigen Jahren an demselben Ort, wo die Sage von der Neugründung eines mächtigen, deutschen Reiches lebendig wurde, ein hehres Denkmal jenes Kaisers erheben, unter dem diese Neugeburt vollzogen wurde und Alldeutschland in seinen Fürsten, seinem Volk und seinen Kriegern wird in treuer Gemeinschaft dieses neue Sinnbild deutscher Einigkeit, Macht und Größe errichten.

Ungefähr 100 Schritt vom Denkmalplatz entfernt, von der übrigen Anlage durch einen tiefen, 42 Schritt langen, in den Felsen gehauenen Graben getrennt, erhebt sich das Wahrzeichen des ganzen Gebirges, der uralte, mächtige Thurm, der den eigentlichen Namen „der Kyffhäuser“ führt, im Munde des Volkes aber auch als „der Kaiser Friedrich“ bezeichnet wird. Ich schätze seine Höhe auf 21 m; seine Grundfläche beträgt etwas über 10 m im Geviert. Sein Inneres ist nicht zugänglich, wenigstens befindet sich der Eingang zu dem keine Treppe mehr emporführt, wie gewöhnlich bei den

alten Bergfrieden, hoch über dem Boden. Das ungefüge, aus groben Quadern bestehende Gemäuer ist vom Zahn der Zeit arg zernagt und vielfach geborsten und von Blitzen beschädigt, aber es macht auf seiner freien Höhe immer noch einen trutzigen, ja stolzen Eindruck und bietet, wie ein narbenbedeckter, alter Held dem Feinde, der Zeit und den Stürmen Trotz. Von seinem Fuße aus überblickt man ein weites Gelände. Nach Nordosten und Westen erstreckt sich die goldene Aue mit ihren stattlichen Dörfern und freundlichen Städtchen. Ihr Anblick ist so schön, daß Graf Botho von Stollberg, als er i. J. 1494 aus dem heiligen Lande zurückkehrte und von dieser Höhe zum ersten Male wieder herniederschaute, entzückt ausrief: „Geht mir mit dem gelobten Lande; ich lobe mir die goldene Aue.“ (Luther's Tischreden.) Weiter hinaus hinter der Aue ragt der Harz; von seinen Höhen fällt der Brocken, der Auerberg und der Ramberg besonders in die Augen, während an seinem Südrande die hellleuchtende Ruine



Aus der Ruine Questenberg.

Questenberg auf steiler Felswand sichtbar wird. Eine geschichtliche Bedeutung besitzt diese, wahrscheinlich von den Grafen von Hohenstein erbaute Burg, die bis zum dreißigjährigen Kriege bewohnbar war, nicht, aber eine hübsche

Sage ist mit ihr verknüpft. Einst hatte sich des Burgherrn Töchterlein, ein reizendes Kind von vier Jahren, das er unbeschreiblich liebte, im Walde verloren. Ein Köhler, der es tief im Gehölz fand, wie es mit den zarten Fingerchen Blumen pflückte, nahm es in seine Hütte auf und da er nicht wußte, wem es zugehörte, behielt er es bei sich. Wenige Tage später fanden endlich die zum Suchen ausgesandten Leute des zur Burg gehörenden Dorfes das Mägdlein vor der Köhlerhütte sitzen, wie es seiner Lieblingsbeschäftigung oblag und Kränze wand, die in der dortigen Gegend Questen genannt werden. Jubelnd wurde es dem trauernden Vater wieder zugeführt, dem es lächelnd seinen Kranz hinhielt. Der Ritter nannte nun seine Burg und das Dorf, welche früher den Namen Finsterberg führten, zur Erinnerung an die glückliche Wiederkehr seines Kindes: Questenberg, belohnte das Dorf mit einem schönen Stück Wald und stiftete das jährlich zu feiernde Fest der Queste. Das Dorf Roda jedoch, das beim Suchen nach dem Kinde nicht Theil genommen hatte, weil die Bewohner gerade beim Pfingstbier saßen, wurde in schwere Pön genommen, und mußte jedes Jahr am Pfingstabend eine Mandel Käse an den Questenberger Pfarrherrn liefern.

Wie nach Norden, Osten und Westen, so hat man auch über die waldigen Höhen im Süden vom Kyffhäuserthurm aus einen hübschen Ausblick. In nebliger Ferne, genau gen Mittag, liegt der Ettersberg bei Weimar; näher sieht man den hohen Thurm der Sachsenburg bei Oldisleben ragen, eine Burg, welche der Sage nach schon von den Sachsen i. J. 525 n. Chr. als Grenzburg erbaut worden sein soll. Sie war eine Zeit lang in Besitz der bei der Rothenburg schon erwähnten Grafen von Beichlingen und wurde erst in diesem Jahrhundert unbewohnbar. Das kaum zwei Stunden vom

Aussichtspunkt entfernte Frankenhausen kann man wegen der vorgelagerten Berge nicht sehen, doch wenn uns auch der hübsche Anblick der alten Salzstadt entzogen ist, man erinnert sich doch jener historischen Begebenheit, welche für die Geschichte Thüringens von großer Wichtigkeit ist und ein dunkles Blatt in der Geschichte Frankenhausens bildet. Am 15. Mai 1525 fand dort am Schlachtberg die große Bauernschlacht statt. Die 8000 Aufrührer, welche unter Münzers Anführung die wildesten Gräuel verübten, wurden bis auf wenige niedergemacht. Der Hauptunhold selbst hatte sich in die Stadt geflüchtet und man entdeckte ihn in einem Dachkämmerchen, wo er in ein Bett gekrochen war und einen alten, kranken Mann zu spielen suchte. Die List nutzte ihm aber nichts, er wurde gefangen genommen, in Heldrungen verhört, schwer gefoltert und dann in Mühlhausen mit mehreren Helfershelfern enthauptet.

Vom Thurm, um den die westliche Ringmauer und der Graben einen fast 50 Schritte langen Hof bilden und der mit dem ihm anlehnenden, nicht mehr vorhandenen Gebäuden den stärksten Theil der Reichsfeste, die Oberburg, ausmachte,

gelangt man durch den Graben und ein durch die Mauer führendes Pförtchen auf die nördliche Seite der Anlage. Hier setzt sich die Mauer ununterbrochen, theils noch in einer Höhe von fünf Metern, bis zum Brunnen fort. Sie ist fast $1^1/_2$ Meter stark, nach der innern und äußern Seite von Quadersteinen aufgeführt und innen mit Gußwerk ausgefüllt. Schattige Waldwege führen an ihrem Fuß dahin und rings um sie her. Sie umschloß, an einzelnen Stellen doppelt,

das ganze, zungenförmige Bergplateau und sie ganz zu umschreiten erfordert fast eine Zeit von 25 Minuten, ein Beweis, wie ausgedehnt die Burg war. Geht man an der nördlichen Seite gen Osten fort, so kommt man, ungefähr 200 Schritt vom Brunnen entfernt, an ein Thor, das sogen. Kapellen-Thor, durch welches man an den Resten eines runden, starken Thurmverließes vorbei an die Kapelle, einen in seinen Trümmern noch stattlichen Bau, gelangt. Ursprünglich wohl bedeutend kleiner, wurde sie im 15. Jahrhundert erneut und vergrößert und als Kapelle vom heiligen Kreuz wegen eines wunderthätigen Kruzifixes im späteren Mittelalter zu einem vielbesuchten Wallfahrtsort. An sie schloß sich ein nun ganz überwucherter Todtenacker, eine Begräbnißstätte, welche den daselbst Ruhenden die ewige Seligkeit verbürgen sollte, weshalb sich damaliger Zeit viele reiche Leute dort begraben ließen. Die Kapelle liegt schon in der Unterburg, deren Mauerspuren sich noch weiter nach Osten verfolgen lassen. Man hat von ihrem äußersten, waldumrauschten und windumwehten Vorsprung aus einen herrlichen Ausblick nach Osten. Zu Füßen liegt das Dorf Tilleda, wo sich einst jene Kaiserpfalz befand, zu deren Schutze Burg Kyffhäuser vielleicht errichtet wurde. Weiter hinaus liegt Brücken, Wallhausen (auch einst Stätte eines Kaiserpalastes)

Sangerhausen, und das schimmernde Band der der Unstrut zueilenden Helme blitzt hier und dort zwischen Wiesengrün freundlich hervor.

Durch das Kapellenthor in die Mittelburg zurückgehend, gewahrt man plötzlich ein gähnendes Felsenthor. Mit einem etwas bänglichen Gefühl mag wohl jeder den engen Spalt durchschreiten, worauf man sich in einer dämmerigen, wilden Schlucht mit hochaufgethürmtem Gestein befindet. Mächtige Blöcke, feucht und mit Moos bewachsen, liegen rings umher und nur schwer windet man sich durch dieses Chaos hindurch. Bäume, die oben über der Spalte ihre Kronen vereinigen, und mageres Unterholz haben mühsam zwischen dem Gestein Wurzel geschlagen und es ist unheimlich und still an diesem Ort, der ganz den Eindruck macht, als sei er zum Versteck eines wilden Raubthiers geeignet, oder aber, als könne plötzlich aus einem Spalt der sagenhafte Zwerg Barbarossas hervortreten, um den in diese schauerliche Wüstenei Vorgedrungenen in den geheimnisvollen Berg hinabzulocken. Eine dicke, glänzend schwarze Spinne, deren Hinterleib so groß war wie

eine Kirsche, kroch mit den langen, haarigen Füßen faul über eine Felswand, das einzige Lebewesen, welches ich in der Schlucht bemerkte. Diese mag als Steinbruch gedient haben, einige zu Mühlsteinen zugehauene Blöcke am Eingang reden sogar noch davon, aber doch sieht das Ganze nicht aus, als sei es durch Menschenhand in diesen Zustand der Wirrniß gekommen. Es scheint, als wenn eine im Bergesinnern zusammengestürzte Höhle diesen wilden Einriß in die Oberfläche bewirkt habe; höhlenreich mag der Kyffhäuser wohl sein, und die Barbarossahöhle bei Frankenhausen mit ihren klaren Seen und prächtigen Tropfsteinbildungen ist ja eine hervorragende Sehenswürdigkeit des Gebirges. In der zwischen der Mittelburg so versteckt liegenden Schlucht, daß man sie fast umgehen kann, ohne sie gewahr zu werden, ist auch ohne Mühe eine Merkwürdigkeit zu entdecken, nämlich die in das Rotliegende eingebetteten, verkieselten Baumstämme, so hart versteint, daß der Stahl Funken an ihnen schlägt. Derartige Versteinerungen zeigen sich besonders viele in den mächtigen Steinbrüchen an der Südseite des Berges. Steil fällt sie ab in das dunkle, lauschige Waldesthal der Wolweda, durch welches der kalte, wunderklare Taterborn dahinrieselt, in seinem Murmeln gleichsam von den wunderseltsamen Dingen redend, die im Innern des Gebirges, dem er entsprungen, zu sehen sind.

Der Ursprung der Burg Kyffhausen*) fällt vielleicht noch

*) Der Name Kyffhausen hat die verschiedenste Deutung erfahren. Mag sein, daß er mit dem wendischen Kov = Bollwerk oder Feste zusammenhängt, oder mit Kyf = Zank, Streit oder Krieg oder mit dem Keltischen ceap = Bergkopf. Demnach würde Kyffhausen so viel bedeuten wie Haus auf dem Bergkopf. Diese Deutung scheint mir um so stichhaltiger zu sein, da man heute noch in der Gegend eine Bergkuppe wohl als „Kippe" bezeichnet.

in die Zeit der Frankenkönige, in die Heidenzeit, und ist jedenfalls mit dem Entstehen eines Königshofes zu Tilleda, dessen schon um das Jahr 800 Erwähnung gethan wird, enge verbunden. Waren doch die königlichen Pfalzen, die in den einzelnen Gauen zerstreut lagen und in denen sich die Herrscher, einer festen Residenz entbehrend, bei ihren Zügen durch das Land zeitweise aufhielten, meist durch eine in der Nähe liegende, feste Burg gedeckt. Oft hielten die Kaiser aus dem sächsischen Hause, wie in den benachbarten Orten Nordhausen, Wallhausen und Allstedt, auch zu Tilleda Hof und Otto II. überwies sogar seiner Gemahlin Theophane, der griechischen Kaiserstochter, mit Nordhausen und einigen andern auch diesen Kaiserhof zum Leibgedinge. Eine wesentliche Bedeutung erhielt der Ort, an dem im Verlaufe der Zeit mancherlei wichtige Urkunden ausgestellt worden waren, noch durch

die dort i. J. 1194 erfolgte Versöhnung Kaiser Heinrichs VI. mit dem alten, trutzigen Herzog Heinrich dem Löwen.

Der benachbarten, jedenfalls schon lange bestehenden, nach Sagen, (natürlich ganz unglaubwürdigen) von Kaiser Julius (Cäsar) erbauten Burg Kyffhausen wird zuerst in der Zeit von 1116—1118 gedacht. Der Chronist des Klosters Goseck berichtet dort, daß der dem Kaiser verbündete Pfalzgraf Friedrich, nachgeborner Sohn des angeblich von Ludwig dem Springer ermordeten Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, die Burg mit tapferen Männern besetzt habe, doch hätten die Fürsten der aufrührerischen Sachsen auf Antrieb des Herzogs Lothar den Berg „Kuffese" erobert, die Befestigungen niedergebrannt und sie der Erde gleich gemacht. Nach einem sächsischen Annalisten wäre dieses geschehen, weil die Besatzung die umliegende Gegend durch fortwährende Raubzüge belästigt hätte. Die Burg scheint nun unter den Kaisern Lothar von Sachsen, (der sie als Herzog mit zerstört hatte) und seinem Nachfolger Konrad III. in Ruinen gelegen zu haben und erst unter Barbarossa, wahrscheinlich in der Zeit von 1152—1157, wieder auferbaut worden zu sein. Vermuthlich wurde sie damals auch bedeutend erweitert, denn die ursprüngliche Befestigung wird sich nur auf den höchsten Gipfel, die Oberburg, erstreckt haben. Burgvögte wurden auf der nunmehrigen Reichsburg eingesetzt und der kaiserlichen Macht durch die starke Feste in dieser Gegend ein wichtiger Stützpunkt geschaffen. Friedrich Barbarossa selbst ist schwerlich jemals droben gewesen, doch weilte er mehrmals zu Tilleda, so zuletzt i. J. 1188. Von da ab bis nach Schluß des Interregnums, der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit", taucht Burg Kyffhäuser ganz ins Dunkel zurück und nirgends geschieht ihrer Erwähnung. Die Grafen von Beichlingen, die Besitzer der nahen Rothenburg, scheinen

sie in Besitz genommen zu haben und zugleich manche der zugehörigen Reichsgüter. Sie verstanden es, rechtliche Anerkennung dieses Besitzes zu erwirken, als Rudolf von Habsburg i. J. 1289 nach Thüringen kam, um Ruhe und Ordnung ins Land zu bringen und in diesem Bestreben über sechzig Raubritternester zerstören und gegen dreißig Buschklepper des thüringischen Adels hinrichten ließ. Die Beichlingen wußten auch später noch die Burg für sich zu erhalten, obgleich von nachfolgenden Kaisern auch Anhaltiner mit der kaiserlichen Burg „Ghöfhusen" belehnt wurden. Erst i. J. 1377 verkaufte der letzte Beichlingen-Rothenburg fast seinen ganzen Besitz, darunter das früher schon einmal lange verpfändete Kyffhausen an die Landgrafen von Thüringen, die es ein Jahr später schon für 970 Mark löthigen Silbers mit allem Zubehör an Rechten, Ehren, Land und Leuten den Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg verpfändeten unter der Bedingung, daß die Burg dem Pfandherrn offen gehalten würde. Dreißig Jahre später ungefähr wurden die Schwarzburger Grafen mit Kyffhausen förmlich belehnt.

Es dürfte, nachdem in den verschiedenen Heften der „Deutschen Schlösser und Burgen" schon so häufig von Belehnungen die Rede war, für die Leser des Werkes interessant sein, auch einmal einen alten Lehensbrief im Wortlaute zu lesen und so möge denn der auf diese Belehnung bezügliche hier folgen, wie er in einem Copialbuch im Sondershauser Archiv erhalten ist. Er lautet:

„Wir Friderich von Gotes Gnaden Landgrave in Düringen und Marggrave zu Myßen der Jüngere, bekennen und thun kund offentlichen mit diesem Briefe vor uns und unser Erben, daß Wir angesehen haben großen mannigfeldiglichen dinst,

den unsern Vater seligen und uns die Edeln unsere lieben getrewen Grave Heinrich und Grave Günther von Schwartzburg Gebrüdere, Herren zu Sundershausen und zu Arnstete, gethan haben und sie und ihre Erben uns und unsere Erben in zukünftigen Zeiten wohl thun mügen, und haben sie und ihre Lehns Erben, auch durch ihrer fließigen Bete willen Belehnet und Belehnen mit dem Sloß und Berge Küffhusen von unß und unsern Erben das fürder inne zu haben und zcu gebrauchen, als Lehengutes recht und gewohnheit ist, doch also, daß sie keine redeliche Burg denn itzund da ist, uf denselbigen Berg buwen, noch buwen lassen sollen, sie theten es denn mit unsern Willen und Wißen, und sie mügen die Wohnunge, die da ist, wohl bessern, daß sie in Wesen bliebe, als sie itzund ist, ane Geverde. Hierbey sint gewest und gezugen die Edeln Friedrich Graue und Herre zu Biechelingen unser Hofmeister, Albrecht Burggrave von Kirchberg, Herre zu Kranichfeldt, und Hanß von Polentzgk, Marschalck, unsere lieben getruwen und heimmlichen und andere glaubhaftige Lüthe gnug, und haben des zu Vrkunde unser Ingesiegel wißenlichin an diesen Brief laßen hengen der gegeben ist zu Wißensehe nach Gotes Geburte Vierzehnhundert und darnach in dem Siebenden Jahre, des Mitwochen vor Sente Bonifacien Tage des heiligen Bischoffs."

Um 1433 ließen die Besitzer der Burg, bei deren Hause sie bis heutigen Tages geblieben ist (jetzt in Schwarzburg-Rudolstädtischem Besitz), an Stelle der alten verfallenen Burgkapelle des Kyffhäuser eine neue aufführen, die zu Ehren des heiligen Kreuzes eingeweiht wurde. Ein 14tägiger Ablaß war den Besuchern des Ortes gewährt, im Falle man nicht mit milden Spenden kargte, und da ein in der Kapelle aufbewahrtes hölzernes Kreuz plötzlich in den Ruf kam, Zeichen und Wunder zu thun, so wurde der Berg bald ein Wallfahrtsziel von nah und weit, und an einigen Tagen schien die ganze Gegend mit herbeiströmenden Pilgerschaaren bedeckt zu sein. Die Reformation machte diesem Getriebe ein Ende, aber leider wurde der Ort, auf dem die Gebäude der Burg und die Kapelle selbst immer mehr verfielen und ver-

einsamten, um die Mitte des 16. Jahrhunderts arg entweiht. Eine starke Räuberbande hatte sich in den Kellergewölben häuslich niedergelassen und brandschatzte die ganze Gegend. Weihnachten des Jahres 1540 entführten sie ein hübsches Bauernmädchen, Margarethe Schmidt, in ihren öden Schlupfwinkel, wo es beim Verprassen der gestohlenen und geraubten Güter hoch her ging. Dem Mädchen scheint das Treiben gefallen zu haben, und sie machte mit den Räubern, die oftmals schlechte Frauenzimmer nächtlicher Weile auf die Burg führen ließen, gemeinsame Sache; aber schon nach einem halben Jahre wurde sie erwischt, als sie, von ihren Spießgesellen veranlaßt, einen Hirtenknaben verführen wollte, das Dorf Kleinheringen anzuzünden, damit die Bande bequem rauben könne. Auch später noch, zu Anfang des 18. Jahrhunderts, trieb droben in dem wüsten Gemäuer eine Räuberbande unter ihrem Hauptmann Loth (gest. 1722 im Gefängniß zu Sondershausen) ihr Unwesen.

Man sieht, die Geschichte der alten, starken und ungemein umfangreichen Burg ist ziemlich arm und wenig wechselreich, desto reicher ist jedoch ihre Sage, die sich allerdings nur um den im Bergesinnern verzaubert weilenden Kaiser Friedrich dreht. Die neuere Zeit und nicht zum mindesten Fr. Rückerts im Jahre 1817 entstandenes, allbekanntes Lied:

Der alte Barbarossa
Der Kaiser Friederich
Im unterirdischen Schlosse
Hält er verzaubert sich ꝛc.

haben Friedrich I. von Hohenstaufen zum Helden der Sagen gemacht, wenngleich ursprünglich dessen Enkel Friedrich II. als verzauberter Schläfer und dereinstiger Neuerrichter des Reichs gefeiert wurde. Dieser Kaiser, der, ein Knabe noch, im

Jahre 1208 seine Herrschaft in Sicilien begann und von früh an große Klugheit und Festigkeit bekundete, dessen Haupt sechs Kronen zierten, von dessen Thaten die Dichter sangen und von dessen herrlichen Geistesanlagen nur ein Rühmens war, mußte den Deutschen, die ihn, den meist in Italien weilenden und gegen Papstthum und Städte kämpfenden, selten genug sahen, in einem besonderen, halb mystischen Ruhmesglanze erscheinen. Als sich dann die Kunde im Reich verbreitete, der 56jährige sei zu Fiorentino von plötzlichem Tode überrascht worden, da zweifelte man an der Nachricht und es entwickelte sich der Glaube, der strahlende Kaiser halte sich verborgen, um einst wieder zu kommen und des Reiches Herrlichkeit neu aufzurichten. Und wenn er komme, dann werde er alle Uebelstände beseitigen, namentlich die Pfaffen stören und ihrem Unwesen steuern, das heilige Land von den Türken befreien, eine gewaltige, letzte Schlacht schlagen und seinen Schild an einem dürren Baum am Rathsfelde (südlich vom Kyffhäuser), aufhängen, worauf der Baum alsbald grünen und blühen würde. Dann käme das goldene Zeitalter*).

Die hoffnungsreichen Sagen entstanden in der traurigen Zeit des Interregnums und sie entstanden an verschiedenen Orten. So soll z. B. der Zukunftskaiser auch in dem Berge,

*) Ein Gedicht aus jenen Zeiten, in denen die Sage entstand, und das über der Sybillen Weissagung handelt, liegt vor mir; es heißt dort u. a.:

er „wird gewinnen daz heilig grap über mere.
do stat ein durr boum, ist gros
und sol stan loublos und blos,
bis daz der Keiser Fridrich dar an
sinen schilt gehenken kan,
so wirt der boum wider gruen gar,
dar nach so komeat aber guote jar etc.“

der die Burg Trifels in der Pfalz trägt, dem Erwachen entgegenharren. Der Glaube an die trostreiche Mär war so stark in Deutschland, wie auch in Italien geworden, daß Betrüger es wagen konnten, als wiedererstandene Kaiser Friedriche zu erscheinen. So trat elf Jahre nach des Kaisers Tode Johann von Kokleria in Sicilien auf, behauptete, er sei Friedrich II., sei nicht gestorben, sondern habe eine große Pilgerfahrt gemacht und fordere nun von Manfred II., seinem Sohne, die Herrschaft Siciliens zurück. Der falsche Kaiser aber, wie es scheint, eine Marionette in der Hand der dem Manfred feindlichen Pfaffen, wurde schnell entlarvt. Größeren Erfolg hatte ein als Kaiser Friedrich zuerst am Rhein auftretender Betrüger, ein Holzschuhmacher Namens Tilo Kolup, der vierzig Jahre nach des Herrschers Tode zum Vorschein kam. Dem verstorbenen Friedrich von Angesicht sehr ähnlich und mit den Hofsitten vollauf vertraut, gelang es diesem 90jährigen Schwindler nach anfänglichen Mißerfolgen, nicht nur die blöde Masse, sondern auch angesehene Leute an sich zu ziehen und für sich zu gewinnen. Zwei Jahre lang trieb er sein Wesen ziemlich ungehindert; ganze Städte empörten sich im festen Glauben an den Schwindler gegen den rechtmäßigen Kaiser Rudolf von Habsburg. Endlich machte dieser dem Unwesen ein Ende, indem er vor Wetzlar zog, wohin sich der edle Holzschuhmacher geflüchtet hatte. Die geängstigte Stadt gab ihren vieltheuren Kaiser Friedrich heraus und der alte Sünder wurde, nachdem er auf der Folter seine Betrügerei bekannt hatte, i. J. 1285 vor der Stadt als ein Zauberer verbrannt. Zwei Jahre später machte in Lübeck wiederum ein falscher Kaiser von sich reden, der anfänglich großen Anhang gewann, aber plötzlich von der Bildfläche verschwand, als er merkte, daß man an seiner Entlarvung thätig sei. Im

Jahre 1295 wurde in Schwaben ein anderer Betrüger, der sich als Friedrich II. ausgab, verbrannt.

Anstatt daß diese Schwindeleien die Mär von der Wiederkehr des mächtigen Herrschers ertödteten, verbreiteten sie den Glauben erst recht und die Sage wurde so volksthümlich, wie kaum eine andere zuvor. Um die Zeit nun, wo der vierte falsche Friedrich den Feuertod erlitt, scheint in Thüringen das Märchen von dem im Kyffhäuser schlafenden Kaiser entstanden zu sein, das auch lebendig blieb und im Verlaufe der Zeit immer weitere Ausschmückung erfuhr. So konnte es denn geschehen, daß fast 300 Jahre nach Friedrichs Tode wiederum ein falscher Kaiser auftrat und Glauben fand, zumal die schreckliche, wüste Zeit des Bauernkrieges eine heftige Sehnsucht nach der Rückkehr eines starken Oberherrn in der armen Bevölkerung erzeugt hatte.

Im Februar des Jahres 1546 bemerkten die Umwohner des Kyffhäusers an verschiedenen aufeinanderfolgenden Tagen, wie aus der verfallenen Burgkapelle Rauch aufstieg. Man ging endlich auf den Berg, um zu sehen, was die Ursache dieser Erscheinung sei und fand zwischen den Ruinen ein Feuer, an dem ein seltsam gekleideter, hochgewachsener und majestätischer, aber entsetzlich magerer Greis saß. Schnell verbreitete sich die Kunde, daß Kaiser Friedrich auferstanden sei, sein Volk aus allen Bedrängnissen zu erretten, und Hunderte eilten an den folgenden Tagen zu Berge, das Wunder anzustaunen. Wunderlich zu besehen war der vermeintliche Kaiser allerdings. Sein langes Haupthaar hatte er mit Leim zu einem Zopf zusammengekleistert und um das Haupt gelegt, vorgebend, dies sei eine Krone, so ihm Gott aufgesetzt habe. Ein Topf mit Weizen stand neben ihm und vor ihm hing ein Schild mit einem darauf gemalten Kruzifix, auch lagen

seltsame Waffen umher. Mit hohen Worten verkündet er, daß er Kaiser Friedrich wäre und, von dem traurigen Zustand seiner Völker bewegt, aus dem Berge hervorgekommen sei, um die Zügel der Regierung zu ergreifen. Da herrschte großer Jubel unter den Landleuten und man wollte den Kaiser sogleich im Triumph in die Ebene führen, doch er erklärte, noch könne er nicht erfolgreich auftreten, denn er müsse sich eher des Beistandes einiger Fürsten versichern. Inzwischen verbreitete sich die Kunde weit ins Land, hier Freude, dort Bestürzung erregend. Selbst mehrere Fürsten glaubten an die Wiederkehr und Luther, halb zweifelnd, halb glaubend erklärte: „Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Der Teufel hat vordem mehr den Leuten eine Nase gemacht."

Eine immer größere Verwirrung der Gemüther fand statt, bis endlich Graf Günther von Schwarzburg zur erlösenden That schritt, indem er den angeblichen Kaiser gefangen nehmen ließ und eine genaue Untersuchung anordnete. Da stand es denn bald außer Zweifel, daß man es nur mit einem armen Narren, einem geisteskranken Schneider Namens Johann Leupold aus Langensalza zu thun gehabt hatte. Dennoch wurde durch die ganze Begebenheit die Sage vom Kaiser Friedrich, der nach und nach mit Friedrich Barbarossa eins wurde, lebendiger wie je, und nach dem Glauben der Leute schlummerte der Kaiser nun im Kyffhäuser, der in der goldenen Aue immer als ein hohler Berg gegolten hat. Auf prächtigem Throne, im unterirdischen Schlosse sitzt der Alte träumend an einem Marmortische, durch dessen Platte sein rother Bart gewachsen ist. Wenn letzterer sich zum dritten Male um den Fuß des Tisches geschlungen hat und draußen die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, dann wird der Kaiser

erwachen und ans Licht des Tages treten, um das neue, starke Reich zu gründen. Bei dem Kaiser im unterirdischen Schlosse weilen noch sein hübsches Töchterlein Ute, zwölf tapfere Ritter, ein Zwerg, den er alle hundert Jahre an die Oberfläche sendet, damit er sehe, ob die Zeit der Erlösung gekommen, der Schmied Boldermann und der Teufel.

Ehe ich nun einen kurzen Abriß der hauptsächlichsten Kyffhäusersagen gebe, mögen zunächst einige Worte über die Bedeutung und das Wesen der Mär von dem schlummernden Kaiser vorausgeschickt werden.

Als in Germanien das Christenthum eingeführt wurde, zum Theil, wie in den Sachsenkriegen Karls des Großen, mit Feuer und Schwert, da mochte sich das Volk wohl nur ungern von den alten, liebgewordenen Göttern trennen und es widerstrebte seiner Anschauung, oder auch seiner Gutmüthigkeit, daß diese nun plötzlich todt, begraben und für immer abgethan sein sollten. Man suchte deshalb einen Ausweg und ließ sie in Höhlen und Bergen verzaubert ruhen, aus denen sie dann zu Zeiten wieder hervorkommen könnten, um Segen zu bringen, Zauber zu wirken oder gar ihre Herrschaft wieder anzutreten und ein goldenes Zeitalter zu schaffen.

Die Lehre der Pfaffen ging oft genug dahin, daß die alten Götter nur Dämonen und Unholde, ja Teufel gewesen seien und so wurde dann vielfach aus den verbannten, strahlenden Göttern finstere Wesen, und Odin, der Allvater, wurde zum wilden, gespenstigen Jäger, der mit seinem Gefolge ab und zu seinen Ort verließ und, schreckenverbreitend, des Nachts über die Lande jagte. Auf die alte germanische Götterlehre sind somit die Sagen vom gespenstischen Heer im Untersberg, vom Hackelberend am Harz, vom Rodensteiner im Odenwald u. a. zurückzuführen und ähnlich entstanden auch die Märchen

von den schlummernden Kaisern, so das von Karl dem Dicken, dem Alten vom Berge, von dem u. a. Scheffel in seinem Ekkehard erzählt, und auch das vom Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser. Im Grunde genommen ist dieser, der in einem Berge weilt, auf dem sich wahrscheinlich eine heidnische Kultstätte befand, niemand anderes, wie Odin selbst. Ist dieser doch in den Göttersagen der Edda schon in die Unterwelt hinabgestiegen, den Wunderwein zu holen, wie es in Havamal zu lesen ist:

Im Goldstuhl saß ich, und Gunlada gab mir
Vom allertrefflichsten Methe zu trinken.*)

Das Verschwinden der Sonne (deren Personification ja Odin ist) im hochnordischen Winter gab Anlaß zu dieser Göttermär und daraus wieder mag nach Einführung des Christenthums die Sage vom schlummernden Odin im Bergesinnern entstanden sein. Alles, was von ihm, dem nachmaligen Barbarossa im Kyffhäuser, erzählt wird, deutet bis ins kleinste auf den alten, großen Göttervater und sein Gefolge. Die zwölf Ritter, die mit ihm im Berge weilen, sind Asen, darunter der rothbärtige Thor oder Donnar, dieser entweder als hammertragender Schmied Boldermann oder gar als Teufel gedacht, der in einem glühenden Schiffe (dem altgermanischen Todtenschiffe), auf einem unterirdischen See schwimmt. Mit seinem, Donnars, rothem, feuersprühenden Barte mag der des Kaisers Friedrich — Odin verwechselt sein. Odins stete Begleiter, die beiden Raben, sind in den um den Berg fliegenden zu erkennen, auch soll ein Rabe stetig in einem Ringe über ihm schweben, um ihm Kunde zu geben, wenn ein Fremder das unterirdische Schloß betritt.

*) Jordan'sche Uebersetzung.

Aus Odins Gattin Freia, der den Brautleuten besonders holden Ehegöttin, der Schützerin des häuslichen Herdes und der häuslichen Thätigkeit (so des Flachsspinnens) wurde in der Sage Barbarossas Tochter Ute, doch erinnert diese Gestalt auch in manchen Zügen an die Unterweltsgöttin Hel, deren geheiligte Thiere, die in die Tiefe grabenden Dachse, in der Sage noch als „Schweine der Prinzessin" ihr Wesen treiben. An die Welte'sche Yggdrasil aber gemahnt der dürre Baum auf dem Rathsfeld und die Schlacht auf diesem, nach welcher der Baum wieder grünen und das goldene Zeitalter beginnen wird, ist die letzte Schlacht der Götter in der Ebene Wigrid.

Wir könnten, wäre unser Raum nicht allzu beschränkt, wohl hundert Einzelzüge anführen, die alle deutlich auf das Hervorgehen der Kyffhäusersage aus dem altgermanischen Göttermythus hinweisen. Auch christliche Elemente vermischten sich mit der Sage (so soll z. B. der hl. Petrus im Berge Kegel schieben), und jemehr die nordischen Götter in Vergessenheit geriethen, um so mehr paßte sich die Mär den Begriffen der fortschreitenden Zeit an, bis schließlich aus dem alten, ehrwürdigen Göttervater ein alter, mächtiger Kaiser der Deutschen wurde.

Ueber die Sagen des Kyffhäuser ließe sich ein ganzes Buch schreiben und es sind auch bereits derartige Werke vorhanden. Hier vermögen wir nur einige der interessantesten Mären wiederzugeben.

*

Dichterisch häufig behandelt wurde das Abenteuer der Spielleute, die, nachts am Kyffhäuser vorbei wandernd, dem Kaiser auf ihren Hörnern eine frische Jagdweise als Ständchen darbrachten. Da öffnete sich der Berg und Barbarossas holde Tochter winkte den ängst-

lich beklommenen Musikanten einzutreten. Durch schimmernde Gänge wurden sie vor den auf goldenem Stuhle schlummernden Kaiser geführt, worauf sie wiederum jene fröhliche Weise erschallen ließen, daß es im Echo von den Wänden scholl. Noch traumumfangen, aber voll Hoheit und Güte, nickte ihnen der Kaiser zu und die Prinzessin reichte mit ihrer weißen Hand jedem ein Fichtenreis zu Dank, worauf dann die Gesellen wieder aus dem sich alsbald schließenden Berge geführt wurden. Enttäuscht ob der geringen Gabe warfen sie die Reiser von sich, nur einer ließ sein Reis auf dem Hute stecken und siehe da, als er daheim ankam, waren Aestlein und Nadeln eitel Gold. Nun eilten wohl die andern schnell zurück, ihre verschmähten Reiser wieder zu suchen, aber sie waren verschwunden und nicht mehr zu finden.

*

Einzelne Schäfer der Gegend hatten das Glück, in den Kyffhäuser vor den Kaiser geleitet und beschenkt zu werden; namentlich denen, die sich durch kunstvolles Pfeifen oder Schalmaienblasen auszeichneten, war der musikliebende Barbarossa gnädig gesinnt. So erschien einst einem am Kaiserborn auf seiner Flöte spielenden Hirten eine schöne Jungfrau, die ihn in das Zauberschloß des Berges führte, damit er dem Kaiser und seinem Hofstaate etwas vormusicire. Auf seine besorgte Frage, was denn inzwischen mit seiner Heerde werden solle, wird ihm gestattet, sie im Vorhofe unterzubringen. Darauf that er, wie ihm befohlen, blies sein Liedchen, so gut er konnte und wurde endlich, nachdem er reichlich mit köstlicher Speise und herrlichem Trank bedacht war, in Gnaden entlassen. Wie er nun zu seinen Schafen kam, machte er die freudige Entdeckung, daß sie sich überaus vermehrt hatten. Aber ins Dorf zurückkehrend, wird er von keinem mehr gekannt und es erweist sich, daß er hundert Jahre im Berge war. Er verkaufte seine große Heerde, schenkte das Geld den Armen und starb bald darauf. (Dies baldige Sterben nach der Rückkehr aus dem Berge ist vielen Sagen gemein und es ließe sich auch hierin in Verbindung mit der Führerin in die Unterwelt eine Beziehung zu der alten Todtengöttin Hell herausfinden.)

*

Ein anderer Schäfer wurde von einem Zwerge überrascht, der ihn aufforderte, mit ihm in den Berg zu kommen. Vor den Kaiser gebracht, erhob dieser das Haupt und frug ihn, ob die Raben noch

um den Berg flögen. Auf die bejahende Antwort hob der Alte die mumienartigen Hände auf und stöhnte: „Ach, so muß ich denn noch hundert Jahre schlafen!“ Der Zwerg leitete hierauf den Schäfer wieder hinaus; dieser erhielt aber keinen Lohn, obgleich ihn die Herrlichkeiten des Schlosses und namentlich die flimmernden Brillantsterne an der Decke recht lüstern danach gemacht hatten. Er wollte eben den Zwerg ob dieser offenbaren und unerwarteten Knaufrigkeit zur Rede setzen, da war jener verschwunden und der Berg geschlossen und der Lohn blieb aus.

*

Vielfach wird des Kaisers Tochter Ute (Barbarossa hat in Wirklichkeit nie eine dieses Namens gehabt) in den Sagen auch zur Frau Hulle, (der alten, guten Göttin Holda). Weil sie als hülfsbereit und mild bekannt war, schlich sich einst ein in Geldnöthen befindlicher Kaufmann aus Kindelbrück in der Andreasnacht, in welcher der Berg offen steht, auf den Kyffhäuser, fand die Frau Hulle und bat sie um ein Darlehen von 1000 Gulden, das ihm auch mit der Bedingung überreicht wurde, daß er es in einem Jahre zurückbringe. Es schien ein Segen auf dem Gelde zu ruhn und dankbaren Sinnes brachte es der Mann in der nächsten Andreasnacht wieder. Da schenkte ihm die Göttin die 1000 Gulden, weil er Treu und Glauben gehalten habe und heute noch sollen Nachkommen des Kaufmanns als wohlhabende Leute zu Kindelbrück ansäßig sein.

*

Einst in der Nacht gingen zwei Reisende über den Berg und kamen plötzlich an eine ungemein lange Kegelbahn, auf der sich zwölf langbärtige Ritter mit Kegelschieben vergnügten. Die Fremden wurden aufgefordert, die Kegel aufzusetzen und sie folgten der Weisung, obgleich sie mit Grausen bemerkten, daß die Ritter anstatt mit einer Kugel mit einem Todtenkopf schoben. Schließlich wurden sie für ihre Mühe je mit einem Kegel belohnt und unversehens standen sie mit dieser Gabe allein in der Nacht. Am andern Morgen erwies es sich dann, daß die Kegel aus feinstem, venetianischen Golde waren, für das sie einen hohen Preis erhielten. Da wurde der eine Wanderer ein großer Gutsbesitzer und der andere ein großer Handelsherr.

*

Ein armer Tagelöhner aus Tilleda wollte mit seiner Braut Hochzeit machen, hatte aber kein Geräth, um die Gäste speisen zu

können. „So geht doch nur in den Kyffhäuser und borgt euch das Geschirr von der Prinzessin", rieth ein Freund den Leutchen halb im Scherz. Das Brautpaar wanderte darauf zu Berg, fand die Prinzessin am Eingang einer Höhle stehend und trug sein Anliegen vor, worauf ihnen das schöne Utchen zulächelte und ihnen winkte, ihm in den Berg zu folgen. Dann überreichte sie ihnen alles, was sie gewünscht hatten und dankbar entfernten sie sich mit dem Versprechen, morgen das Geborgte wieder zu bringen. Als sie aber gen Tilleda kamen, fanden sie ihre väterliche Hütte nicht wieder; alles war ganz verändert und keiner kannte sie. Ganz rathlos standen sie neben ihrem Korbe, als ein Pfarrer vorüberging und sie um Namen und Herkunft befragte. Sie erzählten ihm ihr Abenteuer und jener, der bald merkte, was vorgegangen, nahm sie mit heim, setzte seine große Hornbrille auf die Nase und blätterte in alten Kirchenbüchern nach. Da zeigte es sich denn, daß sie ganze 200 Jahre im Kyffhäuser zugebracht hatten.

*

Aehnlich ging es dem Peter Klaus, einem Ziegenhirten aus Sittendorf, der an dem Zauberberge seine Heerde weidete. Er hatte mehrmals schon bemerkt, daß eine Ziege zeitweise verschwand und erst später wieder zum Vorschein kam. Er folgte ihr nun heimlich in einen Felsenspalt, in den sie schlüpfte und er merkte, daß sie schönen, vollen Haferkörnern nachging, die von der Decke rieselten. Wie er verwundert aufschaute, hörte er das Wiehern und Stampfen von Pferden und dann sah er aus einem breiten Riß im Gestein einen Knappen treten, der ihm winkte, zu folgen. Sie gelangten nun in einen langen, von Felswänden umstarrten Hof, wo zwölf Ritter in alterthümlicher Tracht und mit langen Bärten Kegel spielten. Peter Klaus mußte das Aufstellen besorgen, wofür sie ihn mit reichlichem Trunk Weines belohnten. Der war so kräftig und stark, daß er davon bald einschlief. Als er erwachte, fand er sich allein im Hofe der Ruine liegen. Sein Hund und seine Ziegen waren fort und es ging auf den Abend. Er eilte nach Sittendorf hinunter und kam an seine Hütte. Ein paar Kinder liefen schreiend davon, als sie seinen bis zum Gürtel wallenden Bart bemerkten, und flüchteten hinter ein junges Weib, welches dem Hirten bekannt vorkam, und ihn an seine Frau erinnerte, obgleich sie es nicht war. Durch Fragen erfuhr er nun,

daß sein Weib gestorben und seine Freunde theils verzogen, theils todt seien. Die junge Frau erzählte ihm, ihr Vater Peter Klaus sei vor langen Jahren, als sie kaum vier Jahre zählte, spurlos verschwunden, sein Hund und seine Heerde seien allein heimgekommen und niemand habe je wieder etwas von ihm gehört, die Mutter aber sei bald aus Kummer über sein Ausbleiben gestorben. Da ward Peter inne, daß er zwanzig Jahre im Berg geschlafen habe und er umarmte weinend die junge Frau und sagte ihr, daß er ihr Vater sei und ihre Kinder seine Enkel. Und es gab eine große Verwunderung im Dorfe und viele reiche Leute, zu denen die Mär kam, sind herbeigefahren, den Peter Klaus mit seinem langen Barte zu sehen und zu betasten und ihm Geschenke zu machen. Bald aber ist er verschieden und man begrub ihn an der Seite seiner Frau.

*

Ein anderer Sittendorfer Schäfer weidete einst auf dem Kyffhäuser und dachte darüber nach, wie er wohl so viel Geld zusammenbringe, um sich ein Hüttchen bauen und seine Braut heimführen zu können. Da sah er plötzlich eine wunderbare, nie gesehene Blume vor sich, die zwischen dem Mauerschutt eines Burghofs blühte. Er pflückte sie und wie er weiter ging in dem vergeblichen Bestreben, noch mehrere zu finden, kam er an ein halbverschüttetes Gewölbe, das er noch nie gesehen hatte. Er schlüpfte hinein und fand auf dem Boden seltsam glänzende, kleine Kiesel, mit denen er seine Taschen füllte. Nun wollte er wieder ins Freie, als eine Stimme aus der Tiefe erscholl: „Vergiß das Beste nicht!“ Vom Schreck gepackt floh er hinaus und krachend fuhr der Spalt der Wölbung hinter ihm zu. Nachdem er sich erholt hatte, griff er nach dem Hute, um die dort hinter dem Band befestigte Blume zu betrachten, aber sie war fort; er mußte sie bei der Flucht verloren haben. Plötzlich stand nun ein Zwerg vor ihm, das ihn nach der Blume frug. Auf seine Entgegnung, daß er sie verloren habe, sagte der langbärtige Knirps: „Dir war sie bestimmt und mehr werth war sie, als alle Schätze des Kyffhäuser und der Rothenburg zusammen.“ Damit verschwand er. Der Hirt zog heim und erzählte der Braut sein Mißgeschick. Beide waren tief betrübt, doch endlich suchte das Mädchen den Geliebten wieder aufzurichten mit Scherz und Necken und nun warf er sie lachend mit den Steinchen, die er droben gefunden. Und siehe da, sie waren in blankes Gold verwandelt.

Dafür kauften sich die Leutchen einen großen Hof, machten Hochzeit und lebten in Glück und Zufriedenheit. Die Wunderblume aber hat keiner mehr zu entdecken vermocht, so oft auch Schäfer, Jäger und Bergknappen auszogen, sie zu finden.

*

Eine Schaar Knaben, welche Nüsse suchte, kam einst in die Ruinen des Kyffhäuser, kroch darin umher und gelangte über eine Wendeltreppe in ein Gemach, dessen Fenster mit buntem Glase wunderschön gemustert waren. Dort fanden die Jungen eine Spindel mit Flachs und eine ganze Anzahl von Flachsknoten, die sie in ihre Mützenbeutel steckten, um sich draußen damit zu werfen. Der Aermste unter den Knaben aber brachte die Knoten mit heim. Er trat gerade in die Hütte, als der Vater das Abendgebet sprach und schnell nahm er die Mütze ab, um sich an dem Gebet zu betheiligen. Da fiel es schwer auf die Erde und als sie erstaunt zusahen, bemerkten sie, daß die Flachsknoten reines Gold waren; das Elend der braven Leute hatte somit ein Ende. Die übrigen Knaben suchten nun zwar schnell nach den Flachsknoten, mit denen sie sich geworfen hatten, aber keiner fand sie wieder und auch die Spinnstube der Prinzessin hat niemand mehr gesehen.

*

Ein Obstbauer pflückte einst am Wege Birnen, als ein Fremder vorbei kam und um einige Früchte bat, die ihm auch freundlich gegeben wurden. Darauf verhieß der Fremde reiche Belohnung, schnitt von einem Weidenbaum zwei Reiser, bog sie zu Kränzen und legte diese auf die Erde, den kleineren in den größeren. Alsdann zog er eine Pfeife hervor und blies eine seltsame Melodie. Da regte es sich im Grase rings umher und eine Menge grauer Schlangen erschienen, die ihre Köpfchen über den großen Kranz legten. „Die Rechte läßt sich nöthigen" sagte der Fremde vor sich hin und blies weiter, worauf dann endlich eine zarte, weiße Schlange herbeigeringelt kam und ihren Kopf über den kleinen Kranz legte. Die grauen zogen jetzt wieder ab. Nun schnitt der Fremde dem weißen Schlänglein den Kopf ab, enthäutete es, kochte es in einem Topfe, aß und bot auch dem Bauern an, mit dem Bemerken, daß es sein Glück sein würde. Der aber weigerte sich und so band der Fremde den Topf zu, worauf er mit dem Bauer auf den Kyffhäuser in die Ruine der Kapelle ging.

Dort angelangt, hob er einen Stein auf und holte einen darunter liegenden Schlüsselbund hervor. Nun schloß er eine Thür auf, die plötzlich im Gestein sichtbar wurde. Daraus trat eine wunderholde, weiße Jungfrau hervor, die den Fremden an der Hand nahm und in das Erdinnere führte. Nach einer Weile kam er zurück und trug eine ganze Last von Goldstufen, von denen er dem Bauern eine abgab. Den Topf aber schleuderte er, als der Begleiter sich weigerte, ihn anzunehmen, ins Gebüsch, daß er entzwei barst, worauf alsbald die weiße Schlange, die doch gekocht und zum Theil verzehrt war, lebendig und ganz hervorkroch und schnell in einem Bergesspalt verschwand. Dann ging jeder seiner Wege.

*

Ein frommer Bergmann spazierte am Ostermorgen auf den Kyffhäuser und fand am Fuße des alten Hauptthurmes einen in einem Buche lesenden Mönch mit einem langen, weißen Bart. Der machte alsbald sein Buch zu, sah den Bergmann freundlich an und sagte: „Komm mit mir zum Kaiser Friedrich; er wartet schon eine ganze Stunde auf uns. Der Zwerg hat mir eben die Springwurzel gebracht.“ Dem Bergmann ward es unbehaglich, doch folgte er durch die ganze Ruine bis zur östlichen Seite, wo sich die tiefe Felsenschlucht befindet. Dort zog der Mönch einen Kreis mit seinem Stabe, mit dem er unter Beschwörungsformeln die Erde schlug. Dann rief er laut: „Thue dich auf!“ und im Nu sank er mit seinem Begleiter, den er an der Hand gefaßt hatte, in die Tiefe hinab. In einem hohen, von dämmerigem Licht erleuchteten Gange befanden sie sich. Der Mönch schritt voran und der Bergmann mit zitternden Knieen hinterdrein. So gelangten sie an ein hohes, erzgegossenes Kirchenthor. Der Bruder hielt die Springwurz daran, da flog es auf und sie traten in eine herrliche, runde Kapelle, aus deren Decke und Seitenwänden große Krystalle und Zacken von lauterem Golde hervorragten, die wunderbar schimmerten und leuchteten. In einer Ecke befand sich ein goldener Altar, in einer andern ein Taufbecken aus einem einzigen, großen Rubin. Der Mönch befahl nun dem Bergmann, in der Mitte der Kapelle stehen zu bleiben, worauf er selbst an eine hohe, silberne Pforte ging, die er dreimal mit seinem Stabe berührte. Da sprang sie auf und in einer überaus schönen Halle sah der Bergmann den Kaiser Friedrich auf einem goldenen Throne vor

einem marmornen Tische sitzen, durch den war sein flammrother, breiter Bart bis auf die Erde gewachsen. Auf dem Kopf trug der Kaiser die goldene Krone, und er nickte stetig mit dem Haupte und zog die Augenbraunen zusammen, daß es eben so unheimlich, wie majestätisch anzuschauen war, und daß dem zitternden Bergmann Hören und Sehen verging. Endlich schloß sich die silberne Thür wieder, und der Mönch führte den Bergmann durch donnernd hinter ihnen zuschlagende Thüren und Felsenthore ins Gotteslicht zurück, worauf er ihm zum Andenken zwei Stufen eines unbekannten Erzes gab, das er aus der Kapelle mitgebracht hatte. Das bewahren des Bergmanns Urenkel noch heutigen Tages.

*

So viel von den älteren Sagen des Kyffhäusers. Sie entstanden und lebten fort im Volke und wurden ihm lieb und vertraut. Nun haben sie ihren Abschluß gefunden, denn die Raben sind verscheucht, des Kaisers Heldengeist schwebte durch die Lande, das neue, starke und einige deutsche Reich wurde errichtet und der Zauber, von dem Barbarossa Jahrhunderte lang umfangen lag, ist gewichen. Davon redet die Mär von einer Winternacht des Jahres 1871, die hier noch zum Schlusse folgen möge.

Tief verschneit lagen Berg und Wald, und das große Schweigen der hehren Winterwaldnacht wurde kaum gestört durch das Knarren einer Eiche, die der Nordwind leicht bewegte, oder durch das Murmeln des Baches im Wolwedathal, der sich durch die Schneemassen gewühlt hatte. Am dunkeln Nachthimmel glitzerten die Sterne wie Demanten und aus den Dörfern und Orten der goldenen Aue scholl ab und zu der Stundenschlag einer Glocke oder das Heulen eines Hundes bis zu den Hängen des Kyffhäusers herüber. So nahte die Mitternacht. Da webte es durch den Wald und wisperte und flüsterte, als ob geisterhafte Wesen umgingen und, gleich als seien sie davon aufgeschreckt aus dem

Schlafe, strichen zwei große Raben krächzend über die Schneefelder davon und flogen gen Norden. Die Seiten des Berges aber zitterten; droben um die Mauern der verfallenen Reichsburg huschte es hin und her wie Irrlichter und aus den Tiefen scholl es wie das drohende Murmeln ferner Gewitter.

Lebhafter noch war dies seltsam unheimliche Weben drin in den Gängen und Höhlen des Gebirges. Da schwebte und trippelte es heran von unzähligen Schaaren langbärtiger Zwerge und schöner Nymphen und Undinen. Durch die von Edelsteinflimmer matt erleuchteten Schachte wallte es in eine prächtige Halle; da saß auf elfenbeinernem, mit Goldbrocat überzogenem Stuhle vor einem marmornen Tische der schlummernde Barbarossa, dessen feuerfarbener Bart durch den Tisch gewachsen war und sich dreimal um dessen Fuß geschlungen hatte. Gleich als erwarteten sie das Erwachen des im Schlummer mit dem Haupte nickenden Kaisers, hatten sich um ihn zwölf Ritter, mit strahlender Goldrüstung umgethan, versammelt und ein holdseliges Frauengebilde mit blondem Haar und blauen Augen stand neben dem Throne und streichelte sanft die Stirn und Wangen des Schläfers. Da scholl es plötzlich durch den Berg wie ein silbernes Klingen, dazwischen tönten zwölf starke Glockenschläge, daß es wie Donnerlaute durch die Felsen dröhnte.

Mit dem letzten Schlage wachte der Kaiser auf. Er sprang von seinem Sitze so kräftig empor, daß der Thron zur Erde fiel und der Tisch in Stücke sprang. Hoch stand er aufgerichtet und der befreite Bart umwallte ihn, gleich als wühle der Wind in dem reichen Goldgelock. Das Auge Barbarossas aber funkelte mehr wie die Rubinen und Brillanten in seiner schimmernden Krone, und wie ein unterdrückter Jubel kam es von den Lippen des hehren Helden: „Hört

an, ihr Getreuen, den Traum, der mich bewegte. Mir deuchte, ich sähe einen herrlichen Greis mit silbernem Barte und mächtig von Angesicht. Des Stamm war dem meinen verwandt seit Alters und verwandt auch an Thatkraft und Gerechtigkeitssinn. Ich sah ihn fliegen auf feurigem Rosse gegen Westen, sah seine Heldengestalt ragen aus wildem Schlachtgewühl und sah die Feinde seines Reiches zerstieben vor den Hufen seines Streithengstes. Und ich sah ihn weiter stehen in einem prangenden Saal, geschmückt mit den Bannern und Fahnen des Deutschen Reiches und seiner Länder, und sah einen Adler über ihm schweben, der hielt die kaiserliche Krone in seinen Fängen und ein Strahlenglanz ging von ihr aus, der erleuchtete die ganze Erde. Und ich hörte ein vieltausendfaches Festgeläute und den millionenfachen Ruf: „Heil dem Kaiser Barbablanca, dem Mehrer des Reiches, dem glänzenden Herrscher des neugeeinigten Deutschlands."

Voll Erstaunen schaute die geisterhafte Versammlung auf den erhabenen Redner, wie hoch er aufgerichtet stand und wie freudig sein Auge funkelte. Einer der Ritter aber sagte: „Es war ein schöner Traum, o Herr, und eines wenigstens ist Wirklichkeit, denn unter Tages haben die Glocken geläutet weit und breit wie in lautem Festesjubel und das Klingen wollte schier kein Ende nehmen.

Da rief der Kaiser: „Das deucht mir ein gutes Zeichen und mir ahnt, daß die Stunde der Befreiung aus langem Zauberbann kam und daß ein anderer Held die That schon verrichtete, für die ich ausersehen war." — Und einen langbärtigen Zwerg herbeiwinkend, trug er ihm auf, an des Berges Oberfläche zu gehen und zu forschen, ob die Raben noch zu schauen seien im Walde. Bald kehrte der Bote zurück und meldete, nirgends seien die schwarzen Vögel mehr zu sehen

und der Horst im Felsgestein, in dem sie bislang hausten, sei gänzlich verlassen. Nun scholl es wie ein Jubelgesang durch die Felsen und ein wildes Treiben herrschte überall. Ein stahlgraues, herrlich aufgezäumtes Roß ward herbeigeführt, das hatte der Füße acht und sein Auge sprühte Feuer, seine Nüstern Rauch. Darauf schwang sich der Greis mit jugendlicher Geschmeidigkeit und von seinem Antlitz ging ein Leuchten aus, als sei sein Auge die Sonne. Das Goldscepter, das seine Hand bisher gehalten, ward zum mächtigen Speer mit blitzender Spitze und glattem Eschenschaft und der Purpurmantel, der den Leib des plötzlich ins Riesenhafte wachsenden Kaisers umhüllt hatte, war anzusehen wie eine wallende Nebelwolke. Mit Krachen that sich der Berg auf und Allvater Wodan selbst war es, der daraus hervorritt, gefolgt von der stattlichen Schaar von Asen und Helden. Da schnob ein ungeheurer Wirbelwind über die verschneite Gegend, und der geisterhafte Zug hob sich und stieg in die Lüfte. Einer lichten Wolke gleich schwebte er hoch über Berg und Ebene fort gen Norden, wohin schon Odins Vögel vorausgeflogen waren. Der Bergesspalt aber schloß sich mit Krachen, und nimmermehr wird ein Bürger des neuen deutschen Reiches die zauberhafte Herrlichkeit im Innern des Kyffhäusers bewundern, kein Schäfer und kein Sonntagskind fürder den Kaiser Barbarossa schlummernd im unterirdischen Schlosse erblicken.

Burg Nassau

und die

Burgen Stein und Laurenburg.

Von

Schulte vom Brühl.

Mit 16 Abbildungen.

Leipzig,
Voß' Sortiment.
G. Haessel.

Alle Rechte vorbehalten.

Burg Nassau v. S.W.
Sch. i. B 1889

Man bezeichnet die Strecke des Rheins von Bingen bis Coblenz, wo der Strom seine grünen Fluthen majestätisch zwischen dicht ans Ufer herantretenden Bergen und durch hohe Felsenthore dahinwälzt, mit Recht als die malerischste und romantischste seines Laufes. Die von allen Höhen herniederschauenden Burgen, die an jeder Bachmündung eingebauten uralten Städtchen und Ortschaften tragen zu diesem reizvollen Gesamteindruck nicht minder bei, wie die Schönheiten der Natur. Eine Fülle des Sehenswerthen bieten auch des Rheines Seitenthäler. So hat besonders das enge Thal der Lahn manches, was den Naturfreund nicht weniger stark anzuziehen vermag, als etwa den Heilungsuchenden der berühmte Krähnchenbrunnen und andere Heilquellen des schönen Lahnbades Ems.

Coblenz ist der eigentliche Ausgangspunkt für die Fahrt oder die Wanderung das Thal hinauf, aber diese Stadt darf auch als begehrenswerthes Ziel für diejenigen gelten, die von Osten her thalab kommen. Sie ist ihrer Lage wegen nicht

nur der Mittelpunkt, sondern auch, wie der rothe Bädeker sagt, der Glanzpunkt des malerischen Rheinlandes und muthet ganz eigenthümlich an. Trotz seiner starken Befestigungen und seiner zahlreichen Garnison hat sich Coblenz aus den wenigen Jahren (1786—1794), in denen es die Rolle einer kurtrier'schen Residenz spielte, etwas Ruhig-Behagliches und zugleich Clerical-Würdiges bewahrt, das von den breiten Plätzen selbst in das Gewirr enger Straßen und Gäßchen hineindringt. Dazu kommt, daß es über der Stadt lagert wie ein ungemein zarter Weinesduft, der sich je wiederum mit dem Hauche des Geistlich-Würdigen wohl verträgt. Mag sein, daß sich auch die Bewohnerschaft etwas von dem bewahrt hat, was Mathis Quaden im Jahre 1609 u. a. von ihr sagt, nämlich: „Die Einwohner sindt etwas Naßwitzig, eines verstendigen und klugen gemuts, und der Andacht sehr ergeben."

Von Coblenz geht's über die hochgewölbte Rheinbrücke, von der aus man einen herrlichen Blick auf den von Dampfern und Nachen belebten Strom, seine Berge und Burgen genießt, zum andern Ufer hinüber. Rechts aus der Ferne grüßt Stolzenfels mit seinen Zinnen und gothischen Thürmen, dann zeigt sich die ebenfalls stolz und prächtig ausschauende Burg Lahneck und, nachdem Station Oberlahnstein vorüber ist, braust der Zug in das engende Lahnthal hinein, immer am Ufer des klaren Flusses entlang. Im Echo hallt das Schnauben des Dampfrosses aus den waldbedeckten, bis dicht an die Bahn herantretenden Bergen und Felsen wieder. Dann weitet sich das Thal ein wenig, prächtige Villen zeigen sich rechts und links und der Zug fährt in Bad Ems ein, um sich der meisten Mitreisenden zu entledigen. Da strömt dann eine elegante Fremdenschaar in den lang gestreckten Ort. Meist sind es Badegäste aus aller Herren Länder; namentlich ist Ruß-

land stark vertreten. Aber auch der Vergnügungsreisenden giebt es genug unter den Ankömmlingen. Der berühmte Krähnchenbrunnen, aus dem der friedlich gesonnene König Wilhelm getrunken, der Gasthof zu den vier Thürmen, in dem er gewohnt und den französischen Botschafter Benedetti vor der französischen Kriegserklärung empfing, das alles will gesehen, die sich am Fluß hinziehende Kuranlage aber auch entschieden bewundert werden.

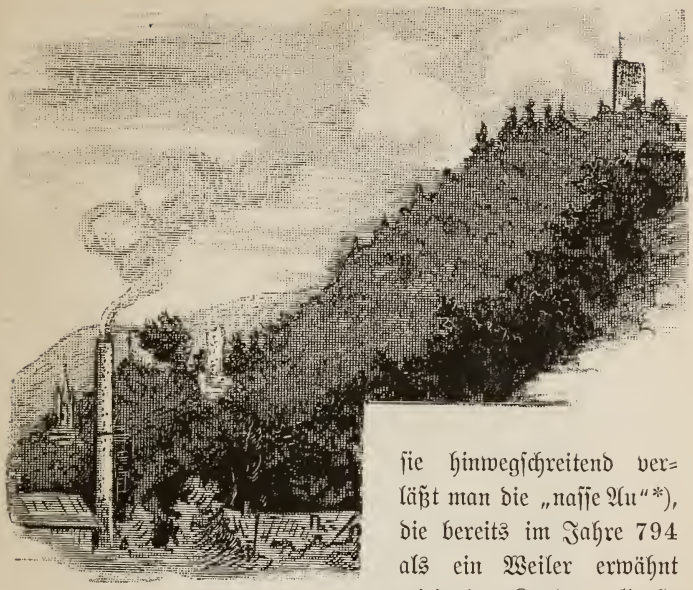
Besonders lohnend ist von Ems aus eine Fußwanderung lahnaufwärts zu dem ungefähr zwei Stunden entfernten Städtchen Nassau. Auf wohlgehaltener Straße, oder auch auf schönem Wiesenpfad geht es dahin; überall waldige Berge, dazwischen der helle Fluß. Malerische Schönheiten bietet das Thal nur wenig, denn es ist zu schmal, um hübsche Fernsichten zu eröffnen, und etwas eintönig sind die grünumlaubten Bergkuppen. Aber wie wohl thut das Grün der Wiese und des Waldes dem Auge und wie erquickend ist der frische Luftzug, der hier weht. Durch einzelne landschaftlich schöne Bilder wird doch der Blick erfreut; so gelangt man schon nach einstündiger Wanderung an den uralten Flecken Dausenau, den die nassauischen Grafen einst von Kurtrier zu Lehen trugen. Von den ehemaligen Befestigungen des Ortes stehen noch zwei hohe Thorthürme. Vor dem grauen Gemäuer des einen breitet eine mächtige Eiche ihre verknorrten Zweige aus. Dieser Ortseingang und rechts die Spiegelung der malerischen Rückseite einer Häuserreihe in der Lahn, dazu ein hochragendes Kirchlein und als Hintergrund ein hoher Bergrücken, das alles ergiebt ein fein getöntes, eigenartiges Bild, welches jeden Maler entzücken muß.

Auch der Anblick des Städtchens Nassau, der dem Wanderer nach einem weiteren Stündchen thalauf zu Theil wird,

ist sehr schön. Die Berge treten am rechten Ufer weit zurück und in dem Thalkessel liegt der Ort mit seiner berühmten Kaltwasserheilanstalt und dem jetzt gräflich Kilmannsegg'schen Schlosse, in dem einst der Minister von Stein das Licht der Welt erblickte, und an dem er zum Andenken an die Befreiungskriege einen gothischen Thurm aufführen ließ, der eine Tonne Goldes gekostet haben soll. Noch sieht man Reste (so z. B. einen Thurm) der ehemaligen, im Jahre 1324 zuerst eingerichteten Befestigung des Fleckens, der ein Vierteljahrhundert später von Kaiser Karl IV. Stadtrechte erhielt. 1589 wurde in dem ehemals wormse'schen, dann kurtrierschen Orte die Reformation eingeführt.

So hübsch der Blick auf das Städtchen selbst ist, ungleich reizvoller in seiner Seitenansicht erscheint doch der am linken Ufer der Lahn liegende Burgberg. Auf seiner Spitze ragt der hohe Thurm der Ruine Nassau, der ehemaligen Stammburg des berühmten Grafen- und nachmaligen Fürstengeschlechts. Weiter unterhalb am Bergeshang zeigen sich die wenigen Trümmer der Burg Stein, ehemals Sitz jenes Geschlechts, dem der berühmte Minister Preußens entsproß, und dicht unter diesen Trümmern erhebt sich das gothische Denkmal, welches das preußische Volk nach dem letzten deutsch-französischen Kriege jenem Mitbegründer vaterländischer Größe dankbar errichtete. Gleich daneben überschneidet der gewaltige Schlot einer auf der Thalsohle liegenden Fabrik die Linie des Bergkammes, gleichsam als wolle er, den Bergtrümmern zum Trotz, den Fortschritt der Zeit bezeugen. Qualm entströmt seiner Mündung und umwallt oft genug die Trümmer einstiger Herrlichkeit.

Am obern Ende des Städtchens, ganz in der Nähe des Bahnhofes, führt eine Kettenbrücke über die Lahn und über

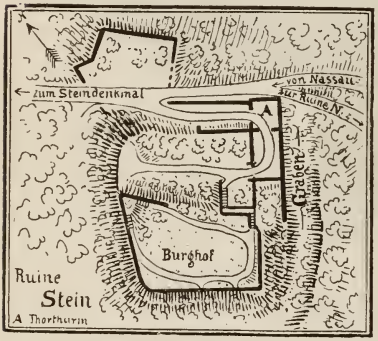


sie hinwegschreitend verläßt man die „nasse Au“*), die bereits im Jahre 794 als ein Weiler erwähnt wird, den Karl der Große der Zelle St. Goar stiftete und der im Jahre 993 durch eine Schenkung Otto's III. an das Bisthum Worms gelangte. Es ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß schon Römer hier angesiedelt waren, denn im Jahre 1877 wurden an dem Orte römische Gräber entdeckt. Bei niedrigem Wasserstande zeigen sich dicht neben der jetzigen Brücke noch Pfeilerreste derjenigen, die ehemals hier über die Lahn führte und die im Jahre 1673 Brandenburgische Truppen, welche von Franzosen verfolgt wurden, in die Luft sprengten. Von der Brücke aus sieht man vor sich in einer kleinen Einsattelung des Berges das nur aus wenigen Häusern bestehende, sich

*) „Nassau madidum territorium significat“ sagt eine alte Genealogie.

ungemein malerisch aufbauende Berg-Nassau mit dem hochragenden Gebäude der Receptur liegen. Nach rechts führt durch schattigen Wald an der Berglehne entlang ein sehr bequemer Weg zunächst nach der etwa zehn Minuten entfernt liegenden Ruine Stein. Wer aber nicht gerne wandern mag und sich, vielleicht nur der Sonderbarkeit halber, lieber einen Ritt verstattet, der findet neben der Brücke zierlich aufgezäunte Eselein oder Maulthiere.

Die kleine Ruine Stein liegt so recht im Walde eingebettet. Viel Sehenswerthes bietet sie nicht mehr. Von dem hohen Thurm der Vorburg, der auf der Scizze nach Merian noch sichtbar ist und der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts also noch gestanden hat, ist nichts mehr vorhanden, doch bestehen die Trümmer des kleineren Thorthurmes noch. Die größte Ausdehnung der Anlage von Süden nach Norden beträgt kaum sechzig Schritt. Der Bergvorsprung, auf dem die Burg steht, fällt nach drei Seiten steil ab, da aber, wo er mit dem Hauptrücken zusammenhing, wurde ein tiefer Graben gezogen, aus dem man auch wohl die Steine zu dem Bau gewann. Wann die Burg erbaut wurde und wen das Geschlecht derer vom und zum Stein als Ahnherrn zu verehren hat, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Ueberhaupt ist, wie Stramberg sagt, der Name Stein den Genealogen immer



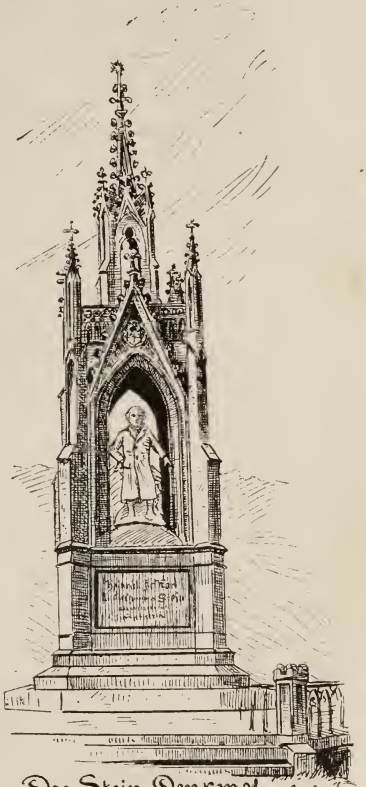
ein Stein des Anstoßes gewesen. Wohl ein Dutzend Geschlechter dieses Namens bewegen sich allein am Mittelrhein. Bestimmt ist, daß diese Steine Burgmannen der Grafen von Nassau waren. Ein Heinrich von Stein war z. B. Bürge des Vertrags, der 1255 die Nassauischen Lande theilte. Ein Friedrich von Stein, der geistlich war, verzichtete im Jahre 1559 auf eine Wormser Domherrnpräbende, hing seine Soutane an den Nagel und begab sich in das Joch der Ehe. Margaretha von Nassau wurde seine „Frau Liebste". Wahrscheinlich ist er später der Augsburger Confession beigetreten, als deren Anhänger ein anderer des Geschlechts, der 1604 geborene

Ruine Stein.

Ludwig (der sich auch zuerst des freiherrlichen Prädikats bediente), viel Kümmernisse zu erdulden hatte. Sein evangelischer Eifer führte ihn 1632 den vor Coblenz liegenden Schweden zu. Als nachmals die Kaiserlichen siegten, traf ihn harte Verfolgung und er mußte landesflüchtig werden. Er nahm aber als Beweis, daß er seinem Eigenthum nicht entsage, den metallenen Eselskopf, den Thürklopfer seines nassauischen Sitzes, mit sich und vertraute dies Pfand den Franziskanern zu Montabaur an. Als ihm nach einem Jahrzehnt seine Besitzungen wieder zuerkannt wurden, holte er seinen Eselskopf zurück und begabte die getreuen Hüter mit einer Jahresrente von einem Malter Korn, der bis zur Aufhebung des Klosters redlich geliefert wurde.

Des Geschlechtes berühmtester Sohn wurde der am 25. October 1757 im Schlosse zu Nassau geborene Karl aus der mit Kindern reich gesegneten Ehe des Kurmainzischen Geheimen Rathes Karl Philipp von Stein mit Henriette Karoline Langwerth von Simmern. Der Name Steins steht mit unverlöschlicher Schrift in dem Herzen jedes Vaterlandsfreundes und seine Verdienste hier zu rühmen, wäre ein unnöthiges Beginnen. Nur mit wenigen Worten möge seiner Laufbahn gedacht werden. — Im Jahre 1780 trat der Dreiundzwanzigjährige nach vollendeten Studien in preußischen Staatsdienst, wurde Oberbergrath in Westphalen, 1795 Präsident der märkischen Kriegs- und Domänenkammer, zwei Jahre später

Oberpräsident der westphälischen Kammer und 1804 Chef des Accise-, Zoll-, Fabrik- und Commercial-Departements im Ministerium. Als heftiger Feind des damaligen Kabinetsregiments erhielt der weitblickende, echt patriotisch denkende Mann am 4. Januar 1807 in Ungnaden seinen Abschied; der König aber konnte seiner so wenig entrathen, daß er ihn sieben Monate später wieder ins Ministerium berief. Jetzt nahm er eine vollständige Reorganisation des preußischen Staates mit ausdauerndem Eifer vor, zog sich deshalb den Zorn des corsischen Eroberers zu und wurde am 16. Dezember 1808 als Frankreichs Feind und als Feind des Rheinbundes geächtet. Landesflüchtig ging er nach Oesterreich und Rußland, bis mit den Befreiungskriegen die Sonne des Vaterlandes wieder aufging und er, Anfangs 1813, zurückkehren konnte. Im October des Jahres richtete er die provisorische Centralverwaltung ein und nahm bei allen wichtigen



Das Stein-Denkmal zu Nassau

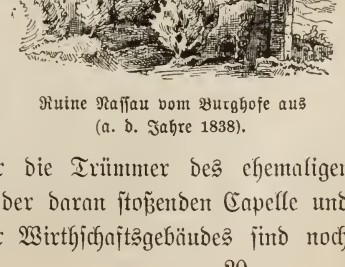
politischen Ereignissen bis 1815 hervorragenden Antheil. Aber in seinen großen Bestrebungen von kleinlichen Partikularisten und von Absolutisten immer mehr behindert, zog er sich nach den Friedensschlüssen zurück und lebte ohne amtliche Stellung abwechselnd auf seinen Schlössern zu Nassau und Kappenberg bei Dortmund. Im Jahre 1819 rief er noch eine hochpatriotische, wissenschaftliche Einrichtung ins Leben; er veranlaßte die Stiftung der Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde. Zuletzt wirkte er als Landtagsmarschall auf den westphälischen Landtagen und starb am 29. Juni 1831 auf Kappenberg. Was er für Preußen, für Deutschland gethan, das blieb unvergessen. Und als nach den Schlachten von 1870—71 das Reich neu geeinigt war, da zögerte das Volk nicht, einer längst schuldigen Ehrenpflicht zu genügen. Dicht unter den Mauerresten der Stammburg des Geschlechts hat es dem großen Staatsmann und Patrioten ein herrliches, von dem Bildhauer Pfuhl geschaffenes Denkmal errichtet. Unter einem aus rothem Sandstein gehauenen, fast zwanzig Meter hohen, offenen gothischen Thürmchen steht des Ministers überlebensgroßes Standbild in cararischem Marmor. Des Denkmals Seiten tragen folgende vier Inschriften: „Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein, geboren 25. October 1757, gestorben 29. Juni 1831." — „Des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein." — „Gewidmet von dem Deutschen Volke." — Vollendet im Jahre der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches.

Es ist ein trefflich gewählter Platz, auf dem sich dies Ehrenmal erhebt. Nördlich schlängelt sich die Lahn durch grüne Wiesen, weiterhin breitet sich Steins freundliches Geburtsstädtchen aus. Aus der Höhe schaut der Thurm der Stammburg Nassau hernieder und im Südwesten eröffnet sich

ein hübscher Ausblick in das grüne idyllische Mosbachthal. Dort am Waldesrande sieht man auch das kleine, strohgedeckte Häuschen liegen, in das sich der Minister so gerne zurückzog, um ungestört seinen Plänen zu des Vaterlandes Bestem nachzuhängen.

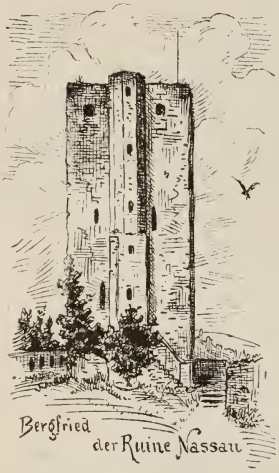
* * *

Auf mäßig aufsteigendem, gutgehaltenem Schlangenpfade durch prächtigen Laubwald bergauf steigend, gelangt man vom Steindenkmal und der Burg Stein aus in etwa zehn Minuten zum Eingang der ungefähr 160 Meter über dem Spiegel der Lahn liegenden Burg Nassau. Ueber dem Thorbogen befindet sich, in Stein gehauen, das Wappen der königlichen und herzoglichen Linie des alten Burggeschlechts und darüber die Erklärung: „Gemeinschaftliche Nassauische Stammburg." Durch einen langgestreckten Zwinger kommt man bald an ein zweites Thor, das zum inneren Burghofe führt. Von den Gebäuden, die ihn einst zum guten Theil bedeckten, wie man z. B. noch aus der Merianschen Ansicht (S. 251) erkennt, ist nichts mehr vorhanden, nur die Trümmer des ehemaligen Palas, des Rittersaales mit der daran stoßenden Capelle und der Rest eines Stalles oder Wirthschaftsgebäudes sind noch



Ruine Nassau vom Burghofe aus (a. d. Jahre 1838).

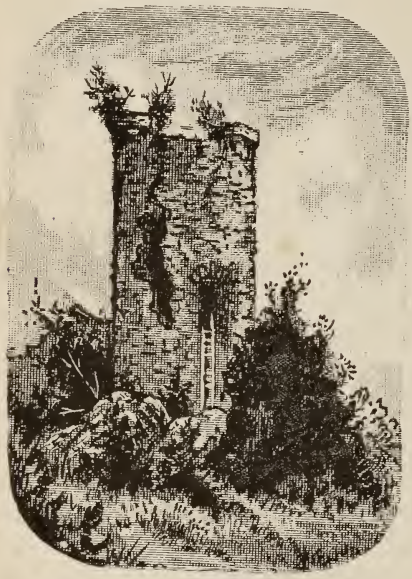
zu erkennen, sowie Ansätze eines Thurmes an der südöstlichen Seite, dem, mit Ausnahme des Daches noch wohlerhaltenen Bergfried im Nordwesten der ca. hundert Schritte langen und vierzig Schritte breiten Anlage gerade gegenüber. Noch vor fünfzig Jahren zeigten sich im Hofe der Burg mehr der Trümmer ehemaliger Gebäude, wie die umstehende kleine Skizze nach einem Stahlstich aus dem Jahre 1838 beweist. Heute hat der getreue Burgwart, Herr Cramer, der — bei Sommertagen — droben haust und die Wanderer schon seit einem Menschenalter mit Speis und Trank erquickt, nicht einmal ein ordentliches Obdach gefunden und seine Küche und Vorratskammer besteht nur in den mit Brettern überdachten Resten eines einstigen Stalles. Der Romantik des Ortes geschieht kein Abbruch dadurch, auch die Bäume und Sträucher, die überall zwischen den Trümmern wachsen, erhöhen nur den poetischen Reiz der Stätte, und die durch die Zeit oder durch die Zerstörungswut der Menschen geschaffenen Mauerlücken gewähren einen schönen Ausblick über die fast die ganze Anlage umgebende zweite Ringmauer und über die Kronen des Laubwaldes hinweg in das reizende Mosbachthal, auf die umliegenden umgrünten Höhen und das am südlichen Burgberge lagernde Dorf Scheuren. Eine weitere Aussicht rings in die Runde genießt man freilich von der Höhe des Bergfrieds aus, doch muß man sich dann bequemen, über achtzig Stufen


Bergfried der Ruine Nassau

emporzusteigen und zwar durch ein enges, dem Hauptthurm angebautes Treppenthürmchen, das bis zur Hälfte des Thurmes viereckig ist und dann fünfseitig bis zur Höhe hinansteigt. Vor zwanzig Jahren, als noch die Crinoline, Dank der Kaiserin Eugenie, florirte, war der Aufstieg für aussichtsbegierige Damen mit besonderen Umständen verknüpft und das feindliche Verhältniß des ungeheuern Reifrocks zu dem engen Treppenthürmchen soll manchen heiteren Zwischenfall hervorgerufen haben. Der Eingang zum Thurm, durch eine äußere Treppe zu erreichen, befindet sich hoch über dem Boden. Ein schönes, gothisches Gemach, neuerdings geschmackvoll wiederhergestellt, enthält der Bergfried als Sehenswürdigkeit, auch sind die Verließe beachtenswerth, die in den letzten Jahren bloßgelegt wurden. Dabei ergab sich, daß unter dem eigentlichen Gefängniß noch andere enge Gewölbe befindlich waren. Sie ziehen sich zum Theil unter der Plattform hin, auf der sich der mächtige Thurm erhebt.

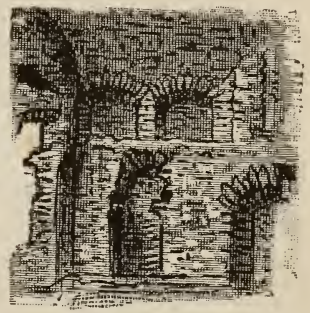
Burg Nassau verdankt ihre Entstehung den Grafen von Laurenburg (Laurenburg), deren ehemaliger Stammsitz sich eine Meile oberhalb an der Lahn befindet. Auf einem steilen, zerklüfteten Berge, in dessen Innerem fleißige Bergleute nach Silber- und Bleierzen wühlen, erheben sich die Trümmer der Burg, die wohl nie eine große Ausdehnung gehabt hat und deren Hauptwohngebäude wahrscheinlich nur der Thurm war, dessen Rest heute noch dräuend ins Thal schaut. Er ist fünfeckig. Seine nach Osten gerichtete spitze Seite scheint die Wendeltreppe zu enthalten, die zur Höhe führte. Droben befanden sich drei kleinere runde thurmartige Erker, von denen noch die Ueberbleibsel sichtbar sind. Auf einer schadhaften Leiter vermag man bei einiger Waghalsigkeit durch den hochliegenden Eingang in das Innere der Ruine zu dringen, die zum

guten Theil mit dem Schutt herabgefallener Decken gefüllt ist. Deutlich kann man noch die Gestaltung der einzelnen Stockwerke erkennen. Das erste über dem verschütteten Verließ enthielt einen Kamin, doch keinen Rauchfang. Der Rauch mußte sich vielmehr durch die Fenster einen Ausweg suchen. Der obere Stock mit seinen zur Aufnahme von Betten und Truhen bestimmten Mauernischen zeigt keinerlei Heizvorrichtung. Nach oben ist der unwirthliche Thurm durch ein Tonnengewölbe abgeschlossen. So klein und roh dieser dennoch sehr starke und schwer zugängliche gräfliche Sitz, nach den Resten zu schließen, gewesen ist, eine Anzahl adliger Burgmannen hat er doch gehabt. Darunter werden die von Lurenburg, genannt Bücher, von Langenau, Specht von Bubenheim, Nassau und Stein genannt. Die Burg, wahrscheinlich um die Mitte des 11. Jahrhunderts erbaut, blieb bis gegen Mitte des 17. Jahrhunderts im Besitz der Hauptlinien des nassauischen Grafengeschlechts, das aus jenem der Lurenburger Grafen hervorging. Letzteres stand schon früh in hohem Ansehen und es wurde



Thurmruine Laurenburg.

vielfach angenommen, daß es dem fränkisch-salischen Kaisergeschlecht entsprossen sei. Diese Annahme ist vielleicht nicht unrichtig, auf geschichtliche Beweisstücke kann sie sich jedoch nicht stützen. Daß die Laurenburger mächtige Herren waren, geht schon daraus hervor, daß sie eine wesentliche Rolle besonders in den alten Urkunden des Erzstiftes Mainz spielten, nachmals, an Ansehen immer mehr gewinnend, stetig bedeutsamer hervortraten, und im Gefolge der Kaiser in deren Schlachten und auf Reichstagen vielfach zugegen sind. Einst sollen nun, der Sage nach, zwei Laurenburger Grafen, Brüder, in den Forsten der ihnen unterstellten Grafschaft gejagt haben. Auf dem Berge, der jenseits der Lahn bei dem alten Weiler Nassau sein rauhes Haupt erhebt, erlegten sie einen starken Hirsch, und als sie in froher Jägerlaune dort droben saßen, sich nach dem anstrengenden Werke mit einem ordentlichen Trunke stärkten und mit hellem Auge in die Gegend schauten, da gab der eine seinem lieben Bruder einen sanften Rippenstoß und sagte: „Du, hier mag besser hausen sein, als auf dem Berg unserer Laurenburg. Weiter schaut man hier in die Gegend hinaus und die Kuppe bietet Raum genug für ein bequemeres Burggesäß.“ — „Schon recht,“ meinte der andere, „aber den Wormsern gehört dieser Grund und Boden.“ — „Was scheren mich die Pfaffen,“ brauste der erste auf. „Wir sind die Grafen des Gaus*)



Aus dem Thurm der Laurenburg.

*) Nach einigen Historikern sollen erst die Nassauer das Grafenamt erhalten haben.

und kein Teufel soll mich hindern, darin eine Burg zu bauen, wo es mir beliebt. Nun erst recht wollen wir den stetigen Ränkeschmieden zum Trotz hier eine Feste errichten, die sich sehen lassen kann." Dieser ritterlichen Logik vermochte sich der zweite nicht zu entziehen und so entstand denn alsbald, es war in den ersten Jahren des 12. Jahrhunderts, da droben eine Burg. Als die von Worms von diesem Bau erfuhren, sangen sie nicht etwa:

„Dem Meister Heil, der hier in treuen Sinnen
Das Haus erschuf auf steiler Felsenwand
Im Waffenschmuck der Thürme und der Zinnen,"

nein, sie erhoben ein gewaltiges Jammergeschrei und wandten sich beschwerdeführend an den Kaiser Lothar. Dieser untersagte zwar den Bau und verfügte, daß das Wormser Stift allsogleich wieder in sein Eigenthum einzusetzen sei, aber die Grafen ließen sich in ihrem gewaltthätigen Beginnen nicht stören und erlaubten sich überdies wohl noch allerlei weitere Eingriffe in die Güter und Rechte des Wormser Hochstiftes. Dieses, nicht müßig, holte sich nun den heiligen Vater in Rom zu Hülfe, der alsobald, von gerechtem Grimme erfüllt, den Bannstrahl gegen die Verächter kirchlichen Eigenthums und ihre Familie schleuderte. Aber auch dies erwies sich als erfolglos. Der Besitz zu Nassau, der überdies ihrer Verwaltung etwas weit ablag, wurde den geistlichen Herren immer mehr zu einer Quelle der Trübsal und der Sorge und so waren sie denn froh, als sich das Hochstift Trier bereit erklärte, ihr Gut an der Lahn samt vierzig Leibeigenen gegen Besitzungen zu Partenheim einzutauschen.

Die Erben der beiden Lurenburger wußten sich mit Trier besser zu stellen, als mit Worms, zumal die Wittwe des einen

Grafen, die schöne Beatrix, ein christliches Sehnen nach Aufhebung des Bannes empfand. Auf ihr Betreiben hauptsächlich kam es dann zum Vergleich und Bischof Hillin von Trier belehnte die Laurenburger, die inzwischen schon angefangen hatten, sich Grafen von Nassau zu nennen, im Jahre 1158 mit der Burg. Dafür mußten sie 150 Mark Silbers zahlen, auch zugestehen, daß dasjenige, was an der Burg etwa Allodium*) sei, mit in den Lehensverband überginge. Ferner mußte die Burg dem Erzstift offen gehalten werden und dem Lehnsherrn war es verstattet, sich droben eine besondere Wohnung und Kapelle zu erbauen.

Als anerkannte Inhaber hausten von nun an die Grafen von Nassau droben auf der Burg, deren Besitz sie durch die Jahrhunderte behaupteten und die im Mittelalter Hauptsitz des Geschlechts blieb. Wie ihre Vorväter, die Laurenburger, so spielten nun auch sie eine nicht unwesentliche Rolle im Reiche und zeigten sich besonders als treue Diener des Kaisers Friedrich Barbarossa. So waren ihrer Zwei im Jahre 1161 bei der Belagerung von Mailand im Heere des Kaisers, und bei einer zweiten kriegerischen Italienfahrt starb der eine im Jahre 1167 vor Faenza an der Seuche, während sein Bruder Robert nach wie vor im Gefolge des Kaisers zu finden ist. Er war unter anderm mit beim Fürstentag zu Gelnhausen (s. Bd. I, S. 26), bei dem Heinrich der Löwe geächtet wurde, und nochmals, als Friedrich zum Kreuzzuge rüstete, sandte er sammt dem Bischof Hermann von Münster, dem Grafen Heinrich von Diez und dem Kämmerer Markward von Neuenburg, auch den Grafen Robert und dessen Vetter Walram zum Kaiser Isaak nach Konstantinopel, damit eine freundliche Unterstützung des Kreuzheeres in des Kaisers

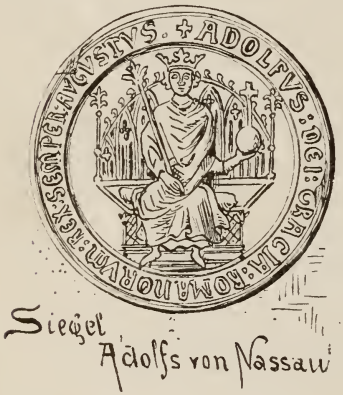
*) Ursprüngliches freies Eigenthum.

Landen bewirkt werde. Der treulose Grieche aber ließ die Gesandten berauben, beschimpfen und in den Kerker werfen, und erst die gefährliche Nähe des mit seinen Kreuzfahrern heranziehenden greisen Barbarossas und dessen Drohungen veranlaßten ihre Freilassung. Da gab's im kaiserlichen Lager zu Philippopel ein großes Jubelfest, als die armen Dulder, es war am 28. October 1189, wiederkehrten. 3000 Ritter in Waffen und Wehr ritten ihnen sechs Meilen Wegs entgegen und als sie vor den Kaiser geführt wurden, da umarmte er weinend den Bischof und den Grafen Robert. Bald darauf fand der greise Heldenkaiser im Flusse Saleph seinen Tod. Die Nassauer Grafen aber stritten tapfer in Kleinasien und litten mit unter den fürchterlichen Strapazen und Entbehrungen. Dann finden wir sie unter den Stiftern des deutschen Ordens. Als im Jahre 1191 des Rothbarts Sohn, der tapfere Herzog Friedrich, der Pest erlag, zogen sie wieder in die Heimath. Den streitbaren Robert hielt es aber nicht lange, er kehrte zum Kreuzesheere zurück und starb in Asien. Sein Vetter und Kampfgenosse hatte inzwischen eine Fehde mit dem alten Feinde des Geschlechts, dem Hochstift Worms, doch wurde sie 1195 durch Kaiser Heinrich geschlichtet. Walram starb im Jahre 1198. Sein kriegerischer Muth lebte in seinen Söhnen fort. So sehen wir Heinrich von Nassau, wie er im Jahre 1212 bei den Wirren, welche zwischen der Anhängerschaft des Kaisers Otto und denen des jugendlichen Friedrich im Reiche entstanden waren, den Trierschen Erzbischof Dietrich von Wied eigenhändig gefangen nimmt und den Ritter Albert von Koblenz, der sich zwischen die beiden werfen will, mit dem Schwerte fällt. Der Geist der alten Laurenburger, die trutzig auf anderer Leute Eigentum ihre Burg erbauten, scheint auch in Heinrich und seinem, nach dem Tode seiner

Gemahlin in den Deutschherrenorden übertretenden Bruder Robert, noch lebendig gewesen zu sein, denn auf dem Grund der dem Stifte Mainz zugehörigen Bierstädter Höfe bei Wiesbaden erbauten sie ihre Burg Sonnenberg und dehnten das Burgfeld immer mehr auf dem Stiftsgrunde aus. Doch im Jahre 1221 kam es zum Vergleich. Die Grafen zahlten dreißig Mark für den keck in Anspruch genommenen Platz, stifteten darauf die Burg sammt Grund und Boden an das Mainzer Domcapitel zurück und nahmen es zu Lehen. Aber nicht nur als eigenmächtige, selbstherrliche Ritter begegnen wir den Burgherrn, auch in friedlicher Thätigkeit lernen wir sie kennen. Sie machen hie und da fromme Stiftungen, treten in wichtigen Urkunden als Zeugen auf und Heinrich, zubenannt der Reiche, erweist sich namentlich dem Deutschherrenorden, den sein Vater und sein Onkel in Kleinasien mitgestiftet hatten und dem sein Bruder Robert nach dem Tode seiner Gemahlin Gertrud beigetreten war, als ein großmütiger Geber.

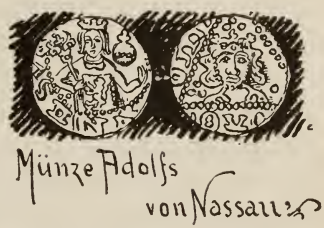
Die Nassauer Grafen mögen auf ihrer Burg ein romantisches Dasein geführt und im Herren- und Frauendienst, in der Verwaltung ihrer Güter und in edlem Waidwerk ein freudiges Genügen gefunden haben. Ihre muthwilligen Edelpagen und Knappen, sowie herumziehende Sänger und Gaukler schufen droben der Kurzweil genug, und einige Phantasie kann auch ungestraft die Bergmännchen, die in den erzreichen Felsen der Gegend hausen, hie und da in Beziehung zu den Burgherren und ihren Angehörigen treten lassen, wie es andererseits auch sicher außer Zweifel stehen dürfte, daß der eine oder andere der Grafen mit den schönen Nixen des Lahnthals — und deren giebt es heute noch — vertrauten Umgang gepflogen. Eine besondere Abwechslung aber brachte

in das romantische Burgleben der Besuch des den Grafen verwandten deutschen Königs Wilhelm von Holland, der im Jahre 1249 droben weilte (siehe auch II. Bd., Heft 11, S. 90) und dem zu Ehren gewiß mancher gute Trunk gethan wurde. Einige Jahre später, am 16. December 1255, fand die erste nassauische Erbtheilung statt. Es vereinigten sich nämlich die beiden gemeinschaftlich regierenden Grafen Walram und Otto, ihr Land und alle Besitzungen zu theilen, so daß ersterer den südlichen, der letztere den nördlichen Theil erhielt. Die Lahn sollte die Grenze bilden. Nur die Stammburg und ihr Besitz und einiges Andere blieb ungetheilt. Walrams zweiter Sohn Adolf (er hat seinen Geburtsschein verloren und man nimmt an, daß er um das Jahr 1248 das Licht dieser Welt erblickte) lernten wir bei der Geschichte der Burg Caub (S. 92 dieses Bandes) bereits als Burgmann dieser Feste kennen. Im Jahre 1292 ward er auf Betreiben seines Verwandten, des Erzbischofs Gerhard von Mainz, einstimmig zum deutschen Könige erwählt. Zwar fielen bei der Wahl seine Mannestugenden, vor allem seine erprobte Tapferkeit, schwer ins Gewicht, mehr aber, daß er, obgleich aus erlauchtem Hause, doch nur Weniges sein eigen nannte; denn die Kurfürsten wollten keinen durch seine Hausmacht schon starken König, der ihnen die Wage hielt, sondern einen Herrscher, von dem sie hofften, er würde sich, selber machtlos, von ihnen,



Siegel Adolfs von Nassau

den Mächtigen, lenken lassen. Aber sie hatten sich in Adolf getäuscht und argwöhnisch sahen sie zu, wie er sich, um seinen Thron zu stützen und Macht zu erlangen, bemühte, in Thüringen und Meißen, zum Nachtheil rechtmäßiger Erben, Land und Leute zu erwerben. Inzwischen hatte Rudolfs von Habsburg finsterer Sohn Albrecht Macht gewonnen; Adolf aber, der als Kaiser manche Versprechungen, die er als Graf gemacht, nicht halten konnte oder wollte, machte sich viele Mächtigen zum Feinde. Besonders war ihm nun der Erzbischof von Mainz aufsässig, und so kam es, daß er schließlich am 23. Juni 1298 seines Thrones entsetzt wurde, während man Albrecht von Oesterreich zum König kürte. Es kam zum Kampf zwischen beiden. Adolf schien anfänglich die Oberhand zu gewinnen, aber, von seinem Gegner zwischen Gellheim und Rosenthal bei Worms überlistet und umstrickt, fiel er am 2. Juli 1298 nach ungemein tapferer Gegenwehr, wie es (nach einer unbegründeten Sage) heißt, von Albrechts eigener Hand. Im Dom zu Speier liegt er, ebenso sein Feind, begraben. Die Sage hat dem todten Helden manches Kränzlein geflochten. Am zartesten und ergreifendsten ist die (geschichtlich haltlose) Mär von seinem Verhältniß zu der schönen Imagina: Adolf soll bei einer Fehde gegen den dem König von Frankreich anhangenden Bischof von Straßburg verwundet und in ein Nonnenkloster verbracht worden sein. Eine junge, liebreizende Novize pflegte ihn und wachte an seinem Lager; da merkte der König bald, daß er eine neue Wunde, diesmal in seinem Herzen, empfangen habe. Er wagte



(geprägt in Dortmund, die Rückseite zeigt das Bildniß des heiligen Reinhold.)

es, der tief erröthenden Imagina seine Neigung heimlich zu gestehen; das aber verscheuchte sie und dem darob mißmuthigen Helden ward eine andere, alte und häßliche Nonne als Wärterin zu Theil. Einige Tage gingen so dahin; da öffnete sich in der vierten Nacht, als alles im Kloster schlief, die Thür zu Adolfs Gemach. Imagina war's, die dem König mittheilte, daß ihn der Bischof in selbiger Nacht aufheben lassen wolle. Sie sei gekommen, ihn zu retten und ihm den Weg zur Flucht zu zeigen. Sie nahm ihn nun an der Hand und führte den von seinem treuen Windspiel Gefolgten durch die verschlungenen Pfade des Klostergartens und durch einen angrenzenden Wald an das Ufer des Rheines. Dort wollte sie sich von ihm trennen, um ins Kloster zurückzukehren, aber der König bat sie so inständig, bei ihm zu bleiben, daß sie sich endlich, von Liebe bezwungen, in seine Arme warf. In kleinem Fischerkahne flohen sie über den Rhein und Adolf barg seinen Schatz vor den Augen der Welt in einer Burg, die er in einsamer Gegend erbauen ließ und Adolfseck benannte. Im Jahre 1631 war sie noch ziemlich gut erhalten und zeigte in einem Fenster des Königs Wappen mit der Inschrift:

Wenn Sünd nicht hätte Sünden Namen
Wollt ich mich doch der Sünden schamen.

Jetzt ist die bei Schwalbach gelegene Burg eine Trümmerstätte.

Der König verlebte mit dem liebreizenden Weibe auf Adolfseck schöne Zeiten und vergaß, von seinen Kriegszügen heimkehrend, oftmals die Mühsale und Nöthen seines Herrscherthums. Da kam's zum Kriege mit Albrecht von Oestreich. Imagina, voll banger Ahnungen, wollte den Geliebten nicht allein ziehen lassen und folgte ihm in ritterlicher Kleidung. Mit Mühe nur vermochte er sie zu bestimmen, der Schlacht

fern zu bleiben und in dem nahen Kloster Rosenthal die Entscheidung zu erwarten. Dort in der Kirche lag sie auf den Knieen und rang die Hände in brünstigem Gebete, bis die Nacht herniedersank. Da plötzlich sprang des Königs Windspiel, das ihn in die Schlacht begleitet hatte, herein, winselte und zupfte die Beterin am Gewande. Wankenden Schrittes folgte sie dem treuen Thiere, das sie mitten aufs Schlachtfeld zu einem Gefallenen führte. Beim Scheine eines nahen Wachtfeuers erkannte Imagina den Geliebten. Mit bleichem Antlitz und blutigen Locken lag der Held dahingestreckt, erschlagen, todt, und das unglückliche Weib warf sich über ihn in unendlichem Jammer. Andern Tages wurde Adolfs Leichnam zur Ruhe bestattet, des Königs schöne Geliebte aber konnte durch nichts bewegt werden, das Grab zu verlassen. Sie weigerte sich, Speis und Trank zu sich zu nehmen und nach wenigen Tagen fand man sie eines Morgens todt auf der Ruhestätte dessen, der für sie alles war.*) —

Der Vertrag, den Walram und Otto von Nassau im Jahre 1255 geschlossen, erfuhr ungefähr hundert Jahre später in Bezug auf die Stammburg eine Aenderung dahin, daß das Geschlecht der Burg Wege, Pforten, die beiden Thürme, den Burgplatz und den Brunnen in Gemeinschaft halten wollte, daß die übrigen Gebäude aber getheilt werden sollten. Jede Linie möge ihren Theil erweitern oder einrichten, wie es ihr beliebe, doch dürfe dabei keiner dem andern wesentlich zuvorkommen. Die Sage hat sich dieses Stoffes bemächtigt und erzählt von zwei feindlichen Brüdern, die droben hausten und mitten durch den Burgfrieden eine Mauer zogen. Der eine soll auch, neidisch auf den stolzen Bergfried des andern, in

*) In der Geschichte stellt sich der Tod Imaginas, der Gemahlin Adolfs, anders dar.

seiner östlichen Hälfte einen hohen Thurm errichtet haben, denselben, dessen Reste heute noch zu erschauen sind. Wahrscheinlich hängt diese Mär mit dem Streite des Grafen Ruprecht, Walramschen Stammes, und Johanns von Nassau-Dillenburg zusammen. Letzterer wurde in der im Jahre 1372 entbrannten Fehde aus seinem Burgantheil vertrieben und Ruprecht riß, um die Vertheidigung der Feste zu erleichtern, alsbald die das Schloß umgebenden Burghäuser und einen stolzen, den Burgmannen von Nassau und von Staffel gehörigen Thurm nieder. Johann hatte sich inzwischen drunten im Städtchen festgesetzt, konnte sich aber anfänglich nicht halten, bis er endlich doch die Knechte Ruprechts wieder verjagte. Bei diesem Kampfe brannte der ganze Ort ab und blieb lange von den Einwohnern verlassen. Ueberhaupt wird Nassau mit der umliegenden Landschaft oft schwer unter den Fehden gelitten haben, welche die Grafen führten, so z. B. auch in dem Streit mit Katzenellenbogen, der schließlich von den vier rheinischen Kurfürsten geschlichtet wurde. In den betreffenden Gegenden mag es traurig ausgesehen haben; eine Stelle in der Urkunde des vorläufigen Vergleichs vom 13. Februar 1393 lautet bezeichnend genug, daß die Kirchen und Kirchhöfe zu Haiger, Selbach und Nassau, die im Verlauf der Fehde verbrannt, zerstört oder zum Theil in Festen verwandelt wurden, bis Jacobi des Jahres hergestellt, die Befestigungen geschleift, die Kirchhöfe von neuem geweiht werden sollten.

Andere Zeiten kamen, auch für die Geschichte des Geschlechts und der Burg. Ersteres theilte sich in zahlreiche Linien, die nach ihrem Besitz die Namen Nassau-Diez, N.-Hadamar, N.-Weilburg, N.-Wiesbaden, N.-Idstein, N.-Siegen, N.-Dillenburg, N.-Usingen, N.-Saarbrücken, N.-Oranien u. s. w.

führten. Fürsten der letzteren Linie, Abkömmlinge jenes Otto, der mit seinem Bruder Walram die Theilung des Nassauischen Besitzes vornahm, spielten wichtige Rollen in der Geschichte und lenkten die Geschicke der Völker. So Wilhelm I., der Schweigsame, der Begründer der niederländischen Unabhängigkeit und Statthalter des Landes wurde, eine Würde, die noch viele seiner Nachkommen erblich bekleideten. Einer von ihnen erhielt Englands Königskrone. Und als die holländische Republik zum Königreich erhoben wurde, bestieg die Ottonische Linie des Hauses Nassau den Thron, den es heute noch inne hat. Nachkommen Walrams aber wurden Herzoge von Nassau, bis sie nach Einverleibung ihres Landes in den preußischen Staatskörper der Herrschaft verlustig gingen. Mit dem Aussterben des Mannesstammes der Ottonischen Linie, deren letzter männliche Sprosse der derzeitige greise König der Niederlande ist, fällt ihnen die Krone des Großherzogthums Luxemburg zu.

Noch blüht das alte Geschlecht der Zukunft entgegen, ist auch sein Stammsitz, dessen dem heil. Johannes geweihte Burgkapelle im Jahre 1530 noch mit einem eigenen Caplan besetzt war, längst zerfallen. Da mit den Fortschritten der Kriegskunst auch Burg Nassau bedeutungsloser wurde und selten noch einem Grafen zum vorübergehenden Aufenthalt diente, verödete das Gebäude. Schon zu Ende des 16. Jahrhunderts war es kaum noch bewohnbar und die Dächer waren zum Theil eingestürzt. Merian wird in seiner Aufnahme aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts manches in ein besseres Licht gerückt haben. Das Geschlecht aber, das von der Burg seinen Ausgang nahm, hat auch den Trümmern derselben pietätvolle Aufmerksamkeit bewahrt. So wurde im Jahre 1824 der beiden Nassauischen Linien Gemeinschaft an

dem Besitz des Schloßbergs und den Ruinen in aller Form erneuert und es ist Sorge getragen, daß die Trümmer nicht noch mehr verfallen. Nicht nur der Vergnügungsreisende, sondern viel mehr noch der ernste Freund der Geschichte erkennt dies dankbar an. Reden doch jene Steine auch von einer denkwürdigen Vergangenheit und von der wechselreichen Geschichte eines deutschen Fürstenhauses.

Nassauische Wahlsprüche

Adolf von Nassau, deutscher König, † 1298.

Besser ein Mann sein und kein Geld haben, als Geld haben und kein Mann sein.

Engelbert, Graf v. Nassau, † 1506.

Ce sera moy Nassau. (Ich, Nassau, werde es sein.)

Renatus von Nassau, Prinz von Oranien, † 1544.

Hoc quoque fecissem, si mihi vita foret. (Auch dieses hätte ich gethan, wenn ich das Leben behalten.)

do.

Je maintiendrai Chalons. (Ich werde Chalons aufrecht erhalten.)

Philipp, Graf zu Nassau-Saarbrücken, † 1554.

Virescit virtute virtus. (Die Tugend erstarkt durch die Tugend selbst.)

Wilhelm I von Nassau-Oranien, † 1584.

Usque quo fortuna. (Soweit das Glück.)

do.

Manu tenebo. (Ich werd's in der Hand halten.)

Johann Ludwig, Graf von Nassau, † 1605.

Dulce et decorum est pro Christo et patria mori. (Süß und ehrenvoll ists, für Christum und das Vaterland zu sterben.) Vgl. Horaz Oden III. 2. 13.

Philipp Wilhelm, Graf zu Nassau-Oranien, † 1618.

Sustinendo progredior. (Stützend schreite ich vorwärts.)

Johann, Graf zu Nassau, † 1620.

Plutôt mourir. (Lieber sterben.)

Ludwig, Graf zu Nassau, † 1625.

Patience aide innocence. (Geduld hilft der Unschuld.)

Moritz von Nassau, Prinz von Oranien, † 1625.	Bonae spei. (Voll guter Hoffnung.)
do.	Post nubila Phoebus. (Nach bösem Wetter Sonnenschein.)
do.	Respublica demum florebit. (Der Staat wird schließlich wohl gedeihn.)
do.	Invicti animi praemium. (Der Lohn unbesiegten Muthes.)
Albrecht, Graf von Nassau, † 1626.	Alles nach Gottes Willen.
Wilhelm II von Nassau-Oranien, † 1650.	Savis tranquillus in undis. (Mitten in wüthenden Wellen ruhig.)
do.	Gardez-vous bien de mécompte. (Hütet euch wohl vor Täuschung.)
Wilhelm, Graf zu Nassau.	Rathen und reiten thuts.
Ludwig, Graf zu Nassau, † 1653.	Herr, dein Wille geschehe (Matth. 6, 10).
Wilhelm der Schweigsame, Graf von Nassau-Oranien, † 1702.	Audaces fortuna juvat. (Dem Kühnen hilft das Glück.) [Ciceros Sprüchwort.]
Georg August, Fürst zu Nassau, † 1721.	Honeste et decenter. (Ehrsam und wohlanständig.)
Carl August, Fürst zu Nassau, † 1753.	Aspera oblectant. (Beschwerden sind [meine] Freude.)
Nassau-Oranien.	Je maintiendrai ... (Ich werde aufrecht erhalten ...)
Nassau.	Ne supra modum sapere oder Ne ultra modum sapere. (Nicht übermäßig weise sein.)
do.	Spes durat avorum. (Die Hoffnung der Väter dauert fort.)

Druck von Pöschel & Trepte in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorwort IV

Schloß Burg an der Wupper 5

Burg Weibertreu bei Weinsberg 41

Der Pfalzgrafenstein und die Burg Caub oder Gutenfels . . 73

Die Taunusburgen Königstein, Falkenstein und Cronberg . . 107

Schloß Mespelbrunn im Spessart 169

Der Kyffhäuser 203

Burg Nassau und die Burgen Stein und Laurenburg . . . 241

Nassauische Wahlsprüche 270

Anmerkung. Das Verzeichniß sämmtlicher in Band I und II erwähnten Burgen siehe am Eingang des Buches.

Druckfehlerberichtigungen und Ergänzungen

zum I. und II. Band.

Bd. I Seite 19 Z. 9 von oben lies: Gräde statt Gaden.

„ Z. 4 von unten lies: ein Kleinod mittelalterlicher Baukunst.

Bd. I Seite 70 Z. 8 von unten lies: Wildenstein statt fels.

Bd. I zu Seite 102 ergänze, daß das Hutten-Sickingen-Denkmal am 2. Pfingstfeiertag 1889 enthüllt wurde.

Bd. I Seite 130 Z. 2 von oben lies: alten, statt mittelalterlichen.

Bd. I Seite 137 Z. 13 von oben lies: zuerst wieder seine Hauptstadt an der Lahn.

Bd. I Seite 166 Z. 3—5 muß, wie folgt, umstellt werden: diente auch dem Kaiser Max in drei Schlachten und war pfälzischer Kriegsoberster in der pfälzisch-bayrischen Fehde.

Bd. II Seite 59 Z. 4 von unten lies: Justinus statt Justinius. Seite 60 Z. 1 lies: Mayer statt Meyer, desgl. Seite 70 Zeile 3 von unten.

Bd. II S. 183 u. 185 lies statt Aulborn: Aulenbach. Wie der Besitzer dieses Schlosses, Freiherr F. von Mairhofen mittheilt, ist es seit 1570 im Besitz der Familie, welche es seiner Zeit von Kaiser und Reich als Entschädigung für ihre i. J. 1525 im Bauernkriege zerstörten Besitzungen in Schwaben, sammt der Herrschaft Klingenberg a. M., zu Lehen erhielt. Kurz darauf erwarb die Familie auch um 200 000 rhein. Gulden die Allodialgüter der Kotteritz von Aulenbach und befinden sich diese Besitzungen heute noch im ungetheilten Besitz derer von Mairhofen.

Bd. II S. 210 ist zu ergänzen, daß zum Kaiserdenkmal auf dem Kyffhäuser bis zum September 1889 über 300 000 Mark eingingen.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21182 6760

Date Due

All library items are subject to recall at any time.

AUG 29 2007		
SEP 13 2007		

Brigham Young University